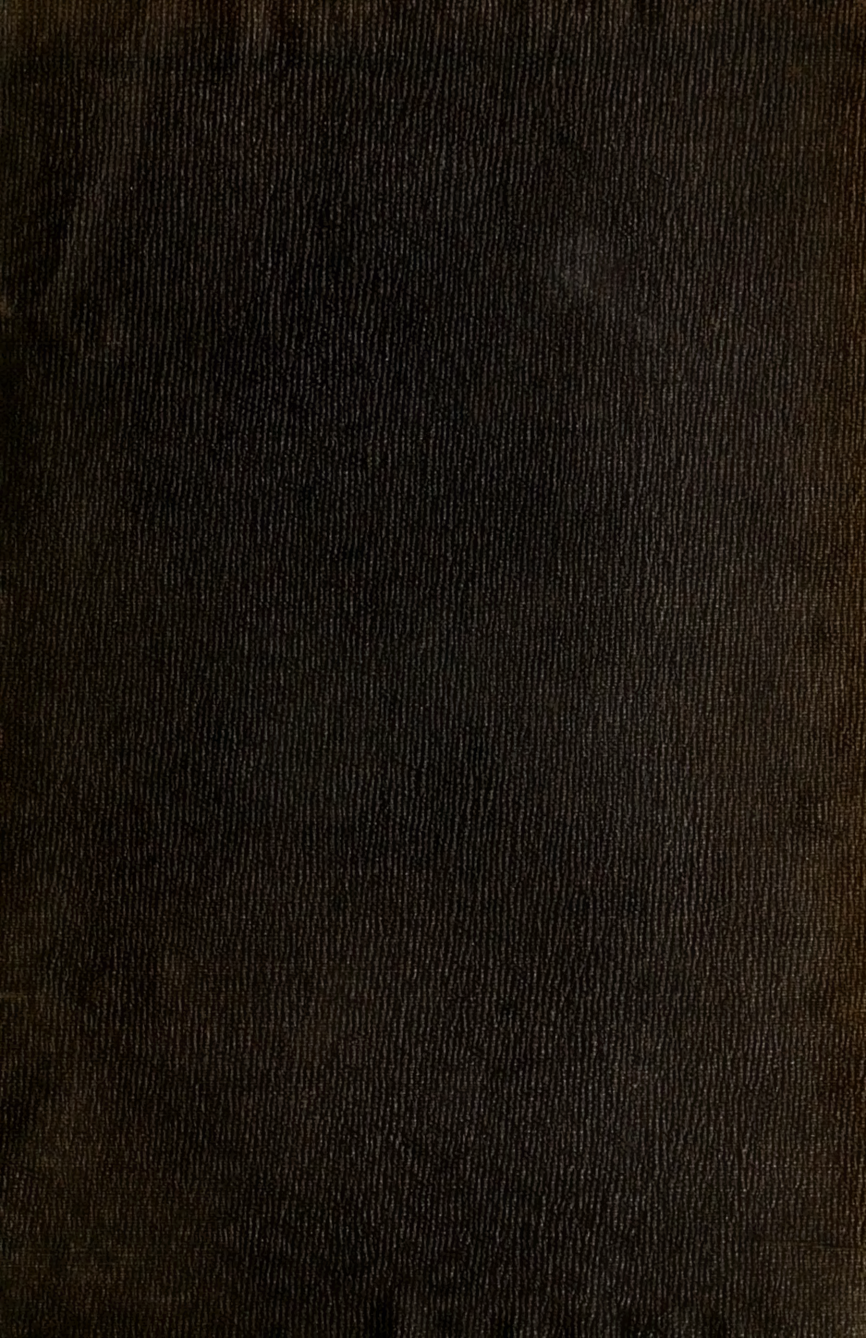
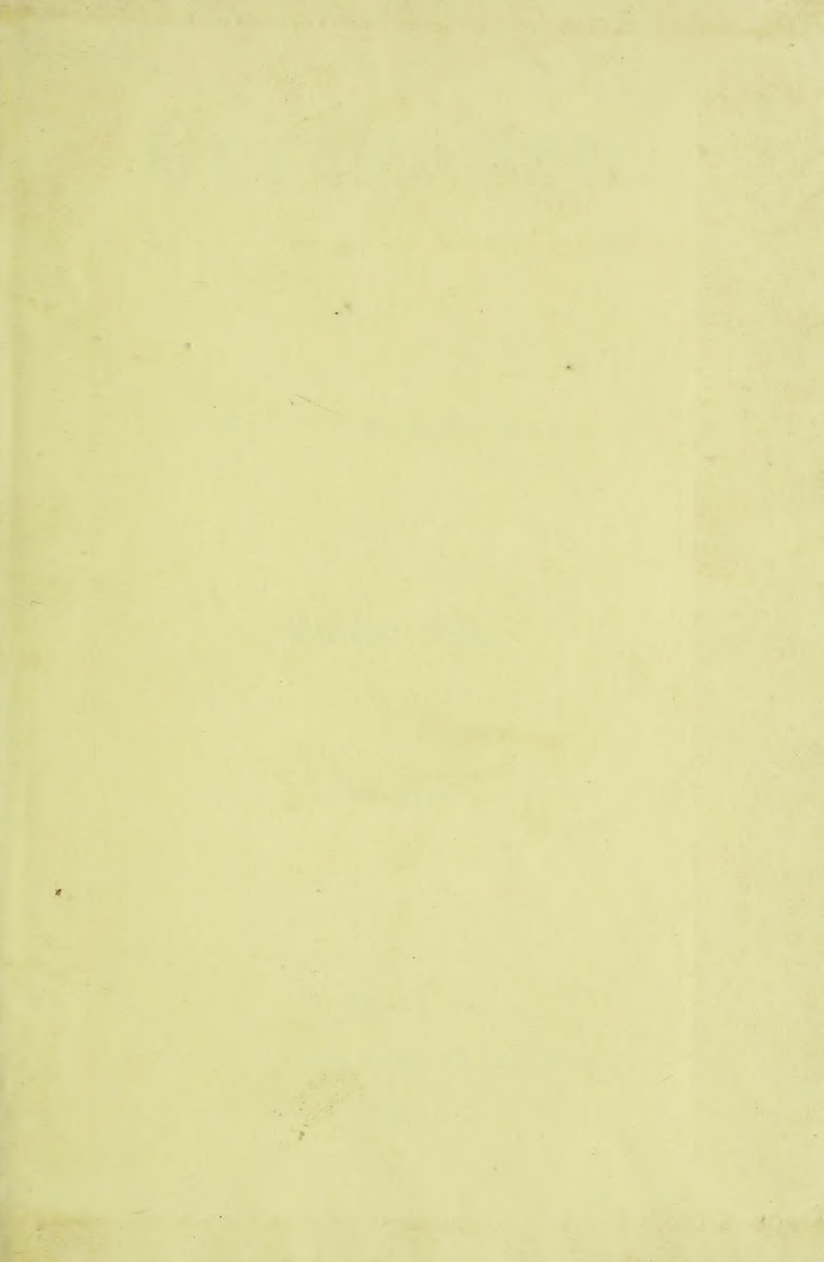






Beethoven.

Historischer Roman

von

Heribert Rau.

Dritter Theil.

Frankfurt a. M.

Verlag von Meidinger Sohn u. Comp.

1859.

Druck von C. W. Leske in Darmstadt.

Inhalt.

III. Das Drama beginnt.

(Beethoven als Mann.)

Das böse Prinzip.

Wenn uns schon bei dem Erbleichen jedes einzelnen Jahres die Mitternachtstunde, die es verschlingt, ein feierliches memento mori entgegenruft; wenn bei dieser Gelegenheit schon der Gedanke, daß wieder ein nicht unbedeutender Zeitabschnitt unseres Lebens unwiederbringlich in das unerschöpfliche Meer der Vergangenheit hinabgeglitten sei, uns unwillkürlich mit tiefem Ernst erfüllt, um wieviel gewaltiger muß dann jeden denkenden und fühlenden Menschen der Scheidegruß eines versinkenden Jahrhunderts berühren?

Und in der That! die Menschheit steht ja dann an einer ungeheuren Gruft, bereit, eine Riesenleiche einzusargen. Und um die Riesenleiche schaaren sich die bleichen Geister all der zahllosen Wünsche und Hoffnungen, die das erblich'ne Säculum der Menschheit gab, und die das unerbittliche Geschick dennoch

zum großen Theil mit seiner kalten Marmorfaust zerdrückt und mitgebettet hat in des Jahrhunderts Sarg.

Ja! wie Vieles, was den Einzelnen, den Völkern und der Menschheit als groß, ehrwürdig, lieb und theuer galt, sank mit zu Grabe?

Jeder Einzelne ruft daher wohl beim zwölften Glockenschlage: Schlaft wohl, ihr Theu'ren, die die Zeitenwellen hinabgespült in der Vergessenheit unersättlichen Schlund! — schlummert fort in der Erinnerung Schooß, ihr großen Menschen, die ihr euch durch erhabene Thaten und mit eurem Tode die Liebe der Nachwelt erkauft; — ihr Hoffnungen und Wünsche die ihr, noch kaum geboren, starbt, . . . lebt wohl! Denn flüchtig und vorübergehend ist ja Alles hier in Zeit und Raum.

Aber . . . wie vor Alters in Frankreich die Sage ging: „der König stirbt nicht!" und wie man daher den Tod eines Königs von Frankreich dem Volke mit den Worten verkündete: „Le roi est mort! vive le roi!" — so ist es auch bei der Königin des Lebens, der Zeit. Denn kaum ist das Jahrhundert mit der Mitternacht letztem Glockenschlage begraben, so erhebt sich — mit dem funkelnden Diadem der Morgenröthe einer neuen Zeit geschmückt, das neue Jahrhundert gleich einer jugendlichen Königin. Und die Menschheit jubelt ihm entgegen, und in seinem Gefolge fliegen den Völkern neue Wünsche, neue Erwartungen, neue

Hoffnungen zu und neues Glück oder Unglück schießt unter seinen Tritten auf. In solchem Wechsel ziehen denn Jahrtausende dahin:

Und Völker kommen, Völker geh'n,
Wie Blätter grünen
Und im Sturm verweh'n!

Wenn sich aber jemals bei dem Scheiden eines Jahrhunderts und dem Anbruch eines neuen solche Gedanken und Gefühle in den Herzen und Geistern der Menschen regten, so war dies gewiß um jene Zeit der Fall, von der wir hier schreiben, — nämlich bei dem Schlusse des achtzehnten und dem Anbruch des neunzehnten Jahrhunderts, die beide der Welt einen einzigen Namen entgegendonnerten; aber einen Namen, zu dem die Völker entweder aufjauchzten, oder vor dem sie bis in das Mark ihrer Seele erbebten; und dieser Name war: Napoleon Buonaparte!

Den 23. August 1799 war Napoleon, nach dem Siege bei Abukir, von seinem denkwürdigen Feldzuge in Egypten nach Frankreich zurückgekehrt, das ihn, als den Retter der Republik, mit Jubel empfing und im Triumphe nach Paris führte. „Ich habe die Republik siegreich und mächtig verlassen und finde sie besiegt und unmächtig wieder!" waren die Worte, die er hier mit vollem Rechte dem Directorium in das Antlitz schleuderte; denn England, im Vereine mit Rußland und der Pforte, hatte nebst Oesterreich den Krieg so

energisch fortgesetzt, daß die Fahnen der Republik wieder über den Rhein zurückgedrängt waren. Auch aus Italien waren sie vertrieben worden, und zu dem allen kamen noch innere Kriege und Empörungen.

Da schien Frankreich und allen der Freiheit und dem Völkerrechte schlagenden Herzen in Napoleon, dem Republikaner, ein Stern der Hoffnung aufgegangen zu sein. Laut verlangte daher die öffentliche Meinung nach einer Veränderung der Regierungsform, und wahrlich, das neue Jahrhundert sollte sie bringen. Der Rath der Alten übertrug voll Vertrauen Napoleon den Oberbefehl über die Truppen; kaum aber war Buonaparte zu dieser Würde gelangt, so vernichtete er am 9. November (18 Brümaire) die Directorialgewalt und schwang sich an die Spitze der drei provisorisch ernannten Consuln. Die vierte Constitution der Republik ward am 15. Dec. (22 Frimaire) 1799, proclamirt und Napoleon Buonaparte mit einer fast königlichen Gewalt auf zehn Jahre zum Oberconsul erwählt.

Mit diesem Ereignisse von unberechenbarer Wichtigkeit und Tragweite schloß das achtzehnte Jahrhundert; war es da ein Wunder, daß die ganze civilisirte Welt dem neunzehnten mit einer nie dagewesenen Spannung entgegen ging? Wie vor dem Antichrist zitterte vor Buonaparte das Königthum und die ganze Partei der Royalisten und der Legitimität; als dem Begründer

einer neuen großen Zeit der Freiheit und des Völkerglücks jauchzte ihm nicht nur das republikanische Frankreich, sondern auch gar viele edle Männer und Frauen anderer Länder entgegen, die in ihm das Urbild eines echten Republikaners sahen. Niemand aber war in dieser Beziehung begeisterter für ihn, — Niemand staunte ihn mehr an, — Niemand hoffte glühender durch ihn das siegreiche Durchdringen einer Platon'schen Republik, als: Ludwig van Beethoven.

Und er und Frankreich und so viele edle und vernünftige Männer und Frauen schienen sich anfänglich nicht getäuscht zu haben.

Tüchtige Männer standen dem ersten Consul an der Seite; sein scharfer Blick hatte sie sofort gefunden und erkannt, sein ungemeines Feldherrntalent stellte sie sogleich an den rechten Platz. Wohl kann man daher behaupten, daß der Zeitraum der Consularregierung — also der Anfang und Sonnenaufgang des neunzehnten Jahrhunderts — einer der segensreichsten für das französische Volk gewesen. Ein neues Gesetzbuch ward ausgearbeitet, Handel und Wandel blühten auf's Neue, Künste und Wissenschaft fanden Aufmunterung, Ackerbau und Fabrikwesen erhoben sich, die Emigrantenliste ward geschlossen und ein allgemeiner Friede versprochen.

Und wer weiß, wie sich die Verhältnisse Europa's gestaltet haben würden; wer weiß, welche ganz andere

Richtung der Genius Napoleon's eingeschlagen hätte, — wenn sich nicht England, Oesterreich, das deutsche Reich, Rußland, Neapel und die Pforte jeder neuen Einrichtung, die auch nur im Entferntesten einen republikanischen Anstrich zeigte, starr widersetzt haben würden. „Lieber mit der Hölle Frieden, als mit Napoleon!" — war das Losungswort in dem Lager der Royalisten und der Legitimität, und so blieben diese sämmtlichen Reiche zum Kriege gegen Frankreich gerüstet. Was lag nun näher, als daß sich ein Mann, wie Buonaparte, den Frieden, der ihm auf dem Wege der Güte verweigert wurde, mit dem Schwert erkämpfte, und so begann — ein trauriger Frühgruß des neunzehnten Jahrhunderts — der Schlachtendonner auf's Neue.

Ein zweiter Hannibal drang Buonaparte über den großen Bernhard in Italien vor und stellte die cisalpinische Republik wieder her. Am 14. Juni 1800 entschied die blutige Schlacht bei Marengo das Schicksal Italiens zu Gunsten Frankreichs.

Merkwürdiger, furchtbarer Tag! — — — Schon waren die Franzosen auf beiden Flügeln geschlagen, da erneute sich am Abend, unterstützt von Desaix's Reserve, der heiße, der wüthende Kampf, und das Wort Napoleon's: „Kinder, ihr wißt, daß ich gewohnt bin, auf dem Schlachtfelde zu schlafen!" führte seine Schaaren nach dreizehnstündigem Kampfe zum

Siege, der freilich durch den Tod Desaix's und so vieler Tapferer theuer genug erkauft wurde.

Jetzt aber verließ auch Buonaparte das italienische Heer, dessen Oberbefehl er an Massena übergab und eilte — ein Schrecken der europäischen Kabinete — geschmückt mit den Lorbeeren von Marengo nach Paris zurück.

Im Siegestaumel empfing ihn das französische Volk, und hier in Paris schrieb er jetzt den Gesandten der fremden Staaten demüthigende Gesetze vor. Endlich — den 15. Juli 1800 — kam zu Parsdorf ein Waffenstillstand zuwege. Er kostete freilich dem deutschen Reiche seine südwestlichen Kreise, die Frankreich überlassen werden mußten; aber die Hauptsache war, daß darauf hin ein Friedensvertrag entworfen wurde, auf den sich sofort alle Hoffnungen Deutschlands richteten.

Man kann sich daher kaum die Freude denken, welche die Nachricht von diesem Waffenstillstande überall verbreitete. Auch in Wien ward sie mit Jubel aufgenommen und alle Welt war hier schon des abzuschließenden Friedens gewiß, während im Geheimen an demselben Tage von Wien aus neue Rüstungsbefehle ausgingen und Erzherzog Johann in größter Stille mit dem Oberbefehle betraut wurde.

Dennoch feierte der Hof mit der ganzen Bevölkerung die frohe Botschaft, und zwar — da es ein

wunderherrlicher Julitag war — durch eine so glänzende Praterfahrt, wie diejenige am ersten Mai gewöhnlich zu sein pflegt.

Keine Verordnung, keine Ankündigung war zu diesem Zwecke erschienen; der Gedanke war wie von selbst in den jubelnden Seelen aufgetaucht; verbreitete sich mit Blitzesschnelle durch die ganze Stadt, ja bis zum Hofe, und fand einen solchen Anklang, daß die Ausführung im glänzendsten Maße und wie verabredet erfolgte.

Nun aber muß man wissen, was der erste Mai in Wien bedeutet? und was eine Praterfahrt an diesem Tage heißt!

Der erste Mai ist für Wien ein Festtag, wie kein anderer. Hunderte der schönsten, der glänzendsten Equipagen und viele, viele Tausende von Menschen eilen an diesem Tage durch die Jägerzeile nach dem Prater, dem großen Schauspiele seiner Einweihung beizuwohnen. Und dieses Schauspiel ist, wenn es das Wetter einigermaßen begünstigt, ein prächtiges, ein imponirendes.

Bekannt ist es ja, daß keine Stadt der Welt einen Vergnügungsort hat, durch den sie sich so trefflich charakterisirt, als Wien durch seinen Prater. Entfaltet sich hier doch in den Tagen des Frühlings der ganze Reichthum, der volle Glanz des österreichischen Adels auf die prächtigste und verschwenderischste Weise. Bis

gegen Ende des Monates Mai währen hier von Nachmittags drei Uhr an bis in die Nacht hinein die berühmten Praterfahrten. Von den glänzenden kaiserlichen Hof-Equipagen an, bis herab zu den einfachen schwerfälligen Miethkutschen folgte bei diesen Gelegenheiten schon damals Wagen auf Wagen, die bald im Schritt, bald im Trab die Hauptalleen dieses herrlichen Parks durchfuhren. So auch war es heute! Zu beiden Seiten Reiter und Fußgänger und — aus den Wiesen und Gebüschen der nächsten Umgebung freundlich hervorschauend — unzählige Wirthschaften und Kaffeehäuser, um welche sich die bunte Menge in ungetrübter Heiterkeit und Freude drängte.

Bei Gott! herrlicher wie eben jetzt hatte sich das Bild des Praters wohl noch niemals zu einem bezaubernden, an prächtigen Farben überreichen Ganzen zusammengefügt!

Auf die eigentliche Praterfahrt hingewendet, hatte das Auge Mühe, die rasch sich vorüberdrängenden Einzelbilder, wenn auch nur flüchtig, festzuhalten. Die prächtigen Pferde, die man schon damals in solcher Anzahl und Pracht nur in Wien fand, — die eleganten, trefflich gebauten Wagen, in deren Innerem sich die reichsten Toiletten entfalteten, folgten sich zu Hunderten, auf der linken Seite hinunter, auf der rechten hinauf, in der Mitte von reitenden Gensdarmen auseinander gehalten.

Und welchen auffallenden Glanz, und welche fast theatralische Pracht boten gerade die Toiletten jener Tage! Prangten doch damals auf den Häuptern aller Damen von Rang und Vermögen sorgfältig gewundene, künstlich gesteckte Turban's, meist von weißer Gaze, oder auch von weißem und von ponceau Crep, mit Clinquant und vorn mit einem sanft von der Linken zur Rechten gebogenen leichten Reiherbusche — dem sogenannten Esprit — versehen. Auch mit Silberflittern reich gestickte Schleier à l'Iphigenie mit einem Kranze von Rosen oder Hyacinthen waren häufig vertreten. Dabei umschlossen — ein seltsames Zeichen der muselmännischen Alliance — türkische Roben, von ponceau Seide mit Gold gestickt und Tunicen von schwarzem Crep und gleicher Stickerei die reizenden Körper der Schönen; während die Enden der Aermel weiße Spitzen zeigten, welche auf die, bis über die Ellenbogen reichenden Handschuhe leicht herabfielen. Prächtige Cachemir Shwals, die man, in Folge des egyptischen Feldzuges Napoleon's, Shwals d'Egypte nannte, hüllten den Oberkörper ein; während Ohrringe, Halsbänder und Aigretten von Diamanten blitzten *).

---

*) Eine 1800 erschienene Zeitschrift für Theater, Kunst und Mode sagt. „Der Stubenkehricht wird jetzt theuer bezahlt, weil die Damen so viele und reiche Stickereien von Gold- und Silberflittern an ihren Schleiern, Turban's und Kleidern tragen, daß

Welcher Glanz und welche Pracht! welch' herrlicher Anblick jetzt im reinsten Sonnenglanze!

Aber auch dort welches Leben, wo die Volksbelustigungen sich unter Jubel geltend machen.

Aus den waldigen Baumgruppen und Wiesengründen, erquickt von dem frischen Donauwasser, welches den Park durchströmt, tönten die verworrenen Laute der ausgelassensten Freude; weit über hundert Wirthschaften hatten dabei Mühe, die versammelte Masse genügend zu bedienen. An den im Freien aufgeschlagenen Tischen saßen Jung und Alt, Männer und Weiber, Greise und Kinder, Vornehme und Geringe fröhlich bei einander, während Italiener mit ungeheuren Tragkörben und dem unausgesetzten, eintönigen Rufe: „Salami! Salamini Signori!“ die Reihen langsam durchschritten, Gaukler ihre Künste machten und Musikanten aller Art Proben ihrer Geschicklichkeit oder Ungeschicklichkeit ablegten.

Durch dieses heitere Gewirre nun schritten eben auch zwei junge Männer, von welchen der eine höchstens sechsundzwanzig der andere wohl vierundzwanzig Jahre alt war. Beide mußten Brüder sein, dies erkannte man auf den ersten Blick; dagegen schienen ihre pekuniären Verhältnisse sehr verschieden, da der

---

Zimmer und Säle nach Gesellschaften und Bällen ganz mit solchen Flittern übersäet sind“.

ältere höchst stattlich, der jüngere aber fast ärmlich gekleidet war. Dieser trug einen grauen, sehr einfachen Anzug, jener glänzte in der für damals modischsten Kleidung: einem blauen Frack, auf dessen riesigen Revers je sieben gewölbte Knöpfe von gelbem Metall wie Sterne erster Größe funkelten. Das Scharlach-Gilet — welches den zierlich gefältelten Chapeau neckisch sehen ließ — war mit einer breiten goldenen Schnur eingefaßt. An den kurzen Beinkleidern von schwarzer Seide hingen in der Gegend der Kniee, durch goldene Schnallen gezogen, zwei kleine goldene Quasten auf die schwarzseidenen Strümpfe herab; die Schuhe schmückten ebenfalls Schnallen, von gleichem Metalle, während der breitgekrempte Hut und der mit einem gemalten Porzellanknopfe gezierte Stock das Ganze vollendeten. Wohl hätte nun diese zierliche, für die damalige Zeit ganz moderne und reiche Erscheinung leicht auf einen Mann von Vermögen und feiner Erziehung schließen lassen; allein schon eine flüchtige Beobachtung mußte den Schärfersehenden sagen: daß die Manieren dieses jungen Mannes keineswegs feine Bildung verriethen; auch sprachen die stolzen Mienen, der zusammen gekniffene Mund, die von oben herabfallenden Blicke und der übermäßig gehobene Kopf mehr von dem Hochmuth und Dünkel eines Parvenü, als von dem Bewußtsein inneren Werthes oder der

behaglichen Gewißheit einer, durch die Geburt erlangten, sicheren und angenehmen Lebensstellung.

Ueberhaupt lag in den Zügen dieses jungen Mannes etwas ungemein Zurückstoßendes; obgleich man eigentlich nicht gut sagen konnte, was diesen peinlichen Eindruck hervorrief: der scharf ausgeprägte Stolz, der Anflug von Geckenhaftigkeit oder der falsche Blick der kleinen listigen Augen.

Weniger unangenehm war die Erscheinung des jüngeren Mannes, schon weil sein Aeußeres einfacher, ja man konnte sagen gedrückter und daher von jedem Stolze völlig frei erschien.

Das listige der Augen freilich und das falsche des Blickes hatte er mit jenem gemein. So viel ist gewiß, daß sich wohl kein Mensch diese Beiden — die jetzt, in vertrautem Gespräche begriffen, Arm in Arm durch die einsamen Nebengänge des Parkes schritten — freiwillig zu Freunden erwählt haben würde. Es lag zu viel mephisto-artiges, namentlich in dem Aelteren. Desto inniger schienen Beide mit einander zu stehen, was jedem Lauschenden auch sogleich ihre Unterhaltung verrathen haben würde.

„Aber, mein lieber theurer Bruder Johann" sagte eben der modisch Gekleidete — „jetzt habe ich dir die Freude gemacht und dich in unser prächtiges Wiener Leben eingeführt, — nun bist du aber auch wohl so gut, mir ein paar verständige, ernste Worte

über unsere eigene Lage, oder vielmehr über die deine, zu gönnen."

„Von Herzen gern, lieber Caspar!" — sagte der Jüngere; aber der Andere unterbrach ihn rasch, indem er mit gerümpfter Nase und finsterer Stirne rief:

„Nenne mich nicht bei diesem widerlichen, gemeinen Namen! Du weißt, ich konnte ihn schon im elterlichen Hause nicht leiden und Mutter rief mich auch immer Karl."

„Ja, und wenn dich der Vater Caspar rief, dann wußten wir Alle schon, wieviel Uhr es geschlagen hatte: dann brannte es ihn nach durchschwärmten Nächten im Kopfe und unsere Rücken wurden die Blitzableiter seines Zornes."

„Erinnere mich nicht an diese Zeit!" — sagte hier Karl noch immer finster. — „Gott sei Dank, daß sie vorüber ist. Hier darf kein Mensch von diesen Dingen etwas erfahren."

„Ja freilich!" — meinte Johann — „du hast gut: Gott sei Dank! sagen; du lebst in diesem herrlichen Wien, wie der Vogel im Hanfsamen; — bist, durch Ludwig's Vermittelung, Kassirer bei der Nationalbank, also ein gemachter Mann, — hast eine wunderschöne, blutjunge Frau...."

„St!" — sagte Karl bei diesen Worten, und seine Stirne umwölkte sich noch mehr. — „Man sieht, daß du noch ein schrecklicher Neuling in der Welt bist!

Man muß nie einen Mann, um seiner Frau Willen, glücklich preisen! . . . ."

„Aber Karl" — rief der jüngere Bruder — „deine Betty ist ja ein wahrer Engel . . ."

„Schweige mir davon!" — sagte hier der Aeltere so entschieden und gebieterisch, daß der jüngere Bruder sofort gehorchte und nur leise den Kopf zu schütteln wagte.

„Aber" — fuhr Johann nach einer kleinen Pause schüchtern fort — „es geht dir doch sonst gut in Wien."

„O ja! recht gut. Und damit es dir auch gut gehe, und du endlich einmal aus deiner elenden Bonner Stelle als Apothekergehülfe herauskommst, hab' ich dich hierher kommen lassen."

„Ich dachte, Ludwig hätte mich kommen lassen?" — sagte der jüngere Bruder naiv.

„Wer hat dir geschrieben: Ludwig oder ich?"

„Geschrieben hast du freilich; aber das Reisegeld und die Deckung für meine kleinen Schulden kommen doch wohl von Ludwig?"

„Nun ja! — rief Karl ärgerlich — „aber ich war es, der ihm beides abgepreßt und der ihn überhaupt dazu bewogen hat, dich nach Wien zu rufen."

„Dann bin ich dir doppelt dankbar!" — sagte Johann, obgleich er wohl ahnte, daß Karl — der selbst hülflos nach Wien gekommen und fast ganz durch den ältesten Bruder, Ludwig van Beethoven, in

seiner Existenz begründet worden war — sich hier mit fremden Federn schmücke.

„Aber was soll ich nun hier machen?" — fuhr Johann fort — „soll ich wieder ohne alle Aussicht auf dereinstige Selbstständigkeit in einer Apotheke als Provisor oder Gehülfe eintreten? dabei wäre nichts gewonnen."

„Ludwig wünscht dies allerdings!" — nahm Karl das Wort — „wenigstens möchte er, daß du dich noch ein oder zwei Jahre in einer Wiener Apotheke ausbildetest. Dazwischen sollst du dann auch noch Collegien hören. Das ist aber nichts! Er muß dir auf der Stelle eine Apotheke ankaufen."

„O ho!" — rief hier Johann lachend. — „Du sprichst das so aus, als wenn das gar nichts wäre. Weißt du denn, was eine Apotheke kostet?"

„Warum nicht?" — entgegnete Karl. — „Es würde wenig brüderlichen Sinn beweisen, wenn ich mich nicht schon in dieser Beziehung umgesehen hätte. Freilich kann von keiner der großen Stadtapotheken die Rede sein; aber es gibt in der nächsten Umgebung Wiens auch kleinere derartige Geschäfte, die sich gut rentiren und dir durch ihren Besitz Selbstständigkeit geben, — und — selbstständig mußt du vor allen Dingen werden, wenn mein Plan . . . ."

„Welcher Plan?"

„Davon später. Vor allen Dingen: würdest du dich zur Uebernahme einer Apotheke gewachsen fühlen?"

Johann zögerte einen Augenblick mit der Antwort; dann sagte er: — „Ich glaube am Ende, daß ich ein Geschäft übernehmen könnte, wenn es sein muß; gestehe dir aber offen, daß es besser wäre, ich machte es wie Ludwig wünscht ...."

„Nein, nein, nein!" — rief hier Karl, und die entschiedene Art und Weise, wie er dies „nein!" ausstieß und der Ton mit dem er es that, bewiesen nur zu deutlich, wie herrschsüchtig der Charakter dieses Menschen sei, und wie sich die Gewohnheit des Herrschens schon bei ihm festgesetzt. — „Nein!" — rief er jetzt noch einmal. — „Das sind wieder solche unpraktische Ideen von Ludwig. Aber ich sehe schon, ich muß dich vor allen Dingen und ehe du mit dem Bruder zusammentriffst, in den Stand der Dinge hier einweihen."

Johann war damit sehr einverstanden; beide Brüder setzten sich daher auf eine Bank und Karl hub an:

„Du weißt, wie unser Bruder Ludwig von jeher ein unbändiges Glück gehabt hat. Während wir schon in Bonn den häuslichen Scandal immer mitdurchmachen mußten, und bei dem dürftigsten Leben von der Welt unsere Schläge die Menge bekamen, lebte er, wenigstens zur Hälfte, in dem Hause der Frau von

Breuning wie ein Prinz, kam in alle vornehme Häuser und sogar zu Hofe."

„Aber, lieber Karl," — sagte der jüngere der Brüder hier lächelnd — „an letzterem war doch wohl nur sein Verdienst, seine Kunst schuld."

„Ei was!" — rief Karl, und tiefe Falten lagerten sich auf seine Stirne, während sich ein Ausdruck der Mißgunst in seinen Zügen unverkennbar kund gab. — „Kann er vielleicht für seine Kunst etwas? Ist es für ihn ein Verdienst, daß ihn der Himmel mit einem großen Talente begabt hat?"

„Nun!" — meinte Johann — „so viel muß man doch zugestehen, daß Ludwig, hätte er seine schönen Anlagen nicht mit ganz unermüdlichem Fleiße und großer Anstrengung ausgebildet, nicht zu dem gekommen wäre, was er jetzt ist."

„Ebenso würde es bei uns gewesen sein", — sagte Karl — „hätte uns der Himmel sein Talent bescheert."

Johann schüttelte lächelnd mit dem Kopfe: „Brüderchen!" — rief er dann — „unter uns gestanden, wir waren beide recht wilde und böse Jungens und von Fleiß habe ich nie etwas in unseren Zeugnissen gelesen, wohl aber sehr viel von neben die Schule laufen und Lumpenstreichen."

„Hm!" — machte Karl mit fest zusammengekniffenen Lippen; dann setzte er mit einem gewissen Stolze hinzu — „etwas Geniales hat Jedes aus unserer Fa-

milie! Ich rechne daher auch das große Talent Ludwig's für einen Familienschatz. Der Himmel hat es nicht ihm, sondern uns Allen gegeben, und somit liegt Ludwig auch die Pflicht ob, den Vortheil, den er daraus zieht, mit uns zu theilen."

„Meinst du dies im Schmerz oder im Ernst?" — frug hier Johann.

„Im größten Ernst!" — versetzte der Aeltere der Beiden." — „Ich habe über diesen Gegenstand viel nachgedacht und mich längst überzeugt, daß ich in dieser Ansicht recht habe. „Ja" — fuhr er dann fort und seine kleinen Augen leuchteten pfiffig auf — „wenn du es wissen willst, es liegt sogar uns Brüdern eine moralische Verpflichtung ob, einen Theil von dem, was Ludwig durch sein Talent erobert, bei uns zu kapitalisiren."

„Eine Verpflichtung?" — wiederholte Johann — „ich muß gestehen ....."

„Daß du mich nicht verstehst, nun ja! dafür kennst du unsern Ludwig auch noch zu wenig. Siehst du, Ludwig war immer ein Schwärmer, ein Phantast, ein höchst unpraktischer Mensch ....."

„Das ist wahr!" — sagte Johann.

„Nun denn" — fuhr der Andere fort — „jetzt ist er dies alles noch hundertmal mehr, als sonst. Dabei lebt und webt er in dem großen weiten Reiche der Einbildungen, der luftigen Utopien, der sphärenrau-

schenden Begeisterung — wie er sich selbst in seinem musikalischen Raptus ausdrückt — und ist eben so excentrisch in seinen Ideen, wie in seinen Handlungen. Das Schlimmste aber ist, daß er weder Geld noch Geldeswerth, noch irgend welche haushälterischen Verhältnisse kennt, und, da sein Geist sich stets auf Tonwellen schaukelt, er auch nie und nimmer festen Fuß in der Wirklichkeit fassen kann."

„Das ist freilich schlimm!" — meinte Johann — „selbst für ihn."

„Das sage ich ja!" — rief Karl und heftete die listigen Blicke scharf auf das Antlitz seines jüngeren Bruders — „darum wird er auch alle Tage und von allen Menschen übervortheilt und betrogen, — darum muß er bevormundet werden und darum ist es auch eine unabweisbare Verpflichtung für uns, als seine Brüder, die es redlich und gut mit ihm meinen, daß wir diese Bevormundung auf uns nehmen."

„Freilich, —" sagte hier Johann im Tone aufrichtiger Ueberzeugung — „wenn es sich so verhält, kann ich dir nicht Unrecht geben."

„Aber" — fuhr jetzt Karl fort — „die Sache ist nicht so leicht, wie du dir vielleicht denkst. Ludwig ist einmal, wie du weißt, ein störrischer, eigensinniger, übellaunischer Mensch, der immer mit dem Kopfe durch die Wand will und mit dem zurechtzukommen eine wahre Höllenarbeit ist. Dann haben sich zudringliche Men=

schen, wie Fürst Lichnowsky, der alte Narr, van Swieten, u. s. w. seiner bemächtigt, die ihn unter dem Vorwande der Freundschaft in ihrem Interesse gängeln, ja selbst von mir, seinem eigenen Bruder, entfernt zu halten suchen. Jetzt wirst du begreifen, warum ich dich von Bonn hierher wünschte; aber du wirst zugleich auch einsehen, daß wir unseren Zweck, den Bruder zu retten, nur dann zu erreichen vermögen, wenn wir in allen Dingen Hand in Hand gehen."

„Ja, das sehe ich ein!" — sagte Johann überzeugt.

„Nun denn!" — fuhr Karl fort und legte seine Hand sanft auf die des Bruders — „alles, was wir also in Vermögensangelegenheiten thun, ist gewissermaßen gemeinsame Sache unter uns drei Brüdern: wir betrachten unsere Vermögen als eine gemeinsame Familienanlage."

„Das heißt das Vermögen Ludwig's!" — meinte Johann — „denn wir beide haben ja doch eigentlich nichts!"

„Ach!" — rief Karl ärgerlich und mit einem verächtlichen Blick auf den Bruder — „begreifst du mich denn noch nicht! Eben weil uns, die Vernünftigeren, der Himmel nicht bedacht hat, wollen wir in stiller Vorsorge so viel als möglich von Ludwig's Einnahmen bei uns kapitalisiren. Dies Kapital gehört uns dann gewissermaßen allen Dreien."

„Wie so?"

„Nun, z. B. Ludwig muß dir jetzt eine Apotheke kaufen. Das Geld, was er dazu schießen wird, ist allerdings sein; dadurch aber, daß ich die Sache veranlaßt habe, sie in's Reine bringen und somit Ludwig seine Gelder, erhalten werde, fällt mir ein gerechter Anspruch darauf zu, sowie dir in der Vermehrung des Kapitals durch eine kluge Bewirthschaftung der Apotheke selbst. Verstehst du mich jetzt."

„Vollkommen!" — sagte Johann leise lächelnd und auch aus seinen Augen leuchtete jetzt ein verschmitzter Blick.

„So ist die Sache also abgemacht?"

„Abgemacht."

„Wir gehen in Allem was ich vorschlage Hand in Hand?"

„Natürlich!"

„Und da ich die Verhältnisse hier und den Bruder besser kenne, vertraust du dich vor der Hand meiner unbedingten Führung an?"

„Das versteht sich von selbst."

„Und bist einverstanden, daß dir Ludwig eine Apotheke kaufen muß?"

„Sehr gerne."

„Wirst ihn auch zu überzeugen suchen, daß dies seine Pflicht als Bruder ist?"

„Mit allen mir zu Gebote stehenden Kräften."

„Und daß du sonst namenlos unglücklich würdest?"

„Ja!"

„Endlich gestehst du mir, als dem Begründer deines Hausstandes, deiner Selbstständigkeit und deines Glückes zu, daß ich auch die gerechteste Ansprüche auf deine brüderliche Dankbarkeit habe?"

„Gewiß, lieber Karl!"

„Und wirst mir, wenn ich dann hie und da wieder deiner Freundschaft bedürfen sollte, mit Freuden unter die Arme greifen?"

„Ich werde dies stets gern und freudig thun."

„Nun denn" — rief jetzt Karl freudestrahlend, indem er aufstand — „so ist unser Bund geschlossen. Die Hand darauf, Bruder, daß du in allem Wort hälst!"

„Hier ist sie!" — entgegnete Johann und reichte seine Rechte dem Bruder.

„Und nun in Ludwig's Wohnung. Wie wird er sich freuen, dich zu sehen. Das ist noch das einzige Schöne an ihm, daß er an seinen Brüdern mit großer Liebe hängt."

Und Karl und Johann van Beethoven verließen Arm in Arm den Prater um den geliebten Bruder aufzusuchen.

Das Paradies.

Als die beiden Brüder den Lichnowsky'schen Palast erreicht hatten und nach Herrn Ludwig van Beethoven fragten, erfuhren sie schon bei dem in Gravität hoch aufgerichtet dastehenden riesigen Portier unter verschiedenen „Wohl!“ — „Wohl!“ daß der Herr van Beethoven seit einigen Tagen nach Hetzendorf übergesiedelt sei.

Karl schüttelte bei dieser Nachricht sehr verdrießlich und mißbilligend den Kopf.

„Da lernst du nun gleich eine von Ludwig's albernen und unverzeihlichen Verschwendungen kennen!“ — sagte er im Weggehen zu dem jüngeren Bruder. — „Heißt das nicht geradezu sich selbst und somit auch uns um das Geld bringen? Da gibt ihm Fürst Lichnowsky eine herrliche Wohnung in seinem Palaste, freien Tisch, freie Wäsche, freie Bedienung, Pferde zum Reiten so viel er will und Gott

weiß, was noch alles! ..... und was meinst du, was Ludwig thut?"

„Nun?" — frug Johann neugierig!

„Er miethet sich bald hier bald dort in Privat- oder Wirthshäusern ein, und wirft das Geld für Miethe, Mittagstisch und so weiter geradezu zum Fenster hinaus!"

„Das ist freilich thörigt!" — sagte Johann. — „Allein ist nicht Hetzendorf ein ländlicher Aufenthalt?"

„Allerdings!" — versetzte Karl — „und ein sehr schöner. Das Dorf ist äußerst freundlich und liegt dicht an dem herrlichen Garten des kaiserlichen Lustschlosses Schönbrunn."

„Nun!" — meinte der jüngere Bruder — „da dürfte doch auch Ludwig nicht zu tadeln sein, wenn er einige Wochen des Sommers dort zubringt. Vielleicht bedarf er der Erholung? — vielleicht kann er da draußen auch besser componiren!"

„Unsinn!" — rief Karl ärgerlich. — „Bestärke ihn auch noch in seinen Tollheiten! Er soll fein zu Hause bleiben, wie andere ehrliche Menschen auch. Zu Hause arbeitet man am besten; auf dem Lande aber gibt es tausend Zerstreuungen, die einem von der Arbeit abziehen, und so wird — durch ganz unnöthige Ausgaben und durch Zeitverschwendung — der Verlust ein doppelter."

„Du bist zu streng, Karl!"

„Ich will nur das Beste des Bruders.“

„So mußt du ihm aber auch seine Freiheit lassen.“

„Damit er sie mißbrauche? nein!“

„Laß uns den Erfolg wenigstens erst einmal abwarten.“

„Ich kenne das schon“ — rief hier Karl mit Entschiedenheit. — „Das Schlimmste dabei ist, daß er sich meiner wohlgemeinten Beaufsichtigung dadurch entzieht. Aber ich weiß recht gut, wer ihn, eben darum, zu diesen sogenannten Sommerausflügen anspornt: der alte Halunke Swieten, und der Fürst und die Fürstin Lichnowsky. Das übermäßige Vertrauen Ludwig's zu diesen Menschen zu untergraben, ist daher und bleibt eine unserer ersten und wichtigsten Aufgaben.“

Johann wagte nicht etwas Weiteres zu sagen, da er die Verhältnisse des Bruders zu diesen Leuten nur oberflächlich, ja fast gar nicht kannte. Demohngeachtet fing er — trotz seiner geringen geistigen Befähigung — doch nachgerade im Stillen an, seinen Bruder Karl und dessen unlautere Grundsätze zu durchschauen. Er mußte sich auch sagen: daß diese Grundsätze — namentlich dem Bruder gegenüber, der doch Karl aus dem Staube gehoben — perfid seien. Und doch sprach auch wieder etwas in seinem Inneren für dieselben, und dies war auf der einen Seite der Neid

über Ludwig's Glück, von dem auch er nicht frei war; auf der anderen aber der, durch Karl erregte Wunsch, wie dieser nun auch zur Selbstständigkeit und Wohlhabenheit zu gelangen.

Bei einem so schwachen Charakter aber, wie der Johann's — er war einer von denjenigen Menschen, die man, wie man zu sagen pflegt, um den Finger wickeln kann — und dem Einflusse des überwiegend geistigeren älteren Bruders konnte der Kampf zwischen Rechtlichkeitsgefühl und Egoismus nicht lange dauern. Letzterer siegte denn auch um so rascher, als ihm die Trägheit und die Sinnlichkeit zu Hülfe kamen, die in Johann's Wesen von Kindheit an eine große Rolle gespielt hatten, und so bedurfte es auf dem Wege nach Hetzendorf kaum noch der guten Lehren Karl's um Johann ganz für seine Pläne zu gewinnen. Lange ehe sich das freundliche Dörfchen in der Nähe zeigte, waren beide Brüder von Grund der Seele aus einverstanden.

Ludwig van Beethoven ahnte indessen nicht im entferntesten den Besuch der Brüder. Da er fast nur nach Innen lebte, war er stets geneigt, äußere Ereignisse und Vorkommenheiten leicht und schnell zu vergessen, und so dachte er in der That jetzt schon gar nicht mehr daran, daß er seinen jüngsten Bruder von Bonn nach Wien hatte bescheiden lassen, um ihm hier mit der Zeit eine eigene Existenz zu gründen.

War doch ohnedem sein Geist in diesen Tagen mehr denn je in schöpferischer Thätigkeit, da er mit einer größeren Composition „Christus am Oelberge“ beschäftigt war. Wie herrlich ließ sich aber auch hier in der paradiesischen Umgebung componiren; wie unaussprechlich glücklich machte Ludwig diese Einsamkeit und Zurückgezogenheit des Landlebens. Nur gerade heute war er nicht allein: sein lieber treuer alter Freund, Papa Swieten, hatte ihn aufgesucht, um ihm zuerst die große Nachricht von dem Parsdorfer Waffenstillstande und den Friedenshoffnungen Europas zu überbringen.

Aber Swieten und Beethoven waren hier durchaus nicht ein und derselben Meinung; während der alte Papa diese große Nachricht seinem Lieblinge freudestrahlend mittheilte, zuckte dieser fast ärgerlich die Achseln und meinte: nun wäre es wieder einmal um die schönsten Hoffnungen der Menschheit geschehen.

Obgleich nun van Swieten längst Beethoven's Bewunderung für Napoleon Buonaparte kannte, vermochte er ihn hierin doch nicht zu verstehen: Friede! Friede! war ja jetzt der Ruf der ganzen Welt; — und sollte und mußte ein dauernder Friede denn nicht namentlich dem Künstler willkommen sein?

Die Sache aber verhielt sich hier wie folgt: Swieten dachte als ein in Wien in den besten Verhältnissen lebender Musikfreund und Künstler, als

alter ruhiger Mann und guter Bürger; — — Beethoven aber nahm, in der Größe seines Wesens und mit der Jugendkraft seines Herzens, den viel höheren Standpunkt eines, die ganze Menschheit umfassenden, Kosmopoliten ein.

Ludwig van Beethoven war seinen politischen Gesinnungen nach, ein echter feuriger Republikaner. Platon's „Republik" war bei ihm in Fleisch und Blut übergegangen. Er beurtheilte daher auch nach jenen Principien alle Verfassungen der Welt. Seiner Meinung nach sollte Alles so eingerichtet sein, wie es der griechische Philosophe vorgeschrieben hat. Und so lebte er denn auch in dem festen unumstößlichen Glauben: Napoleon gehe mit keinem anderen Plane um, als Frankreich nach ähnlichen Principien zu republikanisiren. Es sei daher auch durch das Consulat und Auftreten Napoleon Buonaparte's als erster Consul der Anfang zu einem allgemeinen Weltglück gemacht.*)

Es versteht sich von selbst, daß der weltklugere Swieten, diese schöne aber sehr utobische Ansicht des Freundes stets mit aller Macht bekämpfte, und so kam es denn auch ganz natürlich heute wieder über den Waffenstillstand und zu hoffenden Frieden zwischen Beiden zu einem heißen aber unblutigen Kampfe.

---

*) Historisch: Schindler: S. 56. Oulibicheff: pag. 68.

Beethoven schwärmte für den Sieger von Marengo und hatte eben mit glühenden Worten dem still vor sich hinlächelnden alten Papa alle die Herrlichkeiten einer platonischen Republik auseinander gesetzt, als dieser sagte:

„Und Sie glauben wirklich, lieber Beethoven, daß der Buonaparte so hochherzig wie Sie denke und Frankreich mit einer Republik nach Platon's Grundsätzen beglücken werde?

„Ja, ja! das glaube ich, davon bin ich sogar überzeugt!" — rief Beethoven ernst.

„Würde er sich dann aber die Usurpation der ersten Consul-Würde erlaubt haben?"

„Warum nicht? Er sah ein, daß Frankreich nur durch ihn zu retten sei."

„Kein echter Republikaner darf eine Würde im Staate mit Gewalt an sich reißen."

„Jeder gute Bürger ist verpflichtet, wenn es darauf ankommt, den Staat um jeden Preis zu retten. Napoleon machte sich allerdings selbst zum Dictator Frankreichs: allein man darf nicht vergessen, daß dies die augenblickliche Lage seines Vaterlandes forderte."

„Aber es scheint dem kleinen Corsen gar nicht allein um Frankreich zu thun zu sein. Mir kommt es fast vor, als ob er zur Beglückung seines Vaterlandes ohnedem schon zu viel Macht habe."

„Daß Buonaparte mehr Macht besitzt, als sich mit der Freiheit Frankreichs verträgt, ist unleugbar; aber, mein alter lieber Freund, daß er mehr Gewalt habe, als zum Schutze der Republik und zur Vernichtung ihrer Feinde nöthig ist, leuchtet mir nicht ein."

„Lieber Beethoven!" — rief hier van Swieten — „ich bin ein alter Mann und habe viel in der Welt erlebt und beobachtet; glauben Sie mir, Ihr Buonaparte denkt anders, als er scheint. Er ist ein großer Feldherr; aber ich setze meinen Kopf zum Pfande, er ist ein schlechter Republikaner. Wenn wir jetzt Friede bekommen, so wendet er vielleicht sein Herz und seinen Geist dem Glücke und der Wohlfahrt Frankreichs zu; kommt aber der Friede nicht zu Stande, kann Napoleon wieder das Schwert ziehen ... glauben Sie mir, dann ist es bald aus mit dem Republikanismus. So bald der Löwe Blut geschmeckt ..."

„Nein!" — rief hier Beethoven aufspringend und vor der Gartenbank auf und ablaufend, auf der van Swieten saß — „nein! Papa! da haben Sie Unrecht; ein Heuchler ist Napoleon nicht!"

„Aber jedenfalls ein Mensch!"

„Ein großer, ein herrlicher Mensch; als Feldherr ein Alexander, als Republikaner ein Cato."

„O ja!" — sagte Swieten trüb lächelnd — „und vielleicht bald, als Cäsar, ein Dictator perpetuus!"

„Ich weiß wohl“— fuhr Beethoven erregt fort, — „daß man ihn für einen Menschen ohne Grundsätze, ohne Religion ausschreit; aber das ist lächerlich. Weil er groß denkt, verstehen ihn die Kleinen nicht. Ist er es denn nicht gerade der den Frieden will? Hier halte ich noch das Zeitungsblatt in der Hand, das Sie mir eben mitbrachten. Soll ich Ihnen die neueste Proclamation von Paris vorlesen?“

„Thun Sie das immer!“ — sagte der alte Papa gutmüthig lächelnd.

„Nun denn!“ — rief Beethoven, stellte sich vor Swieten und las:

„Franzosen! Söhne der Republik! Der erste Consul ruft euch im Namen des Friedens auf, euere ganze Sorgfalt der Abreise der Conscribirten, welche noch nicht der Stimme der Ehre folgten, zuzuwenden. Nun, da Europa die Unterpfänder der Kraft und der Weisheit der französischen Regierung vor Augen hat, da der Sieg und das Glück Frankreich krönen, da heldenmüthige Armeen die neue Regierung vertheidigen und die wiederholte Zustimmung der ganzen Nation sie laut anerkannt hat, so werden die kriegführende Mächte wahrscheinlich den Frieden nicht von sich stoßen, welcher ihnen von neuem und unter solchen Bedingungen angeboten worden ist, die ihre Unfälle nicht härter gemacht haben. Wenn jedoch der Eigensinn der Ueberwundenen größer wäre, als die Mäßigung der

Ueberwinder, — wenn die kriegführenden Mächte, zum Unglück aller Nationen, es wagten, den Krieg fortzusetzen, so müßte noch eine letzte Anstrengung geschehen, und man müßte endlich den Frieden gebieten, welchen wir jetzt anbieten*)."

Beethoven hielt inne, sah van Swieten triumphirend an und sagte:

„Heißt das nicht ehrlich den Frieden wollen? Napoleon Buonaparte will ihn der Welt aus seinen Siegen erblühen lassen. O! er ist ein großer, ein herrlicher Mensch! Ein Mann, wie ihn nur die schönsten Zeiten des Alterthums kannten!"

„Beethoven!" — rief hier der alte Papa erstaunt — „lassen Sie sich doch nicht ganz durch Ihre Begeisterung für das Große dieser Erscheinung blenden. Kennen wir denn die Bedingungen, die Frankreich stellt? Wie, wenn diese anscheinende Bereitwilligkeit zum Frieden nur Schlauheit wäre, man aber die Bedingungen so gestellt hätte, daß sie die verbündeten Mächte gar nicht annehmen könnten?"

„Und warum diese unwürdige Voraussetzung!"

„Weil der Degen am Fuße der Friedensproklamation schon wieder aus der Scheide fährt. O! er ist ein stürmischer Kamerad, dieser Napoleon. Ich wollte

---

*) Proklamation: Paris, den 13. Juli 1800.

ich dürfte ihm ein einziges Wörtchen auf seinen Lebensweg mitgeben."

„Und welches?"

„Das köstliche Wort piano!"

Beethoven lachte, setzte sich wieder und sagte: — „Ich glaube nicht, daß Napoleon sehr musikalisch ist, obgleich er prächtige Schlachten-Symphonien mit obligatem Kanonendonner componirt. Ich muß ihm das Ding im Reiche der Musik einmal nachmachen; aber da wird freilich wenig piano darin vorkommen."

„Und doch ist piano mein Lieblingswort und würde sicher für Ihren großen Corsen von gewaltigem Nutzen sein."

„So lassen Sie hören, was Sie darüber denken."

Der alte Papa nickte freundlich, lehnte sich behaglich auf der Gartenbank zurück und sagte dann:

„Piano ist in allen Bedeutungen und Anwendungen ein gar vortreffliches Wörtchen. Ich würde schon das kleinste Kind damit bekannt machen. Kein Wesen — könnte ich über Geister herrschen — müßte es vermissen, denn es gibt nicht leicht irgend ein Geschäft, irgend eine Lage des Lebens, wohin nicht dies Wörtchen, sammt dem daraus entstandenen: Chi va piano, va sano, chi va sano, va lontano! paßt. Hörte dann das sanftere Weib, wie der rauhere Mann mit finsterem Zorne die Untergebenen von sich scheucht, so sagte ihm ihr Blick: „Piano, mein Theurer!" Wollte der an den Stock vermählte Terrorist der Schule um sich

schlagen und es stände mein Wörtchen „Piano!“ als Devise mit großen goldenen Buchstaben über der Thüre und an der Wand, so müßte ihm die Hand ermatten.“

„Trefflich!“ — rief Beethoven lachend.

„Lief eine allzubehende Damenzunge“ — fuhr der alte Papa gemüthlich fort — „durch Reihe und Glieder der Gesellschaft, und knikte leichtsinnig die Blumen der Ruhe und Freude an der sorglosen Brust der Gespielinnen, und die bessere Nachbarin winkte ihr ein warnendes „Piano!“ zu, so würde das Auge der Unschuld seltener durch Thränen getrübt werden. Erhübe die Hausfrau schon die herbe Stimme gegen Gesinde und Kinder . . . . . ein Blick in den Spiegel und ihr eigenes zornflammendes Antlitz müßte ihr mein: Piano! piano! zurufen.“

„Köstlich! köstlich!“

„Würde ein gewisser Componist mit Namen Ludwig van Beethoven“ — fuhr van Swieten ruhig fort — „bei den freundlichsten Bitten schöner Damen, sich hören zu lassen, gleich wild und bißig wie ein Brummbär, und er dächte an mein Wörtchen Piano! so bin ich überzeugt, sein Zörnchen legte sich!“

Beethoven drohte lachend mit dem Finger.

„Hörte das schöne Mädchen, das hingerissen von der Lust des Tanzens, wie rasend die Reihen durchfliegt, — der junge Mann, der sich wie blind dem Vergnügen in die Arme stürzt, — die Jungfrau, der

eine Leidenschaft den wahren Gesichtskreis der Dinge verhüllt — hörten sie mein wohlgemeintes liebes Wörtchen „Piano!“ aus dem Munde ihres Schutzgeistes, sie wären gewiß gerettet.“

„Und Diejenigen“ — fiel hier Beethoven ein — „für deren Gebrauch Welschland das Wort zunächst geschaffen hat? Was würde Papa Swieten zu diesen, zu den Musikern, in Betreff seines Wörtchens sagen?“

„Ich würde ihnen zurufen: Ihr, die ihr dem Orchester Wohllaut und Begeisterung, dem lauschenden Ohre aber des Dichters Geist zubringen sollt, euch sage ich: fleht jeden Morgen zu Apoll: Führe uns nicht in Versuchung, ein P. für ein F. anzusehen, damit sich am jüngsten Gerichte nicht alle Diejenigen klagend gegen uns erheben, deren ausdrucksvolles Lied wir überschrieen, deren Lunge wir geschadet, und deren Aerger wir erregt haben, weil wir alle Productionen der sanftesten der Künste durch unser immerwährendes Forte verunstalteten.“

„Bravo, bravissimo!“ — rief Beethoven entzückt; aber der alte Herr war noch nicht zu Ende:

„Und dem großen Componisten Ihrer Schlachten-Symphonien mit obligatem Kanonendonner“ — fuhr er feuriger fort — „dem könnte eben auch mein Wörtchen Piano! nichts schaden. Wenn er, in der großen Pause nach seinen Schlachten, die Augen aufmachte und die Tausende anschauen wollte, die er nach den

Noten seiner Kanonen dahingestreckt, Menschenkinder wie er: Väter, Brüder, Bräutigame und Söhne ..... dann würde ihm vielleicht — vorausgesetzt, daß er überhaupt ein Herz hat — das Winseln der Verwundeten, das Todesröcheln der Sterbenden, der Jammerruf der Hinterbliebenen ein furchtbar ernstes „Piano!“ „piano!“ entgegentragen. Oder ..... wenn er hinblicken wollte auf die Geschichte, würde ihm da nicht der furchtbare Sturz so manchen Eroberers, das Schicksal so vieler Ehrgeizigen, der blutige Schatten Cäsars, ein warnendes „Piano!“ „Piano!“ entgegenschmettern? Aber ich fürchte, ich fürchte! der Kanonendonner seiner gewonnenen Schlachten, und das Siegesjauchzen seines eigenen Egoismus, haben beide sein moralisches Gehör schon so sehr geschwächt, daß er selbst das Piano nicht mehr hört, das ihm die Gottesstimme in der eigenen Brust und in der Menschheit zuruft!“

Der alte Swieten war aufgestanden. „Es ist genug!“ — sagte er jetzt noch — „ich bin ja nicht nach Hetzendorf gekommen, um Ihnen, mein lieber Beethoven, trübe Gedanken zu machen. Lassen wir daher alle Politik ruhen und zeigen Sie mir lieber das freundliche Paradies näher, in welchem Sie jetzt Ihre herrlichen musikalischen Gedanken wie reife köstliche Früchte von den Bäumen brechen.“

„Mit Freuden!“ — rief Beethoven, der ebenfalls froh war, auf ein anderes Thema zu kommen,

da er wußte, daß er sich über seine politischen Ansichten nie mit van Swieten einigen werde. Er reichte daher dem alten Papa seinen Arm und führte ihn erst in dem kleinen aber hübschen Garten herum, der an das Haus stieß, in welchem er gemiethet hatte. Dann aber lenkte er die Schritte nach dem wundervollen Parke des Schönbrunner Schlosses.

Hier freilich befand man sich wie im Paradiese. Der Himmel lachte im reinsten Blau, die Sonne erstrahlte in südlicher Gluth und dennoch wehte in den schattigen Gängen und unter dem prächtig-grünen, fast undurchdringlichen Laubdache der hochstämmigen Bäume eine so erquickende, wohlthätige Kühle, daß man, tief aufathmend, die würzige Luft mit Behaglichkeit einziehen mußte.

Und nun die herrliche Gruppirung der Bäume selbst, der Wechsel der Aussichten, die versteckten, plötzlich hervortretenden Wiesen und Wasser und alle die prächtigen Anlagen — wie erfreuten sie jedes für Naturschönheiten empfängliche Herz.

„Aber das ist alles noch nicht die Hauptsache!“ — sagte Beethoven jetzt mit dem Ausdruck wahrer innerer Glückseligkeit. — „Das alles hier, lieber Papa Swieten, haben Sie ja schon oft genug gesehen. Jetzt aber setzen Sie sich einmal zu mir auf diese, fast ganz von Gebüsch umschlossene Moosbank, und sprechen Sie kein Wort.“

Swieten that es und beide Männer schwiegen eine lange Zeit.

O Gott! welche lautlose Stille, welche unaussprechliche selige Ruhe umgab sie da! Es war, als liege die ganze Welt ringsum sie in einem wonnigen, wollüstig-süßen halbwachen Zauberschlafe. Kaum bewegten sich, von einem leisen Lüftchen angehaucht, die leichten Blätter der Birken und nur die Tausende und Abertausende von schwärmenden Käfern und Mücken ließen ein schwaches melodisches Schwirren und Summen vernehmen.

Und diese großartige Ruhe der ganzen Natur, der Friede, den sie athmete, wie goß er sich in die Herzen der beiden edlen Männer. Wie hob sich ihre Brust voll unaussprechlicher Wonne und Andacht — wie fühlten sie beide in heiligen Schauern die Nähe des ewigen, göttlichen, das Weltall durchfluthenden Geistes.

Aber die Augen beider Männer flammten auch jetzt in Wonne und Begeisterung auf. Tief bewegt ergriff Swieten die Hand Beethoven's, drückte sie innig und sagte:

„Ja, Freund, jetzt verstehe ich, warum Sie Hetzendorf Ihr Paradies nennen und hier so wundervoll componiren.“

„Und nun sollen Sie auch mein eigentliches Componir-Plätzchen, meinen delphischen Dreifuß, mein apollisches Heiligthum sehen!“ — rief Beethoven

freudestrahlend. — „Und darauf können Sie sich etwas einbilden; denn außer Papa Swieten bekommt dies Niemand zu schauen."

Und er griff abermals Swieten unter den Arm und führte ihn einer Anhöhe zur linken Seite des Gloriетts zu. Plötzlich aber blieb er stehen. Es war ein ungemein heimliches Plätzchen, an dem sie sich befanden, dicht umlaubt und so von den Aesten zweier Eichen überdacht, daß es einem kleinen grünen Tempel glich. Die beiden Eichen aber waren ein und derselben Wurzel entsprossen, so daß sie sich ungefähr zwei Fuß von der Erde von dem Hauptstamme trennten. *)

„Hier ist er, mein delphischer Dreifuß!" — rief jetzt Beethoven heiter und setzte sich zwischen die beiden himmelanstrebenden Säulen auf den Hauptstamm, wie auf einen Thron.

„O das ist prächtig!" — meinte Swieten. — „Wie freue ich mich auf das, was hier noch entstehen wird."

Die beiden wackeren Menschen gingen jetzt zurück. Swieten war dabei im Stillen überglücklich, seinen jungen Freund und Schützling so still vergnügt, so

---

*) Schindler: S. 47. Herr Kapellmeister Schindler selbst sah in Begleitung Beethoven's diese Doppeleiche, an die sich für den großen Meister der Töne so viel liebe Erinnerungen knüpften, noch im Jahr 1823.

heiter und lebensfroh zu sehen, wie dies in der Stadt kaum jemals der Fall war. Ach! er dachte nicht daran, daß zu dem Paradiese auch die Schlange gerechnet wird, und eben .... waren Karl und Johann van Beethoven in Hetzendorf angelangt.

Die Ueberraschung war für Ludwig groß; aber sie war für ihn auch eine eben so freudige; denn Niemand konnte mit einer innigeren und aufrichtigeren Liebe an seinen Brüdern hängen, als gerade er.

Wie mußte da Johann über seine bisherigen Verhältnisse berichten; wie frug ihn Ludwig über die Heimath und die Bonner Freunde und Bekannte aus Freudige und traurige Erinnerungen wurden wach. Vor Ludwig's Seelenauge trat die ganze Kindheit und Jugend, und er — der sonst nie ein Freund von vielem sprechen und erzählen war — theilte Papa Switten unaufgefordert einen ganzen Abriß jener Zeit mit. Mit welcher Verehrung gedachte er dabei seines Großvaters, dessen Bild ihm auch Johann aus Bonn hatte mitbringen müssen; mit welcher innigen, kindlichen Liebe erwähnte er seiner frommen und sanften Mutter.

Als hierauf aber Johann auch ihn über manches, zumal über sein jetziges Leben befrug, — Himmel! wie öffneten sich da die Schleußen seiner Seele, welche Blicke hätte da ein anderer Mensch, als der Apotheker,

in das große und tiefe Geistesleben werfen können, dessen Abglanz hier aufleuchtete.

Johann und Karl hörten freilich nur zu. Für den ersteren hatten des Bruders Worte kein Verständniß, obgleich sie an ihn gerichtet waren; Karl aber hörte gar nichts davon, denn er dachte nur an seine Pläne und hätte vor Aerger sterben mögen, daß ihm Swieten heute in den Weg gekommen. Der alte Papa aber, der Karl längst mißtraute, freute sich, hier zu sein und dem Einflusse des ihm widerlichen Menschen möglicherweise entgegentreten zu können.

Dennoch war dies heute nicht ausführbar, da nicht gerade und natürlicherweise nun auch die Rede auf des jüngsten Bruders Zukunft kam.

Ludwig bestand auf seinem Plane: daß Johann erst nach zwei Jahren in einer Wiener Apotheke als Gehülfe arbeiten und dabei zu seiner Ausbildung einzelne Collegien besuchen solle. Karl stellte sich, abgeredetermaßen, als sei er mit dieser Ansicht ganz einverstanden, und bedauerte nur, daß sein Bruder noch nicht selbstständig genug sei, eine Apotheke zu übernehmen, da man gerade im Augenblick eine solche, ganz in der Nähe Wiens, um einen wahren Spottpreis kaufen könne, und Johann mußte thun, als fühle er sich bei dem Gedanken, wieder Gehülfe werden zu müssen, namenlos unglücklich. Ja, in so weit war er schon von Karl einstudirt, daß er bald darauf das

Zimmer verließ und er, als ihn Ludwig aufsuchte, diesem weinend und mit den Worten um den Hals fiel:

„Ludwig! lieber Ludwig! wenn ich hier wieder die in alten peinlichen Abhängigkeitsverhältnisse kommen soll, dann laß mich lieber wieder nach Bonn zurückkehren, da hab' ich doch eine Stelle, wo ich mich in einsamen Stunden ausweinen kann — das Grab der Mutter!"

Dies aber war an dem heutigen schönen Tage, gleich nach der Freude des Wiedersehens, und bei der inneren fast heiligen Erregtheit Ludwig's, zu viel für sein edles brüderliches Herz.

„Nun, nun!" — sagte er daher tröstend — „so lange dein Bruder Ludwig lebt, sollst du an dem Grabe unserer guten seligen Mutter nicht über Verlassenheit klagen. Karl weiß ja da etwas von einer billigen Apotheke .... wenn du dir getraust ...."

„Bruder!" — rief Johann entzückt.

„Still!" — sagte Ludwig — „ich will nachher mit Karl reden. Es kommt freilich darauf an, ob das bischen Geld, was ich zurückgelegt habe, zum Ankauf eines solchen Etablissements reicht."

„Aber ...."

„Jetzt kein „Wenn" und kein „Aber" mehr. Wir sind Brüder und lagen unter einem Herzen — — so wollen wir denn auch im Leben ein Herz sein. Nur eine Bitte noch: sprich vor Herrn van Swieten

nichts davon; ich liebe bei solchen Dingen das öffentliche Wesen nicht."

Und Beide gingen zurück. Der eine in seinem Inneren von dem Gedanken: mit Freuden für den geliebten Bruder ein Opfer zu bringen, gehoben und getragen, der andere — wenn auch erfreut über die glänzende Aussicht, die sich so mit einemmale und so rasch ihm für die Zukunft eröffnete — doch tief . . . tief . . . tief . . . beschämt über seine eigene Erbärmlichkeit und des Bruders Liebe und Größe.

Zwischen zwei Eichstämmen.

Wenn jede große Künstlernatur — sagt Ernst von Elterlein in seinem trefflichen Buche über „Beethoven's Symphonieen nach ihrem idealen Gehalt" — eine Welt in sich ist, eine Welt in sich trägt, so gilt dieses vor Allem von Beethoven: denn seine Welt ist die des eignen Selbst für sich, sein innerstes Eigenthum.

Die Bedeutung dieser Welt kommt uns nun aber erst zum vollen Bewußtsein, wenn wir ihr die Welt eines Künstlers wie Mozart gegenüber stellen.

Wer wollte leugnen, daß Mozart ein Weltall in sich trug und in seinen Werken niederlegte. Betrachten wir seine Opern. Findet man bei einem anderen Tondichter eine reichere Welt wirklicher Gestalten? Gewiß nicht. Aber wir haben hier eine Welt nicht des Subjects für sich, wie es auf sich, sein inneres Selbst bezogen ist; wir haben eine Welt wirklicher, objectiv für sich bestehender Gestalten.

Dagegen ist die Welt Beethoven's eine Welt tiefster Innerlichkeit des eigenen Selbst.

Folgen wir Mozart in die bunte Mannigfaltigkeit des Lebens, so werden wir durch Beethoven in eine innere Welt, unabhängig von der äußeren, geführt; eine Unendlichkeit des Geistes thut sich auf; die Tiefe der eigenen Subjectivität, die Unendlichkeit der eigenen Brust erschließt sich. Die Musik wird dabei in ihm Darstellung der Subjectivität, des in sich vertieften Ich's im vollsten und wahrsten Sinne des Wortes. Weit entfernt aber, daß diese innere subjective Welt, weil sie keinen Raum hat für eine objective Gestaltenwelt, wie die Mozart'sche — weit entfernt, daß sie sich darum als eine beschränkte und einfach unterschiedslose darstellt, ist sie vielmehr von größtem innerem Reichthum, ist sie in sich ein großes Universum, eine Fülle von inneren Momenten offenbarend.

Die unendliche Welt der Gefühle aber schließt mit Nothwendigkeit eine unendliche Mannigfaltigkeit der Stimmungen in sich; diese reiche Welt kann sich ja nicht in bestimmten beschränkten Bestimmungsgebieten verwirklichen, sie bedarf nothwendig ein gleiches Universum von Stimmungskreisen. Je mächtiger aber einerseits die Welt der Gefühle vermöge ihrer Unendlichkeit ist, um so gewisser wird sie, wenn sie in eine bestimmte Stimmungssphäre eingeht, diese in das Unendliche steigern und in ihrer ganzen Tiefe entfalten.

So bei Beethoven. Der Allgemeinheit und Unendlichkeit seines Fühlens überhaupt steht eine entsprechende Allgemeinheit und Unendlichkeit des einzelnen Stimmungsmomentes gegenüber.

Sehr vergeblich würde es daher bleiben, die Welt des Beethoven'schen Fühlens mit wenigen Worten aussprechen zu wollen. Diese Welt der Freude und des Schmerzes, der Lust und der Trauer, des Glückes und des Leides, der Liebe und des Hasses, des Kampfes und des Sieges, der Entzweiung und der Versöhnung, sie lebt unsterblich in seinen Tönen allein; sie entzieht sich dem Ausdruck des Gedankens, und wenn es uns auch gelingt, von dem einzelnen Weltbilde eine bestimmte Anschauung zu geben, so werden wir uns im Stillen bescheiden, daß wir durch solche Deutung der Lösung des Räthsels zwar sehr nahe gekommen sind, aber dem innersten Kerne noch fern genug stehen.*)

Um aber Beethoven's Wesen und Wirken hier und im weiteren Verlaufe des vorliegenden Werkes richtig zu beurtheilen, bedarf es noch einiger Worte:

Als der Genius Beethoven's die Schwingen seiner Phantasie zu regen begann, war er noch nicht

---

*) „Beethoven's Symphonieen nach ihrem idealen Gehalt, mit besonderer Rücksicht auf Haydn, Mozart und die neueren Symphoniker." Von Ernst von Elterlein, 2. Auflage S. 21—24. (Dresden: A. Bauer, 1858.)

die allgewaltige Persönlichkeit auf die wir so eben hindeuteten. Auch dieser große, gewaltige Mensch bedurfte, wie jede Individualität, einer Zeit der Entwicklung und einer Zeit des inneren Reifens. Letztere aber mußte natürlich um so größer sein, je tiefer die Natur hier angelegt war, je mehr Keime der Entwicklung sie in sich barg.

So treten uns bei Beethoven in Beziehung seines künstlerischen Strebens drei Hauptepochen entgegen: Die erste Epoche zeigt Beethoven, wie er bei aller entschieden hervortretenden Eigenthümlichkeit im Ganzen sich doch noch im Styl und Charakter seiner Compositionen Haydn und Mozart nähert — und dies ist die Epoche in welcher sich unser Held mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts bewegt, in der zweiten Epoche erscheint seine Richtung vollständig ausgeprägt; die dritte Epoche endlich ist diejenige, wo überwiegend nur die Seelenzustände eines ganz Vereinsamten, allem menschlichen Verkehr Entfremdeten zur Darstellung kommen, — die Epoche seiner krankhaft in sich zurückgezogenen Subjectivität.*)

Der ersten Periode gehört, was den Symphoniker betrifft, die erste Symphonie an, auf dem Uebergange zur zweiten, steht die zweite Symphonie; die dritte bis achte Symphonie fallen ganz in die zweite Epoche;

*) Schindler, Oulibicheff, Brendel, Elterlein u. s. w.

die letzte Symphonie endlich, liegt innerhalb der dritten Periode.*) — — Treten wir nun unserem, in solcher Entwicklung begriffenen Helden wieder näher:

Der Morgen stand noch frisch und rosig am östlichen Rande des Himmels, als Ludwig van Beethoven, wie immer, schon munter war, und — vor einem Tische am geöffneten Fenster sitzend — componirte.

Aber es war nicht sein „Christus am Oelberge" — er hatte diese beinahe vollendete Composition zurückgelegt,**) da ihm ein neuer großer Gedanke gekommen war. Pflegte er doch immer mehrere Sachen zugleich im Kopfe zu tragen und zu componiren.***) Sein jetzt so freudiges inneres Leben, — das Gefühl seiner, im frischen Mannesalter stehenden Kraftfülle, das kühne, nicht nur auf die Machtvollkommenheit des Genies, sondern auch auf ein solides Wissen gestützte Selbstbewußtsein ..... alles dies trieb ihn zu derjenigen Gattung von Tonschöpfungen, die ihm Ideal war: zur Symphonie.

Schon hatte er eine solche in C-dur geschrieben. Aber sie genügte ihm jetzt fast nicht mehr; er war

---

*) Elterlein: S. 27.

**) Wurde erst drei Jahre später fertig und den 5. April 1803 zum erstenmale aufgeführt.

***) Thatsächlich. Schnieder, S. 69.

merklich reifer geworden und so kam sie ihm zu „gemüthlich“ vor: ein Bild naiver Freude, idyllischer Zufriedenheit. Jetzt verlangte er mehr; er fühlte, wie sein Genius die Flügel schlug. Warum sollte er den Adler hindern zu den Wolken aufzusteigen?

Aber im Zimmer wollte es heute nicht gehen; er warf daher die Feder weg, schlüpfte in seinen Rock, ergriff den Hut und stürmte hinaus in den Schloßgarten. Wie herrlich war es da wieder! wie frisch und kräftig wehte ihn die Morgenluft an. Bäume, Sträuche und Kräuter sandten köstliche Düfte aus; überall glänzten und funkelten die Thautropfen in den Strahlen der majestätisch aufsteigenden Sonne, und über der ganzen Natur lag jener Hauch unaussprechlich holdseliger Jungfräulichkeit, der nur der Morgenbeleuchtung eigen ist. Auch jetzt war wieder alles so friedlich, so still, daß Ludwig das Herz vor Entzücken springen wollte. Nur hoch in den Lüften, dem menschlichen Auge kaum mehr sichtbar, schwebten singend Hunderte von Lerchen; durch alle Zweige schlüpften zwitschernde Vögel und fern im Aetherblau zog ein Falke seine Kreise.

Die Stimmung eines unaussprechlich freudigen Jugendmuthes kam über ihn, das Vollgefühl des Vertrauens auf die eigene Kraft.

Plötzlich hielt Ludwig van Beethoven an der Biegung eines umbuschten Weges überrascht an;

zwei junge Damen, gefolgt von einer älteren Dienerin, kamen ihm entgegen und waren ihm bereits so nahe, daß er sie in seiner stürmischen Weise fast umgerannt hätte. Nur sein überraschtes Anhalten behütete ihn vor dieser Unschicklichkeit.

Aber Himmel! in welches Antlitz blickte er da! welche zauberhafte Mädchengestalt stand vor ihm! Denn er sah von beiden Damen nur eine, und diese Eine war nur zu schnell an ihm vorüber. Dennoch blieb Ludwig wie angewurzelt stehen, das aufgefangene Bild im Geiste festhaltend.

Welch' reizendes Gesichtchen im reinsten Oval, welche schwarze zauberhafte Augen bei dem blassen Teinte und jenem süßen mädchenhaften Anhauche von Röthe auf den Wangen. Wie durchgeistigt die Züge, wie schlank der Wuchs? Und wie schön stand ihr das ganz einfache Kleid von weißen Linon, dicht unter dem Busen von einer rosa Schleife gehalten, deren Enden bis zu den Füßen herab fielen und daher leicht im Morgenwinde nachflatterten. Wie zierlich saß auf dem dichten schwarzen, in einem Chignon endenden Haare, der leichte Pamela=Strohhut, den lediglich ein Band und ein kleiner Strauß künstlicher Veilchen schmückten.

Ludwig starrte dem Mädchen nach; es war nur ein einziger Blick, der ihn getroffen; aber in diesem Blicke lag jene wunderbar zwingende Gewalt, welche die Herzen selbst der Kalten und Lauen aufthut und

ihnen einen Blick gestattet in die Geheimnisse des warmen, pulsirenden Seelenlebens, in den süßen Zauber der Poesie. Noch nie hatte ein weibliches Wesen einen so tiefen Eindruck auf Beethoven gemacht, als diese milde, weiche, sittige Erscheinung, das tiefe, schöne Auge und die einfache Lieblichkeit und Anspruchslosigkeit derselben.

Welch' tiefes und inniges Gemüthsleben mochte dies Herz bergen — welche reiche mannichfaltige Entwickelung der Seele.

Ludwig schaute noch wie betäubt nach, als das Mädchen mit seinen Begleiterinnen längst hinter den Büschen und Krümmungen des Weges verschwunden war; ja es bedurfte in der That lange Zeit, bis er sich selbst erst wieder fand.

Aber wie hoch gingen nun die Wogen seines inneren Lebens! Mächtig und allgewaltig rauschten sie empor und trugen auf ihren silbergekrönten Kämmen das zauberhafte Bild einer aus dem Schaume des Meeres aufsteigenden Aphrodite. Und es hüpfte in ihm auf, wie die Töne eines Liebe athmenden Larghettos und er konnte sich ihrem Zauber nicht entwinden, der ihn immer tiefer und tiefer in ein Meer von Entzückung hinabzog, bis die Wogen holdesten Selbstvergessens über ihm zusammenschlugen.

Plötzlich brach ein großer Gedanke in seiner Seele durch. Es war, als ob ein Wolkenschleier zerriße und

die Sonne vom blauen Himmel hineinschaue: eine zweite Symphonie stand im Reiche der Gedanken vor seiner Seele.

Rasch, wie im Fluge, eilte Beethoven jetzt nach seinem delphischen Dreifuße, und schon wenige Minuten später saß er zwischen den beiden Eichstämmen, zog mit Hast Notenpapier und Bleistift aus der Tasche und fing zu schreiben an. Es war seine zweite Symphonie (in D-dur), die er hier zu componiren begann, und es sollte nicht die einzige sein, die hier entstand.

Hörst du ihn vorüberrauschen, den Strom dieser göttlichen Melodien?

Der Meister gibt uns das Bild eines vollen reichen Jünglingsleben in muthiger Kraftäußerung und holdem Liebesstreben. Mit kühnen Klangfarben wirft er es hin, das Bild einer Individualität, welche nicht in einseitiger beschränkter Richtung des Fühlens sich offenbart, nein, ihr Fühlen ist wirklich allseitig, vollständige Selbstoffenbarung des Innern. Diese Grundstimmung, wie reich und manichfaltig ist sie in allen ihren Momenten entwickelt. Fest und sicher, voll stolzen Selbstbewußtseins tritt in der gehaltenen Einleitung zum ersten Satze die ideale jugendliche Gestalt uns entgegen. In ruhiger Bewegtheit zeichnen sie die ersten Töne, noch rauschen nur leise die Fittige muthiger Kraft, bald aber lösen sich die Schwingen und

mächtig rauschen die Flügel empor, durchbrechen die engenden Schranken und der Strom verfolgt nun ungehindert seinen Lauf.

Das Allegro gewährt uns das Bild dieser fessellosen inneren Bewegung.

Da durchleben wir mit, die starken männlichen Regungen der jugendlichen Individualität in ihrem ganzen Umfange, und sehen sie selbst momentan in Kampf und Streit verstrickt. Doch sind es nicht die tiefen Seelenkämpfe der Manneskraft, wir fühlen nur den minder herben Widerstreit im Innern des Jünglings, nur Schattenbilder gleiten flüchtig über die Scene, die Stimmung freudigen Muthes, das Vollgefühl im Vertrauen auf die eigene Kraft gewinnt stets wieder die Oberhand und steigert sich in wirklich großartiger Weise bis gegen den Schluß hin.

Da schlägt der erste Anklang aus dem Reiche der Liebe an unser Ohr.

O lauscht, lauscht ihnen nur, den Tönen des Larghetto in A dur! Wer kann sich ihrem Zauber entziehen? Wer wird hier nicht — gleich dem jugendlich seligen Componisten selbst — immer tiefer in ein Meer der Entzückung hinabgezogen, bis die Wogen holden Selbstvergessens über ihm zusammengeschlagen?

Aber es ist ja so schnell, so spurlos verschwunden, das zauberhafte Bild der Liebe! Ein leiser Klageton

des Herzens dringt in unsere Seele, leichte Nebelwölkchen ziehen an dem heiteren Lebenshimmel vorüber. Da bricht mit einemmale (im hellen F-dur Dreiklang) die Sonne wieder durch und muthig hebt sich die Brust des in Liebe selig aufathmenden Helden.

Und nun wieder hinauf, hinauf aus dem verborgenen Heiligthume des Herzens an das helle Licht des Tages in die volle weite Welt der allgemeinen Lust und Regsamkeit. Schallen sie uns denn nicht im Scherzo entgegen: der fröhliche kecke Lebenshumor, die sprudelnde unverwüstliche Laune? Mitunter klingt auch eine Stimme ruhigen heiteren Behagens hindurch, oder es bricht sich ein Gefühl stiller, ruhiger Einkehr in sich selbst Bahn.

Doch die Wogen der jugendlich sorgenfreien Lebenslust schlagen alsbald wieder darüber zusammen; ihr Rauschen wird stärker und stärker, alle Lebenspulse schlagen schneller, die Bewegung erreicht den Gipfel und das köstliche, das reiche, das prachtvolle Tongemälde tönt uns in mächtigen Accorden entgegen — der jugendliche Held hat sein Inneres ganz und voll offenbart!

Welcher Prachtbau einer Tonschöpfung, und welchen Zauber erhält er durch jene farbenreiche, lichtvolle Instrumentation, die uns entgegenjauchzt . . . das ist ein Werk . . . Ludwig van Beethoven's! *)

---

*) Siehe: „Beethoven's Symphonien nach ihrem idealen Gehalte" von E. v. Elterlin, 2te Symphonie (D-dur), S. 31 u. ff.

Nichtfinden und doch finden.

Es ist etwas ganz eigenes um weibliche Bildung, die leider nur zu oft in Verbildung umschlägt. Und doch liegt die Wahrheit so nahe: das wesentliche der weiblichen Bildung beruht in der zweckmäßigen Gestaltung der Kenntnisse und Fertigkeiten zu einem harmonischen Ganzen und auf ihrer praktischen Verwendung für Kopf und Herz.

Diese wenigen Worte schließen so Vieles ein, ja sie umfassen die ganze Idee der weiblichen Ausbildung. Kopf und Herz sind die beiden Elemente, auf deren gemeinsamer und gleichmäßiger Ausbildung die Bildung des Weibes beruht.

Wie wenig aber wird diese Wahrheit im Leben befolgt! Bei den unteren Ständen läßt man sich — wie es die Natur der Sache mit sich bringt — eine gewöhnliche Schulbildung genügen; eine Schulbildung, bei der es auf den Zufall ankommt, ob das

lehrende Personal, sei es männlich oder weiblich, Geschick, Beruf und Liebe für die Erziehung hat. Aber auch diese Schulbildung, so dürftig sie oft ausfällt, wird noch so viel als möglich abgekürzt, um, dem eisernen Scepter der Nothwendigkeit gehorchend, die heranreifende Tochter dem Hauswesen oder irgend einer Verdienst bringenden Beschäftigung zuzuführen.

Man sieht, das harte und traurige: „Es muß so sein!“ läßt hier keinen Einwand zu; verpflichtet aber um so ernster den Staat, für tüchtige Lehrkräfte zu sorgen.

Ganz anders verhält es sich aber mit den mittleren und höheren Ständen, welchen die vollste Freiheit und Möglichkeit einer guten Erziehung gegeben ist. Nur Schade, daß hier gerade eine gute weibliche Erziehung fast durchweg mit einer glänzenden, aber ebendeshalb meist auch um so äußerlicheren verwechselt wird.

Was fragen die meisten der Mädcheninstitute nach Ausbildung des Herzens und des Gemüthes? Im höchsten Falle bietet man dafür eine verschrobene Religiosität; dagegen werden die Köpfe mit einer Menge oberflächlicher Kenntnissen angefüllt, ohne zu fragen, ob diese auch in Fleisch und Blut der Schülerinnen übergehen und welche Wirkung sie auf den Geist üben. Etwas Geschichte, etwas Literatur, etwas Naturwissenschaft, etwas Geographie, und so viel von neueren Sprachen und Musik, daß man zu Hause

und in Gesellschaften glänzen kann ... das ist Alles.

Aber welche Folgen hat auch dies weibliche Erziehungssystem für das Leben? — Selten, sehr selten, wird die Frau die wahre Freundin, die Vertraute ihres Mannes, die mit ihm — vorausgesetzt natürlich, daß er selbst gebildet sei, — das gleiche geistige Leben durchlebt und so das höchste Glück der Ehe und ihre ganze volle herrliche Bedeutung faßt. Aber auch davon abgesehen, erheben sich ja auch die wenigsten Frauen zu selbstständigen, ihrer Aufgabe gewachsenen Wesen. Zwei Extreme sind es, die hier herrschen. Entweder lebt die Frau in stumpfer Unterwürfigkeit, nur als die Haushälterin ihres Gatten, oder sie geht als emancipirte Frau ihren eigenen Weg, während zugleich der Mann ungestört den seinigen verfolgt: Salondamen, deren Gott die Mode und deren Lebenszweck die Toilette ist. Die, zwischen diesen beiden Extremen liegende schöne, edle, beglückende Häuslichkeit ... wie selten trifft man sie! Wo bleibt aber alsdann das Familienleben, diese erste und einzige Pflanzschule wahrer Weiblichkeit? Wann z. B. sieht sich in den höheren Kreisen die Familie? wann finden sich die beiden Gatten? — Vielleicht nur bei Tische! Den Tag nehmen ja die Geschäfte in Anspruch, den Abend die Vergnügungen. In den unteren und mittleren Ständen absorbiren zumeist Club und Wirths-

haus die Abende der Männerwelt, in den höheren Schichten treten Theater, Gesellschaften und noch schlimmere Dinge hinzu. Kommt dann der Ehegatte spät zurück, so ist er meist übler Laune, je nachdem ihm das Glück, sei es im Spiele oder sonst, gelächelt hat oder nicht. So bleibt es der Frau, und wenn diese zu den Salondamen gehört, dem untergeordneten Personale überlassen, den Saamen des Guten und Edlen in die Brust der Kinder zu streuen. Glücklich sind alsdann noch diejenigen zu preisen, welchen der Himmel eine Mutter bescheert hat, die ihre heiligsten Pflichten nicht verräth und die jungen, für das Gute wie für das Böse so empfänglichen Herzen nicht dem Gesinde oder auch besoldeten Lehrern und Gouvernanten überläßt, denen nur zu oft die so nöthige Liebe und thatsächliche Befähigung zu ihrem Berufe fehlt.

Eine ganz vortreffliche Erziehung unter den Augen einer ebenso allseitig als fein gebildeten Mutter war nun Julie Guicciardi geworden.

Das Kind reicher und sehr hochgestellter Eltern, wurde bei ihr — wie es sich von selbst versteht — nichts versäumt, die nach Außen hin herrliche und reizende Erscheinung auch geistig schön und liebenswürdig darzustellen! Und wieviel hatte auch hier schon die Natur durch Anlagen und Tiefe des Gemüthes vorgearbeitet.

Jetzt stand Julie in ihrem einundzwanzigsten Jahre. Mit welcher Allgewalt aber schon ihr Aeußeres wirkte, hatte Ludwig van Beethoven empfunden, als er ihr, wenn auch nur auf einen Moment, im Parke des Schönbrunner Schlosses in das wunderliebliche Antlitz geschaut; wieviel mehr würde ihn, den tiefen sinnigen Mann, ihre geistige Schöne, ihr edler Charakter, ihr tiefes Gemüth entzückt haben.

Es war in der That ein ganz besonderer Liebreiz, den ihr ruhiges, besonnenes und richtiges Denken und die Fähigkeit, in klaren Worten klar zu sprechen, über sie ausgoß. Dabei imponirte sie nicht etwa durch eine compendiöse Gelehrsamkeit; wohl aber übten die ihr eigene Geistesfülle, der Gedankenreichthum, über den sie mit Leichtigkeit gebot, und die richtige Beurtheilungsgabe, die ihr angeboren, eine mächtige Anziehungskraft auf Jeden aus, der mit ihr in Berührung kam. Was ihr ganzes Wesen aber verklärte, war die in ihr sich verkörpernde Verschmelzung des Lebens mit der Poesie. Alles an und in ihr war poetisch, edel, ausdrucksvoll und schön, und der ihr innewohnende unendlich feine Tact, verbunden mit einem unablässigen Ringen und Streben nach dem Wahren und Rechten, hatten ihr ganzes Wesen so schön, so harmonisch abgeschlossen, daß ihr Umgang auf Jeden, der so glücklich war, sich dessen zu erfreuen, unendlich beruhigend und beseligend einwirkte.

Und durch was hatte Julien's Mutter — die verwittwete Gräfin Guicciardi — dies große Erziehungsresultat erreicht? — Vorzugsweise durch Musik und Poesie.

Die Wirkungen der Poesie und ihrer Schwester, der Musik, auf das menschliche Gemüth, sind ja, besonders bei dem weiblichen Geschlechte, unberechenbar, da das Leben des Weibes in seiner Totalität ein Gemüthsleben ist. Die Wahrheit hievon bekundete auch Julie.

Ferne von dem wildbrausenden Strome eines stürmisch bewegten Weltlebens, in der stillen Zurückgezogenheit des häuslichen Kreises, geliebt und geleitet von einer zärtlichen Mutter, ward Julie schon frühe empfänglich für alle edle Regungen des Gemüths, somit auch für Poesie und Musik.

Poesie und Musik stehen aber zur Bildung des Menschen in einer zweifachen Beziehung: in einer der Form, indem sie die Wahrheit und Lehre durch Einkleidung rhythmischen Ausdrucks der Einbildungskraft näher zu bringen suchen: und in einer des Inhaltes: indem sie — überall das Erhabenste, Reinste und Schönste aufsuchend — dem Menschen das Höchste und Geistigste seiner Natur anzueignen bemüht sind. Aber sie thun noch mehr! sie halten ihm beständig vor Augen, daß er den vorübergehenden Genuß der dauernden inneren Genugthuung, das Ma=

terielle dem Geistigen, nachsetzen und im Widerstreite der Neigungen und Pflichten Alles — durch Selbstbeherrschung und Erhebung über das Niedere und Gemeine — dem Adel und der Reinheit der Gesinnung opfern muß.

Unter solchen Ansichten und Gesinnungen wuchs Juli auf und ward .... nicht etwa eine Dichterin und Virtuosin .... o nein! wohl aber eine entzückend holde Priesterin der Poesie und der Musik. Sie huldigte beiden Künsten mit mädchenhaft reinem Herzen und trieb sie zu ihrem Vergnügen und zu ihrer höheren Ausbildung mit vielem Geschmack.

Daher hatte vor kurzem auch die Mutter ihren stillen Wittwensitz in der Provinz verlassen und war mit der Tochter nach Wien gekommen, das ja damals in der That eine Hoheschule der Musik genannt werden konnte.

Beide fanden in der gräflich Gallenbergischen Familie die liebenswürdigste Aufnahme, da Julien's Mutter und die alte Gräfin Gallenberg Jugendfreundinnen waren. Am liebsten aber kam dieser Besuch dem jungen, vier und zwanzigjährigen Grafen; der sich von dem ersten Augenblicke an, da er Julie gesehen, sterblich in dieselbe verliebte. Schade nur, daß ihn — der Militär war — schon nach den ersten drei Tagen die Pflicht von Wien abrief. Ja sein böser Stern wollte es, daß er nicht einmal heute mehr die

Lust-Fahrt nach Schönbrunn mitmachen sollte, die Fürst und Fürstin Lichnowsky arrangirt und an die sich der alte Graf Gallenberg mit seiner Frau, seiner Tochter, den beiden Guicciardi's, Graf Franz von Brunswick, die Barone von Gleichenstein und Pasqualati und eine Menge anderer Herren und Damen des hohen Adels anschlossen.

Des herrlichen Wetters und der am Tage herrschende Julihitze wegen, war man denn auch in aller Frühe abgefahren und hatte das allgemeine Frühstück bereits an einem der schönsten Plätzchen des Schloßgartens unter Scherz und Heiterkeit eingenommen, als sich der Fürst Lichnowsky in Begleitung des Barones Pasqualati aufmachte, Freund Beethoven aufzusuchen, der bei diesem ländlichen Feste seiner Gönner nicht fehlen sollte und durfte. Zugleich schlug Julie ihrer Freundin einen Spaziergang durch den Garten vor, der denn auch unter Zuziehung einer älteren Kammerfrau angetreten wurde. -

Aber der Zufall spielt oft gar sonderbar im Leben; während die Mädchen Ludwig van Beethoven, den sie nicht kannten, begegneten, suchten ihn die beiden Freunde vergebens.

Er war nicht zu finden: nicht in seiner Wohnung, nicht im Schloßgarten, nicht in der Umgegend ..... ja er kam nicht einmal zum Mittagessen beim .... denn, Ludwig van Beethoven saß ja in dem

Dickicht des Parkes auf seinem delphischen Dreifuße zwischen den beiden Eichen und componirte — im Schwunge höchster Begeisterung und ohne auch nur das Geringste von der Welt zu hören und zu sehen — an seiner D-dur Symphonie.

Die Erde war für ihn vergangen, sein körperliches Ich gar nicht mehr vorhanden; er lebte effektive nur noch in der Musik. Und welcher von den ausgesandten Dienern hätte denn auch das heimliche, so köstlich verborgene Plätzchen finden sollen, an dem der große Meister jetzt schaffend saß! Und dennoch fand ein Bild seinen Weg dahin: es war das Bild Julien Guicciardi's, das sich wie durch Zauber in Beethoven's Herz und Geist festgesetzt hatte und nun in seiner Schöpfung in süßen Zaubertönen aufging.

Ach! er ahnte ihre Nähe nicht; . . ahnte nicht, daß seine Freunde ihn suchten, nicht nur, um ihn zu begrüßen und zu dem Feste zu ziehen, sondern namentlich auch, um ihn gerade Julie Guicciardi vorzustellen, die als große Verehrerin seiner Compositionen unendlich begierig war, den gewaltigen Beethoven kennen zu lernen, von dem sie durch die Fürstin Lichnowsky wußte, daß er sich hier befand.

„So haben Sie ihn denn nicht gefunden?" — frug Julie jetzt, als der Fürst Lichnowsky mit Baron Pasqualati allein zurückkamen.

„Nein, meine Beste!" — sagte der Fürst ärgerlich. — „Wir waren in seiner Wohnung und erfuhren, daß er schon früh ausgegangen sei — wohin? das wußte Niemand, doch hatte er das Mittagessen nicht abbestellt, ein Zeichen, daß er keineswegs beabsichtigte, sich von hier zu entfernen. Auch keiner von den Dienern fand ihn auf, und doch setze ich meinen Kopf zum Pfande, daß er in irgend einer Ecke des Parkes, im dicksten Dickicht verborgen, sitzt und componirt."

„Mein Gott!" — rief hier Julie und berührte mit den Fingerspitzen der einen Hand ihre schöngebaute Stirne, als ob ihr hier plötzlich ein Gedanke aufgehe; — „am Ende bin ich ihm selbst, ohne es zu wissen, begegnet!"

„Wie? wo?" — rief Lichnowsky.

„Als Sie, Herr Fürst, mit Baron Pasqualati vor etwa einer Stunde vom Frühstück aufstanden, um den großen Meister der Töne aufzusuchen und ihn der Gesellschaft zuzuführen," — entgegnete Julie — „bat ich Comtesse Aurelia mir die Parkanlagen etwas näher zu zeigen. Unweit des Gloriетts trafen wir nun, bei dem Umbiegen eines Weges, auf einen rasch daherschreitenden Mann. Ich beachtete ihn natürlich kaum; wenn ich mir aber jetzt den flüchtigen Eindruck seiner Erscheinung zurückrufe, gewinnt sie Bedeutung, ja sie stimmt mit der Beschreibung überein, die mir

die Frau Fürstin von Beethoven's Aeußerem machte." —

„Darauf können Sie sich nicht verlassen!" — rief Lichnowsky lächelnd — „denn wenn Ihnen meine Frau eine Beschreibung Beethoven's gegeben hat, so erkennen Sie ihn schwerlich nach derselben."

„Wie so?"

„Weil sie ihren Liebling allzusehr mit den Augen einer zärtlichen Mutter ansieht!"

„Und doch glaube ich . . . . ."

„Lassen Sie hören. War es ein Mann von untersetzter kräftiger Gestalt?"

„Ich denke, ja! Einfach gekleidet."

„Ganz recht."

„Dennoch lag, wenn ich mir den momentanen Eindruck zurückrufe, etwas Imponirendes, Hoheitsvolles in der Erscheinung."

„So ist es! Sein Kopf . . . .?

„War etwas breit und von einer Fülle brauner Haare umwallt."

„So etwas wie eine Löwenmähne?" — sagte der Fürst heiter.

„Daran dachte ich nun gerade nicht!" — fuhr das Fräulein ebenfalls scherzend fort — „und doch mögen Sie nicht ganz unrecht haben. Ich entsinne mich zum mindesten, daß ich ein klein wenig erschrack;

wohl aber mehr über die Majestät und gewissermaßen wilde Energie des Angesichtes, als über den Haarwuchs."

„Er war es!" — rief der Fürst — „da bleibt gar kein Zweifel. Seine Stirne breit, oberhalb dicht beschattet von dem braunen Haare, unterhalb begrenzt von dicken buschigten Augenbrauen, die sich in großen Bogen wölben. Die Augen . . . . . aber Sie lächeln?"

„Weil fürstliche Gnaden mich für gar zu talentvoll halten!" — meinte Julie scherzend. — „Mit solchen Beobachtungsgaben könnte man ja Polizeiminister werden."

„Nun!" — sagte der Fürst — „wer, wie Sie, als geübte Malerin sein Auge geschärft hat, faßt in einer Secunde mehr und richtiger auf, als ein anderer Sterblicher in einer Stunde."

„So will ich Ihnen gestehen, daß ich in dem Momente, in dem der Ebenbesprochene an mir vorüberkam, diese Augen wenigstens wunderbar aufleuchten sah, und daß dies Leuchten der Augen den Zügen des Mannes einen seltsam durchgeistigten Ausdruck gab."

„Nun, nun!" — rief der Fürst — „es scheint doch nicht, daß ich mich, was Ihren schnellen und scharfen Blick betrifft, getäuscht habe. Uebrigens unterliegt es keinem Zweifel: Sie haben Beethoven, ohne ihn zu kennen, begegnet, während wir ihn vergeblich suchten."

In diesem Augenblicke trat der Erzherzog Rudolph und die Fürsten Lobkowitz und Kinsky

aus dem Schlosse und schritten auf die Gesellschaft — die sie erkannt haben mochten — zu. Man erhob sich allgemein und die Conversation bahnte sich, nach der gegenseitigen Begrüßung, einen anderen Weg.

Fürst Lichnowsky schickte noch einmal im Stillen die Diener aus, Herrn von Beethoven in der Nähe des Glorietts zu suchen; aber auch diesmal kamen sie unverrichteter Sache zurück.

Der Tag verstrich indessen der Gesellschaft in ungetrübter Heiterkeit, während der Aufenthalt in Hetzendorf der Mutter Julien's und dieser selbst so gut gefiel, daß sie sich entschlossen, einige Wochen hierher zu ziehen und zwar um so mehr, als sie dadurch kaum von der Hauptstadt entfernt wurden.

Graf Gallenberg versprach schon in den nächsten Tagen die nöthigen Vorkehrungen hierzu zu treffen; Fürst Lichnowsky aber behielt sich vor: seinen Schützling Beethoven alsdann bei den Damen einzuführen.

Als man spät Abends wegfuhr und an Hetzendorf vorüberkam, trafen die Töne einer Violine die Ohren der Heimkehrenden.

„Das ist Beethoven!" — rief Fürst Lichnowsky, der auf seinem Rappen an den Wagen herangesprengt kam, in welchem die Gräfin Gallenberg mit Julien und ihrer Mutter saß. Und er gab dem Kutscher ein Zeichen, die Pferde anzuhalten.

Der Wagen hielt und während die Anderen der Hauptstadt zu rollten, lauschten hier die Zurückbleibenden mit fast ehrerbietiger Scheu, den wunderbar herrlichen Klängen des Meisters, die wie Grüße aus einer anderen, geistigeren Welt in die Dämmerung hinaus- und in die Herzen hineinzogen.

Julie fühlte sich wunderbar poetisch angeregt. Sie ahnte wohl noch nicht, daß auch die Leidenschaften poetische Freiheiten sind, die sich die moralische Freiheit oft nimmt. Sie achtete Beethoven schon lange aus seinen Werken; — heute war diese Achtung durch seinen, wenn auch nur sehr flüchtigen, aber imponirenden Anblick und jetzt durch das Anhören seines herrlichen Spieles bedeutend gewachsen. Achtung ist nun freilich nicht die Wurzel, aus welcher die Rebe der Liebe wächst; aber sie ist die Ulme, an der jene sich aufrankt und ihre köstlichen Früchte reift.

Und Ludwig van Beethoven? — Er stand mitten in seinem dunklen Zimmer, die alte treue Freundin, seine Lieblingsvioline, an die Wange gelegt, das Fenster weit geöffnet und in Gedanken verloren hinausschauend in die weite, in Dämmerung versinkende Welt. Aber nur er verstand, was seine liebe Violine jetzt klagte und dann wieder jauchzend aufschrie. Es war eine dithyrambische Hymne an zwei wunderschöne schwarze zauberhafte Augen, die einem holden, reizenden Gesichtchen angehörten; es

war eine dithyrambische Hymne an jene zarte, schlanke Mädchengestalt, die heute an ihm vorübergeschwebt — es war ein elegisches Aufseufzen über das so schnelle Entschwinden einer seligen Minute.

Alle lauschten athemlos. Julie aber ward es unaussprechlich wunderbar zu Muthe. Ihr Herz klopfte plötzlich so stürmisch, daß sie die Hand darauf drücken mußte, und fast kam es ihr vor, als ob irgend Jemand darnach greife. Sie schauerte zusammen.

„Ist dir kühl, liebes Kind?" — frug besorgt die Mutter. Der Fürst aber gab dem Kutscher ein Zeichen, wandte grüßend sein Pferd und der Wagen rollte davon.

Mephistopheles.

Die Glocke schlug gerade zwölf Uhr Mittag, als Karl van Beethoven — Ludwig's ältester Bruder — der damals in Wien wohnte, zu seiner Gattin in das Speisezimmer trat. Es war dies eine hübsche noch sehr junge Frau, lebensfrisch und lebensfroh, rothwangig und von ungemein munterem Geiste, der aus den kleinen braunen, lüstern funkelnden Augen fast etwas zu auffordernd hervorblitzte und jedenfalls einen guten Theil derbsinnlichen Wesens verrieth.

Von dieser Natur war denn auch ihre ganze übrige Erscheinung. Ihre Figur war nicht groß, aber die runden vollen Formen des Körpers standen dennoch in einer ganz hübschen Proportion zu demselben, nur hob sie zum Theil die damals eben nicht allzuängstliche Mode etwas gar verführerisch hervor.

Frau van Beethoven trug nämlich nach derselben ein Kleid, welches, am Halse weit ausgeschnitten,

und unmittelbar unter dem Busen durch eine Schleife gehalten, die wirklich hübsche Büste den Blicken durchaus nicht entzog. Aber auch alle übrigen Formen des Körpers mußten bei jeder Bewegung verrätherisch hervortreten, da der Rock des Kleides — dem damaligen Schnitte gemäß — so eng war, daß er den Körper in der That umspannte. Von den Aermeln hatte die Kleidermacherin auch nur eine Spanne Zeug an den Achseln stehen lassen, wodurch sich die runden fleischigen Arme mit den Grübchen an den Ellenbogen gar vortheilhaft präsentirten. Dazu die frischrothen, leicht geschwellten Lippen, die bei jedem Lächeln eine Reihe blendend weißer Zähne sehen ließen und die Tausende von Löckchen ihres à la Titus frisirten Haares und man konnte, ja mußte sagen: Frau van Beethoven sei eine etwas derbe, aber gewaltig verführerische Erscheinung, und zwar um so verführerischer, als der Trieb zum Vergnügen, der so tief in ihrer Seele wurzelte, einen ganz unzweifelhaften Ausdruck in ihren Blicken und Zügen fand.

Wenn man sie so ansah, mußte einem in der That das Herz im Leibe lachen; denn in ihrem von jugendlicher Frische und einer Ueberfülle von Gesundheit strozzendem Gesichte stand geschrieben: Was will ich mehr, als Vergnügen, da ich, allem Ansehen nach, zum Vergnügen gemacht bin? Und was fehlt mir an Vergnügen, wenn ich mir nichts versage?

Und diesen Grundsatz machte denn auch das junge Weibchen in ihrer Sphäre geltend, wie ihr Gemahl in der seinen. Jedes von diesen Beiden calculirte und philosophirte auf folgende Weise für sich: Wenn ich mir die süße Betäubung vorstelle, in welcher eine beständige Abwechslung von Freude, Lust und Genuß mich durch die kleine Dauer dieses Lebens hindurchführen kann, und wenn ich diese Vorstellung verwirkliche: so dünkt mich, bleibt mir weiter nichts zu wünschen übrig. Narren und Phantasten sind diejenigen, die für übersinnliche Dinge schwärmen. Warum hat denn die Natur die Begierde in mich gelegt, mir den Reiz der Sinnlichkeit für dies Leben mitgegeben? Doch gewiß nur, damit sie Befriedigung finden und mich dadurch im Genuße glücklich machen. Warum soll ich also mit einer Begierde, die in mir aufsteigt, erst zu hadern anfangen, da sie mir ja doch naturgemäß, zum Lohne ihrer Erfüllung, ein unfehlbares Ergötzen verspricht? Warum soll ich entfernte, ungewisse, vielleicht eingebildete Folgen, durch die Furcht aus der Zukunft herbeiholen, um mir die Zeit, die ohnehin so flüchtig ist, zu vergiften; während ich sie unterdessen doch anwenden kann, neuen Vergnügen nachzuhängen!

Freilich! . . . . es war dies eine höchst bequeme und angenehme Philosophie, und beide Eheleute folgten ihr auch ohne alle weitere Scrupel. Ob ihnen dabei wohl jemals die innere Stimme zurief: eine

solche Denkungsweise ist unwürdig, ist gemein; denn gemein ist Alles, was nicht zu dem Geiste spricht, und kein anderes, als ein sinnliches Interesse erregt. Noch eine Stufe unter dem Gemeinen aber steht dann das Niedrige, welches sich von jenem darin unterscheidet, daß es nicht blos Negatives, nicht blos Mangel des Geistreichen und Edlen, sondern etwas Positives, nämlich Rohheit des Gefühls, schlechte Sitten und verächtliche Gesinnungen anzeigt.

Karl van Beethoven's hübsche, junge Frau hatte wohl eine solche Frage nie an sich gestellt. Sie war auch wirklich weit davon entfernt, gemein und niedrig zu sein; . . . sie war nur grenzenlos leichtsinnig und genußsüchtig. Wohin das führen mußte, das war freilich eine andere Frage!

Dagegen war Bruder Karl wirklich eine niedere und gemeine Seele. Er handelte grundsätzlich und mit vollem Bewußtsein gemein, weil er alles Höhere und Edele verachtete und bei allen Gelegenheiten und zu jeder Zeit nur und allein auf seinen pecuniären Nutzen bedacht war. In so fern stand er denn auch jedem edlen Menschen — und namentlich seinem Bruder Ludwig — geradezu entgegen, da dieser sich mit Leichtigkeit und Freude selbst vergessen konnte, um einem Anderen einen Genuß, ein Glück zu verschaffen. Aber Karl war dabei auch niedrig, weil er seinem Nutzen auf Kosten seiner Ehre nachging.

Dennoch suchte der Ihor Ehre, und weil er sie nicht in seinem Inneren, in seinem Bewußtsein, in Wirksamkeit und Thaten und der dadurch erworbenen Achtung Anderer fand, — — suchte er sie nach außen hin: in Glanz, Luxus und Verschwendung, die er sämmtlich auf Kosten seines Bruders trieb.

So war sein ganzes Dichten und Trachten, auf zwei Dinge gerichtet: einmal, auf die fortwährende Befriedigung seiner sinnlichen Bedürfnisse, und den leichtmöglichsten Erwerb der dazu nöthigen Mittel; und dann, auf ein prahlendes Glänzen nach Außen hin.

Beiden Gelüsten sollte auch heute wieder, bei einem zwar kleinen aber feinen und delicaten Mittagessen entsprochen werden, zu welchem außer Bruder Johann noch einige Freunde geladen waren. Frau van Béethoven war daher gerade noch mit der Anordnung des Mittagtisches beschäftigt, als ihr Gemahl mit der ihm eigenen anspruchsvollen Miene eintrat. Ohne ein Wort zu sagen blieb er stehen, warf den Kopf in den Nacken, kniff den Mund zusammen und überschaute mit von oben herabfallenden Blicken das Werk der Hausfrau.

„Nun, gestrenger Herr Gemahl!" — sagte diese endlich — „habe ich meine Sache euer Gnaden zu Diensten gemacht?"

„Ja!" — versetzte Karl trocken — „hier scheint alles in Ordnung; wenn der Braten nicht wieder anbrennt und der Compot versalzen ist. . ."

„Das sind Angelegenheiten der Köchin!" — entgegnete die Frau kurz — „zahle einen höheren Lohn und solche Dinge werden nicht mehr vorkommen."

„Ich dächte sie würden auch nicht vorkommen", — meinte der Hausherr, indem er den großen gemalten Porzellanknopf seines Stockes mit erkünstelter Würde an den Mund legte — „wenn Madame sich selbst etwas mehr um die Küche bekümmern wollten."

„Danke schön!" — entgegnete Frau Betty, mit einer Verbeugung in der ein Anflug von Spott und Malice lag. — „Da mein vielgeliebter Gemahl sich so oft in die Küche begibt, um nachzusehen, ob Eva ihre Sachen recht macht, würde ich doch nur überflüssig sein."

Bruder Karl schien diese Worte nicht gehört oder aber begründet gefunden zu haben, denn er sagte nichts darauf, sondern räusperte sich nur sehr vernehmlich und legte mit gravitätischem Ernste Hut und Stock ab, während Madame — mit einem verbissenen Lächeln und einem schelmischen Seitenblicke nach dem Gemahl — die Servietten zu den Couverts fügte.

„Betty!" — sagte jetzt in einem weit milderen Tone als vorhin Herr Karl van Beethoven —

„du bist eine kluge und verständige Frau; komm, setze dich auf ein paar Minuten zu mir auf das Sopha."

„Danke für das Compliment!" — sagte die so höflich Angeredete lächelnd und genügte der Aufforderung. — „Und was steht zu Befehl?"

Statt aller Antwort aber zog sie der Gemahl an sich, legte seinen linken Arm um ihre Taille, griff ihr mit der rechten Hand unter das Kinn, hob ihr Köpfchen etwas empor, schaute ihr in die kleinen lüsternen Augen und sagte:

„Herzchen! ich denke wir verstehen uns beide einander und sind so vernünftig, uns nicht mit Eifersucht zu plagen. Haben wir doch viel wichtigere Dinge zu thun, als uns das Leben durch solche Narrenspossen zu verderben. Man braucht viel und will doch angenehm leben; da gilt es denn einen beständigen Eroberungskrieg und den werden für uns nur dann Siege krönen, wenn wir bei demselben Hand in Hand gehen"

„O ho!" — rief die Frau heiter — „das klingt ja ganz Napoleonisch. Es wird doch dabei kein Blut vergossen?"

„Will's nicht denken!" — sagte der Hausherr und es flog etwas wie ein sarkastisches Lächeln über seine Züge. — „Es kommt dabei ganz auf dich an, ob die Pfeile die auf dein Herz abgeschossen werden, dich verwunden sollen oder nicht."

„Das wird ja immer tragischer."

„Vielleicht auch komischer."

„Ich bitte dich, Karl, erkläre dich näher."

„Wenn du mir einen Kuß gibst."

Betty that es, Karl erwiederte ihn und das Gespräch blieb einige Zeit unterbrochen.

„Aber jetzt laß' die Possen!" — sagte das hübsche Frauchen endlich, indem sie mit der Hand über die glühende Stirne fuhr und die kleinen Löckchen ihres Titusköpfchens wieder ordnete. — „Von was für Pfeilen und Wunden sprachst du eigentlich vorhin."

„Die Sache ist folgende: du weißt, daß Bruder Ludwig in der vorigen Woche die Apotheke für Johann gekauft hat."

„Ja wohl! Johann ist ja schon in deren Besitz!"

„Du weißt aber auch ferner, daß mir Johann, im Geheimen, einen Antheil an dem Reingewinn des Geschäftes schriftlich zugesagt hat."

„Gewiß! der dumme Tölpel, du mußt mir's nicht übel nehmen, aber Johann ist wirklich dumm — ließ sich ja fangen, als du ihm den Kopf mit deinem Tockayer verdreht hattest."

„Er that nur in fröhlicher Weinaufregung, was er nüchtern zu thun auch verpflichtet war!" — sagte Karl ruhig. — „Ich habe ihm ja die Apotheke verschafft und seine Selbstständigkeit und das Glück seiner Zukunft gegründet."

„Nun und was ist weiter?"

„Da also das Geschäft uns Beiden gehört, so haben wir natürlich auch Beide das gleiche Interesse daran, es auf jede mögliche Weise zu heben und zu poussiren."

„Das ist klar."

„Geht nun auch das Geschäft an Ort und Stelle ziemlich gut, so will das doch nicht viel heißen. Wir bedürfen vor allen Dingen eines renomirten Wiener Arztes, der seine Patienten in den Sommermonaten nach Johann's neuem Aufenthaltsorte schickt. Das Nest muß eine Art Bad werden und da es kein Wasser hat, macht man ein Luftbad daraus."

„Und das glaubst du fertig zu bringen?"

„Warum nicht? wenn du mir helfen willst, Betty?"

„Ich?"

„Ja du!"

„Da bin ich nun wirklich begierig auf welche Weise!"

Wenn du dir deine schönen Arme ein wenig tätscheln, deine vollen Wangen ein wenig kneipen lassen willst!" — sagte der Hausherr lächelnd.

Aber Betty's Züge verfinsterten sich bei diesen Worten: — „Karl!" — rief sie mit einer gewissen gut gegebenen Empörung. — „Ich verbitte mir ein für allemal solche Anträge!"

Und die kleine Frau wollte aufspringen; aber ihr Gatte faßte sie noch rechtzeitig an dem Kleide und zog sie auf seinen Schooß.

„Nun, nun!“ — sagte er dabei und jener sarkastische Zug um die Mundwinkel machte sich wieder geltend. — „Es war ja nur Scherz und ganz unschuldig gemeint. Der Arzt, den ich vorschlagen wollte, ist der einundsechszigjährige Doktor Fenchel.“

„Der alte verliebte Narr!“ — rief Betty noch immer grollend.

„Du siehst also, daß ich dir nichts zumuthen wollte,“ — sagte Karl, seine Frau noch immer auf dem Schooße festhaltend, — „als ein wenig scherzhafte Coquetterie. Da du indessen in dieser Beziehung so streng bist, so wollen wir die Sache ganz fallen lassen und von etwas anderem reden.“

„Ich meine auch!“ — entgegnete die Frau.

„Hm!“ — fuhr Karl van Beethoven fort, indem er wie schmeichelnd mit der flachen Hand leise über das seidene Kleid strich, das die schönen vollen Formen des Körpers seiner Frau so eng umspannte, daß ihre Gestalt fast plastisch hervortrat, — „du bist doch ein gar schönes Weibchen! ... und wie du dich zu kleiden verstehst! ... Aber wie? ... da hast du ja ein ganz neues seidenes Kleid an, das ich noch gar nicht gesehen habe?“

„Und das bemerkst Du erst jetzt?“ — frug Betty und ein tiefes Roth lief plötzlich über ihr Angesicht.

„Und was das schön und kostbar ist!“ — fuhr der Ehegatte fort — „ganz nach der neuesten Mode.“

„Ich weiß, daß Du es liebst, lieber Karl, wenn ich anständig erscheine.“

„Und da hast Du es Dir bei Herrn Crenelli, dem reichen hübschen Seidenhändler, bestellt, der jüngst in der Theaterloge hinter Dir saß?“

„Ja, zufällig!“ — meinte Betty und nestelte emsig an ihrer Schleife, die sich verwickelt hatte.

„Gewiß, zufällig!“ — wiederholte Karl mit ironischem Ernste. — „Einer so pflichttreuen, sittsamen Frau, wie Du, war das sicher unangenehm. Nun, mein Herz; laß Dir keine grauen Haare darüber wachsen; Du weißt ja, daß ich nicht eifersüchtig bin. Aber es ist außerordentlich schön und artig von Herrn Crenelli, daß er es Dir auch noch eigenhändig brachte, als ich gerade wegen dem Apotheken=Ankauf einige Tage von Wien abwesend war.“

„Sag' einmal, Männchen!“ — rief hier Frau Betty, indem sie sich mit ihrer schönen Büste sanft an den Gatten anschmiegte und ihm einen Kuß auf die Lippen drückte — „wenn Du meinst, daß eine kleine scherzhafte Coquetterie mit dem alten Doctor Fenchel nicht gegen den Anstand ist und ich Dir

einen Gefallen damit thue, so will ich mir die widerlichen Possen des alten Gecken gefallen lassen."

„Aber Du darfst Dich nicht zwingen!" — sagte der Hausherr mit tief sarkastischem Ausdruck in Ton und Gebärde.

„Karl!" — rief Betty hochroth.

„Nun denn!" — fuhr jener fort, indem er seine süße Bürde frei ließ und ebenfalls aufstand. — „Doktor Fenchel speist heute Mittag bei uns und wird wohl gleich hier sein. Ich will noch einiges besorgen. Wenn der alte Geck kommt, sei ihm artig und mache ihn so verliebt in Dich, als möglich; dann wird er alles für uns und die Apotheke thun; wir nehmen das Geld ein und haben noch einen köstlichen Spaß dabei."

Und Karl van Beethoven nahm Hut und Stock und ging ohne Weiteres zu der Thüre hinaus.

Betty sah ihm nach, indem sie sich auf die Lippen biß: — „Er weiß es!" — sagte sie dann langsam vor sich hin; aber plötzlich brach sie in ein lautes Lachen aus und rief:

„Und was thut es? Hab' ich ihn nicht auch in der Hand? Nur Narren, Pedanten und Phantasten plagen sich einander mit Eifersucht. Ich bin nun einmal mit einer heiteren und leichter Auffassung des Lebens geschaffen und finde in ihr mein Glück!" — —

Eine Viertelstunde früher hatte sich Doktor Fenchel auf den Weg gemacht, um bei Herrn Karl van Beethoven zu Mittag zu speisen.

Fenchel liebte es nämlich sehr: das gute Speisen und namentlich, wenn es ihn nichts kostete; denn Fenchel — das kleine wußliche Männchen — war geizig bis zum Exceß, so geizig, daß er sich überall, obgleich er Vermögen besaß, bettelarm stellte; ja er pflegte seine abgeschabten und schmutzigen Kleider mit Vorbedacht so lange zu tragen, bis sie unanständig wurden und eine gutmüthige Seele — seinen beständigen Nothseufzer: „die Praxis ist mager!" glaubend — ihm dieses oder jenes Kleidungsstück: Handschuhe, Weste, Hut oder Stock zum Geschenk machte.

Fenchel war überhaupt eine ganz originelle Erscheinung: klein und schmächtig, hatten die einundsechszig Jahre, die er bereits als Junggeselle zurückgelegt, seiner ganz unbeschreiblichen Lebendigkeit nichts anhaben können. Alles, alles lebte an ihm: die kleinen schelmischen Augen; die Füße, die selbst beim Stillestehen unaufhörlich tänzelten; die Hände, die sich, wenn er sprach, beständig wellenförmig umeinander bewegten und rieben; selbst das Haarzöpfchen, das, der damaligen Mode schon entfremdet, noch den Endpunkt und Auslaufer seiner gepuderten Haare bildete. Auch in der Kleidung war er den Moden aus den Zeiten des siebenjährigen Krieges treu geblieben, und da er nie eine

andere Farbe zu derselben wählte, als grau, so war er in ganz Wien, nur unter dem Namen „Grau-Fenchelchen bekannt.

Uebrigens war „Grau-Fenchelchen" in seinem Fache ein ganz geschickter Mann, der sogar, trotz seiner zahllosen Eigenheiten, eine sehr bedeutende Praxis sein nannte. Zu dieser großen Praxis hatte ihm aber zweierlei verholfen: einmal sein nicht unbedeutendes Wissen und dann seine nicht zu erschütternde Freundlichkeit gegen alle Menschen.

Der kleine Doktor Fenchel kam nie aus der Fassung, er ward nie ungeduldig, nie finster, nie zornig. Wo dies andere Menschenkinder wurden, spielte nur ein muthwilliges im höchsten Falle spöttisches Lächeln um seinen Mund; — wo sich Andere ärgerten, wo sie fluchten, tobten und zankten: widerlegte oder beschämte er seine Gegner, indem er regelmäßig dem Gegenstande des Zankes eine komische Seite abgewann. Dann trippelte er auf seinen kleinen, dürren Beinen so possierlich, rieb sich die Hände so gemüthlich, spottete unter Lächeln so köstlich und sah so pfiffig mit seinen lebhaften Aeuglein d'rein, daß sich der Zorn des Zornigsten und die Grobheit des Gröbsten unter Lachen legen mußten.

Nur wenn man seine Ehre angriff, konnte er unter allem Lächeln und Gemüthlich-scheinen giftig werden;

dann stachen aber auch seine Blicke wie seine Witze oft tödtlich.

Die Eigenheiten G r a u - F e n c h e l c h e n ' s aufzuzählen, wäre dabei eine Unmöglichkeit gewesen, so viele besaß er. So setzte er sich bei seinen ärztlichen Besuchen niemals; ja er verschrieb sogar seine freilich gegen die damalige Uebung ziemlich kurzen und rationellen Recepte stets im Stehen, wenn er auch den Oberkörper in einem rechten Winkel über den Tisch beugen mußte. Ferner charakterisirte sein Wesen dieselbe Unruhe, die seinen Gliedmaßen eigen war. Konnte er einem Patienten im Vorüberlaufen etwas durch das Fenster zurufen, that er es gewiß, und waren die Uebel der Leidenden, die er besuchte, nicht sehr bedeutend, so pflegte er nur wie eine abgeschossene Kugel in das Krankenzimmer zu schießen, um — ehe man es sich versehen konnte — wieder hinaus zu rennen; . . . aber . . . . er hatte auch einen merkwürdigen Blick, eine Geschicklichkeit in dem Stellen der Diagnose und eine Entschiedenheit im Receptiren, die allerdings ihres Gleichen suchte.

Nur bei e i n e r Gelegenheit konnte er das Sitzen vertragen und hatte Geduld dazu und zwar: wenn er bei Freunden zum Mittag- oder Abendessen eingeladen war; denn zu Hause pflegte er — der Unverheirathete — so einfach wie ein Eremit zu speisen: ein Stück-

chen Käse oder Wurst, ein paar Eier und ein Glas Wasser, bildeten alsdann den ganzen Schmaus.

Kein Wunder war es daher, daß er sich jetzt — es ging schon auf halb ein Uhr — sehr beeilte zu Herrn Karl van Beethoven zu kommen, der ihn ja zu einem feinen Mittagsmahle eingeladen hatte, und Doktor Fenchel wußte: daß es bei dem Bruder des berühmten Componisten, dem Kassirer der National-bank, immer flott hergehe.

Immerhin lagen noch einige Besuche auf dem Wege, die zuvor abgemacht werden mußten; Fenchel beflügelte daher noch seine Eile. Jetzt eben schoß er in ein ziemlich elegantes aber nicht großes Haus, das einer älteren, ledigen Dame gehörte, die er zu besuchen hatte. Halblaut vor sich hinsprechend und schon im Voraus über seine Patientin spöttelnd, die mehr an Langweile und Einbildung als an wirklichem Unwohlsein litt, polterte der kleine Mann die Treppe hinauf und in das Zimmer.

„Guten morgen! guten morgen!“ — rief er zugleich mit der ihm auch im Sprechen eigenen Hast, indem er, freundlich lächelnd und die Hände reibend, mit dem Kopfe wohl hundertmal nickte, so daß das Haarzöpfchen wie der Schwanz einer Bachstelze beständig taktmäßig auf dem Rockkragen auf- und abfuhr. — „Wie steht's, meine Beste, wie steht's?“

„Ach!" — seufzte die Matrone, in ihrem Sessel zurückgelehnt. — „Nicht gut, ich bin so müde."

„Kommt vom vielen sitzen . . . . sitzen!" — rief Fenchel, im Zimmer hin- und hertrippelnd.

„Auch habe ich keinen Appetit."

„Müssen weniger essen . . . . weniger essen!"

„Der Schlaf flieht mich."

„Stehen Sie nur recht früh auf!"

„Das geht aber nicht, bester Doktor, es liegt mir in allen Gliedern."

„Müssen mehr spazieren gehen . . . . spazieren gehen . . . . ist eine Hauptsache."

„Und wie ist es mit der Nahrung? der Wein macht mich träge."

„Wasser trinken! . . . . . sehr gut, sehr gut, ganz vorzüglich, das Wasser trinken!"

„Ich leide aber auch an Unverdaulichkeit."

„Diät! . . . . meine Beste! . . . . Diät!"

„Und das gewisse unselige ewige Jucken . . . . Sie wissen ja, Doktor . . . ."

„Kratzen! . . . . gibt nichts besseres dafür, als kratzen!"

„Ach, und dann mein Gehör! es wird so schwach."

„Müssen ja nicht Alles hören!"

„Und meine Augen!"

„Dafür ist die Brille!"

„Aber haben Sie denn gar nichts für mich?"

„Doch! doch!“ — rief der Doktor — „die alten Pillen nehmen.“

„Aber sie helfen ja nicht?“

„Doppelte Portion! und dann: Spazieren gehen, Wasser trinken und Diät . . . . . Adieu! adieu!“

Und damit war er dem Zimmer draußen und polterte die Treppe hinab: „Dummes Volk!“ – murmelte er dabei — „als wenn der Arzt ein Spielzeug wäre . . . . . Spielzeug wäre! . . . . . für Langweile, Faulheit und Einbildung. Habe mehr zu thun . . . . mehr zu thun! . . . .“ und wie ein Pfeil ging es der ziemlich einsamen und abgelegenen Straßen hinab. Plötzlich hielt er vor einem unansehnlichen Gebäude, griff nach der neben der Thüre befestigten Schelle und zog sie. Sofort öffnete sich auch im dritten Geschosse langsam ein Fenster und der, mit einer Zipfelmütze geschmückte Kopf eines älteren Mannes schaute heraus.

„Wie geschlafen?“ — rief Fenchelchen hinauf.

„Erträglich!“ — schallte es herab.

„Keine Schmerzen mehr?“

„Nein!“

„Zunge?“ — rief Grau-Fenchelchen wieder.

Der Patient öffnete den Mund und streckte das angedeutete Glied ruhig heraus.

„Gut! ganz gut, ganz gut!“ — rief der Arzt —

„Wieder ausgeben!“ — und er lief abermals, halblaut für sich hinschwatzend, davon.

Nach einer viertel Stunde trat Doktor Fenchel bei Frau Betty ein.

„Willkommen! willkommen!“ — rief er dabei im freudigsten Tone und seine pfiffigen Aeugelchen rollten zugleich wie Räder bald nach dem gedeckten Tische, bald nach der schönen jungen Frau.

Frau Betty konnte sich kaum des Lachens enthalten:

„Ja, wenn ich nur wüßte,“ — sagte sie — „wem das „Willkommen“ gelte? mir oder dem Tisch?“

„Welche Frage!“ — rief der kleine wußliche Arzt, Hut und Stock ablegend und seine Blicke verschlangen jetzt wirklich nur die allerdings sehr verlockende Erscheinung, die vor ihm stand. — „Welche Frage! Glauben Sie, meine Beste, ein Arzt sei ein Tiger, der kein Herz in seinem Busen trage? . . . . Unseres Herrgotts „Menschenflicker“ mögen Sie uns immerhin schimpfen, da liegt Wahrheit drinnen! . . . . aber Gefühl für die Schönheit, das laß ich mir nicht abstreiten!“

Und mit diesen Worten ergriff er Frau Betty's Hand und beugte sich, dieselbe küssend, so inbrünstig darüber, daß sein Haarzöpfchen einen Reif schlug, wie der Schweif eines Löwen. Die Hausfrau mußte mit

der anderen Hand das Schnupftuch vor den Mund halten, um nicht in ein lautes Lachen auszubrechen.

Aber Grau-Fenchelchen war nicht der Mann, dasjenige so geschwind wieder herzugeben, was er einmal in Besitz genommen. Er hielt daher auch die Hand der jungen hübschen Frau fest, während er den schönen, vollen und runden Arm mit dem zierlichen Grübchen am Ellenbogen einen Augenblick entzückt anschaute; dann aber konnte er sich nicht mehr halten, und mit der anderen Hand leise und sanft über die weichen Flächen des Armes hinstreichelnd, rief er einüber das andermal:

„Sie haben einen wunderschönen Arm . . . wunderschönen Arm!"

Und ehe es sich die junge Frau versah, brannten auch auf ihrem Arme diverse Küsse Grau-Fenchelchen's.

„Aber Herr Doktor!" — rief jetzt Frau Betty, anscheinend schmollend, — „ich hätte nicht von Ihnen gedacht . . ."

„Daß ich die Wahrheit sage? . . Wahrheit sage? —" entgegnete Fenchelchen und seine Augen leuchteten in feuchtem Glanze. — „Simplex sigillum veri! sagt der Lateiner. Das heißt: das Einfache ist das Siegel der Wahrheit; und was ist einfacher, als wenn die Natur den Mann treibt, das Entzücken, was er bei

dem Anblicke der weiblichen Schönheit empfindet, durch einen Kuß zu besiegeln."

„Aber, um Gottes Willen, wenn das mein Mann erführe!" — sagte jetzt die junge Frau halb verwirrt, halb verschämt.

„Pah!" — rief Fenchelchen immer entzückter und legte seinen Arm um Betty's Taille. — „Muß der Mann denn Alles wissen? Ich werde doch als Arzt Ihren Puls fühlen dürfen? . . . Puls fühlen dürfen?"

„Das wohl!" — versetzte das Frauchen schelmisch — „aber es fehlt mir ja nichts?"

„Bst! Bst!" — machte Fenchelchen, beugte seinen Kopf etwas nach vorn und that, als ob er dem Pulse der schönen jungen Frau lausche.

„Nun?" — frug diese heiter.

„Gefährlich! sehr gefährlich!" — rief der Doktor, auf seine Uhr schauend und zählend — „neunzig, einundneunzig, zweiundneunzig, dreiundneunzig, vierundneunzig, fünfundneunzig . . ."

„O ho!" — lachte Betty.

„Und die Hitze!"

„Am Ende gar Fieber?"

„Ja, ja, ja, ja!" — rief Grau-Fenchelchen. — „Ei, ei! — was ist da vorgegangen? Sie sind sehr aufgeregt."

Betty ward abermals blutroth: — „Sie sind ein Narr, Doktorchen!" — sagte sie dann.

„Kann sein, kann sein!" — rief Fenchel und zog das Frauchen sanft an sich. — „Wenn man Sie sieht, meine Beste, kann einem die Vernunft schon durchgehen."

„O!" — rief Frau Betty, indem sie that, als wolle sie sich von dem Doktor losmachen — „jetzt sehe ich erst ein, wie recht mein Mann hat."

„Worin?"

„Wenn er sagt: es ist keinem Arzte zu trauen."

„Pfiffiens, das! Pfiffiens!" — sagte lachend und mit glitzernden Augen Fenchelchen, während er mit dem einen Arm Betty leise zum Sopha zog und mit der andern Hand ihren Arm tätschelte. — „Hat aber recht, der Mann, ... hat recht! Soll ich Ihnen einen Beweis liefern?"

„Nun?"

„Einem alten Arzte hatte der Tod aus Dankbarkeit für die vielen Lieferungen, die der Medicus auf den Kirchhof besorgt, versprochen, daß er ihm an jedem Krankenbette erscheinen wolle, und zwar, wenn der Kranke sterben müsse, an der Stelle, wo des Kranken Haupt liege, — zu dessen Füßen aber, wenn er genesen werde. Der Arzt wurde dadurch steinreich! . . . steinreich! . . . . Endlich mußte sich der Doktor selbst niederlegen, und o Schrecken! — der Tod erschien ihm zu Häupten."

„Und . . ."

„Da warf sich der Arzt schnell herum, und der Tod rief: Ein Narr, der einem Doktor traut!"

„Da sehen wir's!" — sagte Betty kichernd und schlug Fenchelchen auf die etwas keck gewordene Hand.

Aber das kleine Männchen wurde jetzt immer wärmer. Seine Aeugelchen, seine Lippen, seine Hände und sein Haarzöpfchen kamen nicht mehr aus der Bewegung, und als Frau Betty diese Beweglichkeit etwas zu mindern suchte, glitt Grau-Fenchelchen auf seine Kniee, umfaßte die der Frau Betty und rief:

„Himmlische! . . . haben Sie Gnade, . . . Gnade! . . . . ich bin so verliebt in Sie, wie eine Meerkatze. Bestimmen Sie mir, wann und wo ich Ihnen dies ruhig sagen kann . . . ruhig sagen kann!"

„Aber, Herr Doktor!" . . . .

„Wann? wo?" — wiederholte Grau-Fenchelchen leidenschaftlich, und seine kleine, knieende Figur in dem abgeschabten Röckchen, mit dem gepuderten Haare, dem Zöpfchen, den vor Liebesgluth funkelnden Augen und den schmachtenden Zügen gab ein Bild zum todtlachen. Wirklich vermochte sich die Dame seines Herzens auch kaum mehr zurückzuhalten. Rasch drückte sie daher — ihr Lachen zu verbergen — das Schnupftuch vor das Gesicht. Gerade dies aber nahm Grau-Fenchelchen für ein verschämtes Zugeständniß, sprang auf und schloß Betty in seine Arme.

„Aber um Gottes Willen!“ — rief jetzt Frau van Beethoven — „was machen Sie?“

In diesem Augenblicke hörte man Herrn Karl van Beethoven's laute Stimme, der, im Gespräche mit mehreren Anderen begriffen, die Treppe herauf kam.

„Um aller Heiligen Willen, lassen Sie mich los!“ — rief mit anscheinendem Schrecken die Frau des Hauses.

„Nicht eher!“ — entgegnete der kleine Doktor — „bis Sie mir sagen . . . .“

„Was? was?“

„Ob ich hoffen darf . . .“

„Sie kommen! Lassen Sie mich los!“

„Ob ich hoffen darf . . . .“

„Wenn wir uns wiedersehen mehr darüber; aber jetzt schonen Sie großmüthig mein armes Herz!“

Der Doktor ließ entzückt nach; Betty aber entsprang durch die Seitenthüre, um sich in einem Nebenzimmer auszulachen.

Während dessen war die Gesellschaft auf dem oberen Corridore angelangt und trat eben, von Herrn Karl van Beethoven geleitet, in das Zimmer. Ein einziger Blick des Letzteren auf den Arzt unterrichtete ihn, von dem was hier geschehen. Ein satanisches Lächeln umspielte daher seinen Mund, als er den Doktor mit großer Höflichkeit in seinem Hause willkommen hieß.

Aber Grau-Fenchelchen hatte schon wieder seine Fassung gefunden; glühte auch sein Köpfchen noch etwas, so stand ihm seine schlaue Spaßhaftigkeit doch schon wieder zu Gebote. Mit den Beinen trippelnd, die Hände reibend und vergnügt lächelnd, rief er daher:

„Herr Karl und Herr Johann van Beethoven! ..... Charmant! man darf nur zu diesen lieben, braven, ausgezeichneten Leutchen kommen und man fühlt sich so behaglich, wie zu Hause."

„Das freut mich sehr!" — entgegnete der ältere der Genannten — „und ich würde mir kein größeres Glück denken können, als wenn sich ein so berühmter Arzt, wie Herr Doktor Fenchel bei uns ganz zu Hause finden würde."

„Wirklich?!" — rief der Doktor mit pfiffiger Miene und heimlichem Triumphiren.

„Je mehr Sie mein Haus mit Ihren Besuchen beglücken werden!" — fuhr der ältere der Brüder im höchsten Ernste und mit einem tiefen Bücklinge fort — „desto dankbarer werde ich Ihnen sein."

Grau-Fenchelchen lachte entzückt in sich hinein: — „Ist das ein Esel!" — dachte er dabei für sich, — „er ladet mich selbst ein, ihm Hörner aufzusetzen."

„Ist das ein Gimpel!" — dachte Herr Karl van Beethoven — „er geht wie blind in die Schlinge. Hat er erst den Wohnort meines Bruders in Renomée

gebracht, schicke ich ihn mit einer ellenlangen Nase nach Hause."

Und beide drückten sich zärtlich die Hände und verbeugten sich lächelnd vor einander.

Der Hausherr stellte nun noch die übrigen Gäste vor, worauf Betty wieder eintrat und, nach kurzer Begrüßung der neu Eingetretenen, die Gesellschaft zu Tische bat.

Das Essen machte der Küche der Hausfrau alle Ehre: Der Braten war kostbar, der Compot nicht versalzen, der schöne Donau Fisch excellent und der köstliche Böslauer rothe Wein floß in so reicher Fülle, daß bald alle Köpfe glühten.

Fenchelchen ließ es sich ausgezeichnet schmecken. Unter lauter Scherzen und Witzen nahm er sich von jeder Schüssel zwei- oder dreimal; und während seine verliebten Blicke — unbemerkt, wie er glaubte — nach Betty flogen, ließ er mit ungeheuerem Behagen ein Gläschen Böslauer nach dem anderen seiner Kehle hinuntergleiten.

Aber auch Karl ließ den Zweck dieses Mittagessens nicht aus den Augen. Je mehr der kleine wußliche Doktor seine Kehle feuchtete, desto beredter ward Karl, — destomehr pries er die köstliche Luft des Wohnortes seines Bruders, — desto eifriger stellte er dem kleinen Fenchel vor, welch' einen Freundschaftsdienst für ihn und seinen Bruder Johann es

wäre, wenn ein so berühmter Arzt, wie Herr Doktor Fenchel, etwas für diesen Ort thun würde.

Und von Flasche zu Flasche und von einem feinen Gericht zum anderen steigerten sich die gegenseitigen Freundschaftsversicherungen, so daß sich — als die Tafel vorüber war und einige Flaschen Champagner den Tisch zierten — Herr Karl van Beethoven und Grau-Fenchelchen als Brüder und Hausfreunde in den Armen lagen und letzterer beim Aesculap und allen übrigen Götter der Ober- und Unterwelt schwur: der jetzige Wohnort Bruder Johann's müsse in vier Wochen in ganz Wien, als unübertreffliches Luftbad, in der Mode sein.

Frau Betty hatte sich entfernt. Es hatte ihr ein Kind ein duftiges Billetchen von Herrn Crenelli gebracht; Karl erfuhr es, als die Gäste weg waren, von Eva; aber, im Andenken an das seidene Kleid, lachte er nur darüber. Seine Gedanken waren ja ohnedem auf etwas viel Wichtigeres und Praktischeres als Eifersucht gerichtet.

Nach einer Stunde gemüthlicher Erholung, und nachdem er sich, als guter Haushalter, überzeugt, daß Eva alles aufgeräumt und gehörig aufgehoben habe, ging er zu seinem Bruder Ludwig, der sich eben für einige Tage in Wien befand. Auch hier wollte er ja noch eine seiner schönen und würdigen Missionen erfüllen: das heißt, in das Herz des edlen Ludwig

das Gift des Argwohns gegen den Fürsten Lichnowsky und van Swieten träufeln, auf daß sich der Bruder von diesen wackeren Freunden lossage und ihm ganz und gar und unbedingt in die Arme werfe.

Als er zu diesem edlen Gange Hut und Stock genommen und nun stolzen und gravitätischen Schrittes das Haus verließ — er hatte doch etwas Mühe, die Folgen des allzureichlichen Weingenusses zu verbergen — strahlten seine kleinen Augen in einem unheimlichen Feuer, um seine Mundwinkel aber hatte sich ein boshaft-triumphirender Zug gelagert, — ein Zug, der ihm fast einen diabolischen Ausdruck gab.

Ach! der Genius des edlen großen Ludwig van Beethoven verhüllte in diesem Momente schmerzerfüllt sein Angesicht und rief seinem Schützlinge zu: „Wehe! Wehe! Dort kommt dein Mephistopheles!"

Der Donner grollt.

Beethoven hatte die Nacht sehr schlecht geschlafen. Er war von Hetzendorf auf einige Tage nach Wien gekommen, weil sein „Christus am Oelberge“ bei Fürst Lichnowsky — und vielleicht auch zu seinem Vortheil in einer großen Akademie am Wiener Theater — aufgeführt werden sollte.*)

Bei dem Fürsten hatte Beethoven denn auch Alles nach Wunsch getroffen: die alte Freundlichkeit und Güte, dieselbe herzliche Aufnahme wie immer, und die gleiche Bereitwilligkeit zu allen Diensten wie sonst. Der Fürst selbst war dem Freunde zur Aufführung seiner Composition zuvorgekommen; während die Fürstin mit mütterlicher Sorgfalt seine Zimmer in Bereitschaft gestellt hatte.

Weniger liebenswürdig zeigte sich die Welt. Wie bei allen großen Erscheinungen konnte ja auch bei der

---

*) Letzteres geschah, wie schon früher bemerkt, erst drei Jahre später.

Beethoven's der Kampf gegen Neid und Mißgunst nicht ausbleiben.

„Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie immer neu,
Und wem sie just passiret
Bricht sie das Herz entzwei!"

Nun war das Letztere bei Beethoven zwar nicht der Fall — dafür stand er schon zu hoch und zu fest und war eine zu kräftige Natur — aber Aerger, viel Aerger und viel Verdruß machten ihm doch die erbärmlichen Intriguen, die man von gar manchen Seiten der öffentlichen Aufführung seines „Christus am Oelberge" entgegen setzte.

Aber der hieraus erwachsende Unmuth war es nicht allein, was ihm heute eine schlaflose Nacht verursachte.

Andere noch viel peinlichere Gedanken liefen ihm in dem Kopfe herum und quälten und marterten und verstimmten ihn.

Bruder Karl war ja gestern Abend bei ihm gewesen und hatte ihm vertraulich so Manches mitgetheilt, was wohl geeignet war, einen, an und für sich und von Natur aus schon argwöhnischen Charakter aufzustacheln und aus seinem Gleichgewichte zu bringen. Und Karl war so offen, sprach sich so brüderlich wohlwollend aus, meinte es gewiß auch, als Bruder, mit Ludwig so gut. Und doch war es Ludwig unmöglich in manchen Dingen mit ihm übereinzustimmen.

Karl hatte ihn nicht gerade vor dem Fürsten und der Fürstin Lichnowsky und vor van Swieten gewarnt; o nein! er war mit viel größerer Feinheit und Schlauheit zu Werke gegangen: er hatte sie gelobt und mit Ludwig das viele Gute anerkannt, das dieser ihnen zu danken habe. Nur vor dem und jenem konnte Karl sich nicht enthalten, den Bruder zu warnen: so viel stand zum Beispiel nach seiner Ansicht und dem allgemeinen öffentlichen Urtheile fest, daß, sowohl die Lichnowsky's, als auch van Swieten, ihm nur darum so freundlich entgegen kamen, um mit seiner Freundschaft und seinem Erscheinen in ihren Häusern zu prahlen und zu glänzen. Ja Karl bewies mit einem großen Aufwande von Beredtsamkeit, daß in der That alles, was von dem Fürsten und dem „alten Papa" für den Bruder bereits gethan worden sei und noch gethan werde, lediglich aus Egoismus geschehe: man raube Ludwig die Freiheit, um ihn an den eigenen Triumphwagen zu spannen; man schließe ihn in die exclusiv adligen Kreise ein, um ihm die Popularität, die Volksgunst, abzuschneiden; man unterdrücke aus Neid und Eifersucht über seine bedeutende Stellung im Reiche der Musik, den freien Aufschwung seines Genius durch unwürdige Bevormundung . . . . . und was dergleichen Dinge mehr waren.

Würde irgend ein Anderer diese Beschuldigungen vorgebracht haben, wäre es wohl für ewig mit Lud-

wig's Freundschaft für ihn aus gewesen. Beethoven hätte ihm dann wohl, ohne ihn einer Antwort zu würdigen, den Rücken zugekehrt; — aber Karl war ja Ludwig's Bruder; er meinte es gewiß herzlich gut .... er konnte es sogar gar nicht anders mit diesem meinen, denn: verdankte er Ludwig nicht alles was er war und hatte?!

„Du gehst in Deiner brüderlichen Liebe und Besorgniß für mich zu weit!“ — war daher am verwichenen Abende der einzige milde Vorwurf gewesen, den Ludwig dem Bruder entgegensetzte. Aber sonderbar.... es blieb doch Vieles von diesem Gespräche in der Seele Ludwig's hängen. Er war ein starker, gewaltiger Geist, ein wirklich edler Mensch und doch lag im Hintergrunde seines Charakters ein argwöhnisches Wesen verborgen, das, wie ein Polype auf dem Grunde des Meeres, seine Arme beständig nach Beute ausstreckte und nichts frei ließ, was es einmal erfaßt hatte.

Ludwig van Beethoven hatte über alle diese Dinge die ganze Nacht fast kein Auge zugethan. Sein Verstand und sein richtiges Gefühl sprachen die Beschuldigten wiederholt entschieden frei; dennoch kehrten die verwünschten Hindeutungen immer und immer wieder zurück und liefen wie eine giftige Spinne über seine Seele, ja sie sponnen in der That seine Unbefangenheit mit unsichtbaren Fäden ein.

Als Ludwig früh am Morgen aus einem kurzen fast fieberhaften Halbschlummer emporfuhr, fühlte er sich in einer peinlichen Stimmung. Die Heiterkeit, die er aus Hetzendorf mitgebracht, war völlig dahin; seine Unbefangenheit gegen die Freunde war getrübt; während eine Art Niedergeschlagenheit, ein unerklärlicher Mißmuth, auf seiner Seele lastete. Er hatte das sonderbare peinliche Gefühl, als müsse er aus sich selbst herausspringen und vor dem eigenen Ich entfliehen. Warum? weil sich ein anderes „Ich" — das von Karl ihm eingeflößte Mißtrauen, demnach das „Ich" seines Bruders — in ihm geltend machte, ohne daß er, weil er gegen den Bruder zu gut und zu vertrauungsvoll war, den Muth und die Kraft gefunden hätte, dieses fremde „Ich" aus seiner Seele herauszureißen.

Und nun noch die vielen und unangenehmen Arbeiten für den anbrechenden Tag: es war noch gar Manches zu ändern, Proben abzuhalten, auf's Neue den Intriguen erbärmlicher Wichte entgegen zu treten und dergleichen Dinge mehr. Und Niemand zur Hand? . . . . doch! . . . . Ludwig durchblitzte hier ein Gedanke.

Vorgestern nämlich, am ersten Tage, an dem er von Hetzendorf hereingekommen, hatte sich ihm ein junger, netter Mann von ohngefähr sechszehn Jahren als Ferdinand Ries, Sohn seines alten Bonner

Freundes, des Concertmeisters Franz Ries, mit dem er im Breuning'schen Hause so viele glückliche Stunden verlebt, vorgestellt und durch ein Schreiben legitimirt.

Bonn war bereits durch den Krieg tief herabgekommen; der edle Maximilian Franz hatte längst, sammt dem ganzen Hofe, bei dem Einzuge der Franzosen seine Residenz verlassen müssen und weilte seitdem zu Mergentheim, um, wie Ries schrieb, gerade jetzt nach Wien zurückzukehren. Da war denn für den jungen, talentvollen Mann in Bonn wenig Aussicht mehr etwas zu lernen und weiter zu kommen, und so hatte ihn sein Vater nach Wien gesandt und ihm ein Empfehlungsschreiben an Beethoven mitgegeben.

Die freundlichen Verhältnisse, in welchen der alte Ries mit dem Knaben und Jünglinge Beethoven ununterbrochen gestanden, berechtigten ihn dabei zu der Erwartung, daß dieser seinen Sohn freundlich aufnehmen werde. Und Ries täuschte sich nicht. Beethoven, in dem alle Jugenderinnerungen durch das Empfehlungsschreiben und die Sendung des Sohnes seines Freundes wach wurden, reichte diesem mit Herzlichkeit die Hand und sagte:

„Ich kann Ihrem Vater jetzt nicht antworten; aber schreiben Sie ihm, ich hätte nicht vergessen, wie meine Mutter starb; damit wird er schon zufrieden sein!" *)

---

*) Beethoven's eigene Worte. Sie bezogen sich auf die Thatsache, daß Concertmeister Ries die Beethoven'sche Familie,

Auf dieses hin besprach sich Beethoven mit dem Jünglinge, prüfte ihn und da er in ihm sofort ein sehr bedeutendes Talent erkannte, versprach er dem jungen Manne für sein Fortkommen zu sorgen, ja er sicherte ihm den eigenen Unterricht zu, eine Freundlichkeit, deren Bedeutung und Tragweite Ferdinand Ries im vollsten Maaße zu schätzen wußte.

Vor der Hand freilich war der Mästro mit den Vorbereitungen zur Aufführung seines „Christus am Oelberge" zu beschäftigt, um etwas Bestimmtes voraussagen oder thun zu können, doch bedeutete er den jungen Mann: jeden Augenblick seines Rufes gewärtig zu sein.

Und jetzt war der Augenblick gekommen. Beethoven fühlte, daß er gerade einer solchen Hülfe bedürfe, um Unbedeutenheiten aus dem Wege zu schieben und unbeirrt seine kühnen Bahnen zu ziehen; wogegen umgekehrt für den jungen Mann unter seiner Anweisung bei dieser Gelegenheit praktisch viel zu lernen war.

Ludwig — bei dem Gedanken und Ausführung sich wie Blitz und Donner zu folgen pflegten — ergriff daher jetzt die Schelle, deren Zug an seinem Bette angebracht war und klingelte.

---

die bei dem Tode der Mutter in sehr bedrängten Verhältnissen war, mit großer Aufopferung unterstützte.

Einige Zeit verging, ohne daß Jemand kam. Unwillig darüber — aber ohne auf die Uhr zu sehen und daran zu denken, daß es erst vier Uhr Morgens sei — riß Ludwig noch einmal an der Schelle, aber mit solcher Kraft, daß man deren Läuten im ganzen Lichnowsky'schen Palais hörte. Wirklich schlappte nach einigen Minuten etwas der Treppe herauf. Es klopfte an und ein barsches „Herein!“ erfolgte.

In demselben Augenblicke öffnete sich die Thüre und eine ungeheure Figur, die, trotz des Sommers, in einen Pelzschlafrock gehüllt war, schob sich herein. Die Riesengröße und der unter der Schlafmütze hervorquellende gewaltige Backenbart, der sich über und unter dem Munde des hier erschienenen Menschen in dunkle Urwaldungen verlief, verkündeten sofort den mit dem Amte eines fürstlich Lichnowsky'schen Portier betrauten Schweizer, der freilich nie die Schweiz gesehen hatte und eigentlich ein guter in Linz gebürtiger Oestreicher war. So viel Mißmuth über die frühe Störung aber auch in des Mannes Zügen lag, richtete er sich doch, der Amtsgewohnheit nach, jetzt hoch und gravitätisch auf, die Hand, die gewöhnlich den gewaltigen Portierstock mit dem großen silbernen Knopfe hielt, frei und steif ausstreckend.

„Wohl!“ — ertönte es zugleich aus den Urwaldungen des Bartes hervor. — „Da noch Alles schläft,

bin ich gekommen. Was steht zu Befehl, Euer Gnaden?"

„Was?" — rief Ludwig erstaunt aus seinem Bette hervor — „es schläft noch Alles: Wie viel Uhr ist es denn?"

„Wohl!" — sagte der Portier nach seiner Gewohnheit. — „Eben vier Uhr!"

„Und da liegen die Schlafhauben noch zu Bette?" — frug Ludwig finster weiter. — „Ja so!" — brummte er dann in den Bart, indem er unwillkürlich an dasjenige dachte, was ihm sein Bruder den Abend vorher gesagt: — „Ich stecke ja in einem hochadlichen Neste. Nur das Bürgerpack kennt das Sprüchwort: Morgenstunde hat Gold im Munde!"

„Wohl!" — meinte der im Negligée hoch aufgerichtete Portier, obgleich er nichts von dem verstanden, was Beethoven eben gesagt. — „Befehlen Eure Gnaden etwas?"

„Ja!" — rief dieser — „man soll mir den jungen Ries rufen."

„Jetzt? um vier Uhr des Morgens?" — frug mit großen Augen der Schweizer.

„Ja, jetzt!" — wiederholte Ludwig befehlend. — „Später kann ich ihn nicht gebrauchen."

Der Portier schwieg einen Moment. Da er aber, wie alle Diener des Hauses, den gemessenen Befehl hatte, Herrn van Beethoven eben so unbedingt zu

Diensten zu sein, wie der Herrschaft, so fand er sich sofort zurecht und gab dies mit seinem unvermeidlichen „Wohl!" zu verstehen. Nur erlaubte er sich noch die Frage: Wer denn der junge Herr Ries sei und wo man ihn finde?

Ludwig gab die nöthige Auskunft und der Portier verschwand mit einem „Wohl!" in welchem zugleich das „soll geschehen!" wie der Kern in der Nuß verborgen lag.

Als der junge Ries nach einer Stunde eintrat, — es hatte gerade fünf Uhr geschlagen — fand er Beethoven noch im Bette, und zwar eifrig auf einzelne Notenblätter schreibend.*) Es waren ihm für seine Compositionen noch Nachgedanken gekommen, die er jetzt schnell notirte.

„Sein Sie mir willkommen!" — rief er dabei seinem neuen Schüler zu. — „Heute gibt's viel zu thun, und Sie sollen mit Hand anlegen. Sie sehen, ich mache mit denjenigen, die ich mag, keine Umstände; aber „thaten" ist besser als „rathen".

Und mit diesen Worten sprang Beethoven mit beiden Beinen aus dem Bette, lief im Hemde an den Tisch, warf alles was auf demselben lag: Noten, Bücher, Papier, Violin- und Klavier-Saiten, Halsbinde und Weste auf die Erde, schob dann das Tintenfaß

*) Historisch.

und einige Blätter frisches Notenpapier vor und sagte:

„Da junger Mann, setzen Sie sich daher und copiren Sie das rasch."

Ries, in nicht geringer Verlegenheit über die sonderbare Weise und das noch eigenthümlichere Kostüm seines neuen Lehrers, gehorchte schüchtern, aber er sollte des Wunderbaren heute noch mehr erleben. Beethoven in musikalische Gedanken verloren und beständig Melodien vor sich hinsummend, schien an das Ankleiden gar nicht zu denken. Den Kopf nach hinten gelehnt, mit den Augen starr nach oben schauend, lief er jetzt wie er war, — das heißt, nur mit dem Hemde bekleidet — brummend und summend auf und ab. Dann trat er plötzlich an das Waschbecken, neben dem vier Krüge mit Wasser standen, nahm in Gedanken einen nach dem anderen und goß ihn über die Hände, ohne zu merken, daß er wie eine Ente im Wasser stehe,*) denn das Wasser lief, wie natürlich, in dem Waschbecken fortwährend über und floß von dem Waschtische in Strömen auf den kostbaren Teppich herab.

Der junge, sechszehnjährige, schüchterne Ries war vor Ueberraschung und Entsetzen ganz starr. Anfangs dachte er daran, den Mästro auf die schrecklichen Verwüstungen aufmerksam zu machen, die er rings um sich anstellte; dann aber und wenn er ihn ansah und

---

*) Schindler: S. 260. Historisch.

sein Blick das martialische, wie aus Marmor gehauene, ernste, gewaltige, in einer gewissen geistigen Verklärung leuchtende Antlitz seines großen Lehrers sah, fiel ihm der Muth wieder, und er beugte sich tief über seine Arbeit, um sein Erröthen zu verbergen.

Aber alles nimmt auf Erden ein Ende; auch das Wasser in Beethoven's Waschtrügen versiegte endlich und so kam der Mäſtro — ohne jedoch auch nur einen Augenblick zu wissen, was er that — in die Kleider. Das Frühstück mußte Ries mit ihm theilen, dann ging es auf die Probe.

Die Probe fing um acht Uhr im Musiksaale des Lichnowsky'schen Palais an, und von neuen Compositionen wurden, nebst dem Oratorium: „Christus am Oelberge", ebenfalls zum erstenmale aufgeführt: Beethoven's zweite Symphonie in D-dur, das Klavier-Concert in C-moll und noch einige neuere Tonschöpfungen des Meisters. Es war eine furchtbar anstrengende Probe und um halb drei Uhr war Alles so erschöpft, daß sich wirklicher Unwille kund gab. *)

Fürst Lichnowsky, der von Anfang an der Probe beigewohnt, ließ jetzt Butterbrod, kaltes Fleisch und Wein in Masse herumreichen, während er Alle auf das freundlichste ersuchte, zuzugreifen, — eine Be-

*) Ries: eigener Bericht.

mühung, die auch die glänzendsten Erfolge hatte, so daß bald alle Anwesenden wieder guter Dinge wurden.

Nun bat der Fürst, das Oratorium noch einmal durchzuprobiren, damit es am Abende recht gut gehe und das erste derartige Werk von Beethoven, seiner würdig, in das Publikum gelange. Die Probe fing also wieder an. Das Concert endlich begann um sechs Uhr. Sein Erfolg war ein glänzender, der große Mästro wurde mit Zeichen der Bewunderung und des Beifalls überhäuft.

Wer war glücklicher als Beethoven und doch... wie hätte er ahnen können, daß dies Glück heute noch gesteigert werden sollte?

Dem Concerte folgte nämlich ein wahrhaft fürstliches Nachtessen, bei welchem dem großen Meister der Töne der Ehrenplatz neben der schönen Fürstin Esterhazy und der Fürstin Lichnowsky eingeräumt war. Jeder Andere hätte sich dadurch außerordentlich geschmeichelt gefühlt: Beethoven nahm diese Aufmerksamkeit als eine Sache, die sich von selbst versteht, und wollte sich eben zwischen diesen beiden Damen niederlassen, als er vor freudigem Schreck wie bezaubert feststand. Fürst Lichnowsky nahte sich mit einer Dame, um die gegenüberliegende Plätze einzunehmen . . . . es war die herrliche, die liebliche Erscheinung aus dem Schönbrunner Schloßgarten . . . . jenes Mädchen, das damals nur so flüchtig an ihm vorüberschwebte und

dessen Bild doch seit jenem Tage als ein Ideal der Schönheit in seinem Herzen thronte.

„Comtesse Julie Guicciardi!" — sagte jetzt der Fürst, die junge Dame dem Hausfreunde vorstellend, und zu dieser gewandt setzte er mit einer leichten Handbewegung auf Ludwig hinzu:

„Unser vortrefflicher Mästro Beethoven, den sie ja schon von Angesicht zu Angesicht kennen und dessen Nachbarin in Hetzendorf Sie von morgen an werden sollen."

Eine dunkle Gluth überlief bei diesen Worten das Antlitz Beethoven's und Julien's, und sie wäre sicher aufmerksamen Augen zum Verräther geworden, wenn hier irgend Jemand auch nur im Entferntesten hätte ahnen können, was in diesem Momente in der Seele dieser beiden Menschen vorging. Ort und Umgebung ließen indessen bei Julien nur eine leise Verbeugung bei Ludwig einige höfliche Worte zu. Ueberhaupt verwünschte dieser bald im Stillen das ganze Soupé sammt seinen kostbaren Schüsseln und Weinen und der ihm fürchterlichen conventionellen Haltung, die seine schöne fürstliche Nachbarschaft ihm auferlegte. Ach! wie unendlich gern hätte er mit seinem reizenden Vis-a-vis jetzt so recht ungenirt und vom Herzen weg gesprochen, zumal er sehr bald auch an Julie erkannte, daß sie ein offenes, schlichtes Wesen liebe und sei.

Unendlich sprach ihn dabei ihr richtiges Denken, ihr gesundes und kräftiges Fühlen an, das so gar keinen Anflug jenes unseligen Strebens zuließ: bei verschobenen und unreifen Ansichten für hochgebildet und gelehrt gelten zu wollen. „O! — jubelte es in ihm — „das ist doch einmal wieder Natur, echte reine unverdorbene Natur, die nicht von dem Gifte der Coquetterie angesteckt und verdorben ist!"

Und dennoch — welch' richtiges Urtheil, welch' überraschend tiefer Blick bei so viel Einfachheit, welche schöne klare Ausdrucksweise bei so viel wirklicher Poesie. Ludwig war bald durch den Zauber, welchen der geistige Liebreiz Julien's fast noch mehr als der leibliche um sie verbreitete, entzückt; nur riß ihn zu seiner Verzweiflung bald eine Anrede der rechten, bald eine Frage der linken Nachbarin, bald ein servirender Lakai, bald wieder ein etwas allgemeiner werdendes oberflächliches Gespräch aus seinen sieben Himmeln.

Glücklicherweise brachte er doch etwas mit nach Hause, was ihn in dieser Beziehung tröstete und aufrichtete; und dies war die Gewißheit: daß Julie nebst ihrer Mutter von morgen an auf einige Wochen in Hetzendorf wohnen werde; und zwar hatte es ein glücklicher Zufall auch noch gewollt, daß sie eine, der seinen nahe gelegene, Wohnung gefunden.

Unendlich glücklich kehrte Ludwig tief in der Nacht nach Hause; aber der kommende Tag sah

ihn auch schon wieder in seinem ländlichen Paradiese.

Und was gab es jetzt hier für schöne prächtige Tage! Ludwig war natürlich bald mit Mutter und Tochter so bekannt und vertraut, wie es bei guten, einfachen Menschen ein gemeinsamer ländlicher Aufenthalt zuläßt. Nur gründete sich dies Vertrautsein weniger auf ein äußeres, als auf ein inneres Zusammenleben und Zusammenstimmen. Fand doch Ludwig zu seinem Staunen von Tag zu Tag mehr, wie überraschend gleich seine und Julien's Seele gestimmt seien; welcher Gedankenreichthum in dem Geiste dieses Mädchens schlummere und wie richtig sie Alles fasse und begreife, namentlich auch, was Musik betraf.

„Sie ist selbst lauter Musik und Poesie!" — sagte er sich oft, wenn er mit ihr und der Mutter zusammen gewesen, und er rechnete unbedingt diese Stunden zu den glücklichsten seines Hetzendorfer Aufenthaltes.

Wenn nur eines nicht einen trüben Schatten auf diese schönen Tage geworfen hätte ... aber wo findet denn der Sterbliche jemals reines, ganz ungetrübtes Glück?

Beethoven's Gesundheit war nicht mehr dieselbe wie früher, und namentlich hatte ihm dadurch „ein neidischer Dämon einen schlechten Stein in das Brett geworfen*)," daß er schon seit längerer Zeit auf dem

*) Seine eigene Worte in seinem Briefe: Wien, den 29. Juni 1801, an Wegeler.

einen Ohr weniger hörte. Peinlich . . . furchtbar peinlich hatte ihn diese Entdeckung überrascht; doch war es wohl nur eine vorübergehende Erkältung, mit deren Hebung auch das Uebel schwinden mußte. Beethoven war ja ohnedem nicht der Mann, der schnell verzagte und das herrliche, glückliche Leben in seinem kleinen Paradiese Hetzendorf — das ihm jetzt durch Julie Guicciardi's Nähe noch paradiesischer erschien, als früher — sollte ihm kein solch' unbedeutender Zufall trüben.

Auch heute war er froh und fröhlich aufgestanden und seine Seele war so heiter, als draußen der blaue Himmel. Ries kam schon um sechs Uhr aus der Stadt, um — wie dies häufig geschah — Unterricht bei seinem verehrten großen Lehrer zu nehmen*), der ihm indessen schon jetzt mehr Freund als Lehrer war.

Aber Ludwig van Beethoven war heute nicht gestimmt, Unterricht zu geben. Mit komischem Ernste — so recht die Heiterkeit der Seele im Auge — rief er daher dem eintretenden jungen Manne zu:

„Willkommen, willkommen! . . . aber geschulmeistert wird jetzt nicht! Setzt Euch nur gleich zu mir zum Frühstücke, junger Mann! haben wir das eingenommen, dann wollen wir erst ein wenig spazieren gehen!"

---

*) Ries, in „Biographische Notizen über L. v. Beethoven" von Wegeler und Ries, S. 98.

Und so geschah es denn auch. Der Weg, die Umgebung, der Himmel und die Laune der beiden Spazierengehenden war gleich heiter und rosig. Gesprochen freilich ward nicht viel: Beethoven verkehrte mit seiner inneren Welt und der Welt der Töne. Er brummte und summte vor sich hin — eigentlich singen konnte er ja nie — und Ries wagte es in ehrfurchtsvoller Scheu nicht, ihn zu unterbrechen. Erst bei dem ländlichen Mittagessen, das auf einem Dorfe eingenommen wurde, kam es zu einer leidlichen Unterhaltung zwischen Schüler und Lehrer.

Hier aber hatte Ries wieder Gelegenheit, einen tiefen Blick in den edlen und schönen Charakter seines Meisters zu werfen. Auch hier war es ja heute so licht und klar, wie rings in der blühenden, duftenden, reizenden Welt. Die Rede kam nämlich auf verschiedene berühmte Musiker. Ach! wie so gar keine Spur eines kleinlichen Neides fand sich da in der großen Seele dieses Mannes.

„Händel, Cherubini, Mozart!" — rief er jetzt — „dem Verdienste seine Krone!"

„Und welche Oper Mozart's ist die bedeutendste?" — frug Ries.

„Für Sie ist die „Zauberflöte" Mozart's größtes Werk; denn in ihr hat er sich so recht als Meister der deutschen Musik gezeigt."

„Und Don Juan?!" — frug der junge Ries überrascht.

„Don Juan hat noch zu viel italienischen Schnitt, und dann sollte sich die heilige Kunst nie hergeben, einem solch' scandalösen Sujet als Folie zu dienen."

„Und Cherubini?"

„Er ist unter allen jetzt lebenden dramatischen Compositeurs derjenige, den ich am meisten liebe. Aber ich bin auch mit der Art und Weise seiner Kirchenmusik einverstanden. Sollte ich einmal ein Requiem schreiben, werde ich mich an gar manches Schöne erinnern, was ich bei ihm fand."

„Und Händel?"

„Händel ist der noch nicht erreichte Meister aller Meister! Gehen Sie hin, junger Mann, und lernen Sie von ihm, wie man große Effecte mit kleinen Mitteln zu erreichen vermag." *)

Ries suchte nun das Gespräch auf einen für ihn sehr wichtigen Gegenstand zu leiten: auf den General-Baß. Da verstummte Beethoven plötzlich. Nach einer kleinen Pause aber sagte er ernst:

„Es gibt zwei in sich abgeschlossene Dinge, über die man nicht weiter disputiren soll, und das ist der General-Baß und die Religion!" **) — und damit

*) Beethoven's eigene Worte über obige Componisten. Ritter von Seyfried. Oulibicheff. 72.

**) Beethoven's eigener Ausspruch. Schindler. S. 252.

stand er vom Tische auf und schickte sich zum Weitergehen an.

Der Nachmittag stand, in seinen ersten Stunden, dem Morgen an Schönheit nicht nach, und auch die alte Heiterkeit kehrte zurück, bis sich endlich bei steigender Hitze doch einige Müdigkeit bei den Wanderern einstellte, so daß sich Beethoven, an einer schönen Stelle, den langen Weg in das Gras warf. Ries setzte sich, still vergnügt, zu seinen Füßen nieder. Eine Eiche, über deren stolzen Wipfel gewiß Jahrhunderte hingefahren, streckte ihre knorrigen Aeste wie ein schirmendes, schützendes Dach über beide aus und von den Blumen und Kräutern ringsumher stiegen köstliche Düfte auf. Die Sonne brannte dabei mächtig und an die Stelle der bisher leicht bewegten Luft trat nachgerade eine dumpfe Schwüle, während sich am fernen Horizonte eine schwere dunkle Wolke, wie eine schwarzgraue Mauer aufrichtete, und das ferne Grollen des Donners sich von Zeit zu Zeit hören ließ.

Beethoven liebte von jeher die großartige Naturerscheinung eines Gewitters und nichts beobachtete er dann lieber, als das sich Aufthürmen der Wolken, das rasche bewältigende Herannahen derselben und das Losbrechen der Erscheinung selbst. Wenn sich dann die Schleußen des Himmels öffneten, der Regen in Strömen herabgoß, die Donner rollten, als ob sie die Erde in ihren Grundfesten erschüttern wollten und

die Blitze flammten und leuchteten, als sei der Götterkrieg zwischen Zeus und den Titanen erneut . . . dann . . . dann ward es seiner eigenen titanenartigen Natur so recht wohl.

Aber sonderbar! — heute berührte ihn die ferne schwarze Wolkenmasse unangenehm. Als er sie erblickte, fiel ein Schatten über den so schönen Tag und über die Heiterkeit seiner Seele. Er mußte plötzlich und ganz unwillkürlich des warnendes Rufes gedenken, den einst ein ihm so liebes holdes Wesen, das nun schon lange unter der Erde ruhte, oft ausgestoßen. Es war ihm, als höre er Comtesse Eugenie rufen: „die Wolke! die schwarze Wolke!"

Beethoven erbebte; aber in demselben Augenblicke schämte er sich auch schon wieder seiner Schwäche und ein fester Wille unterdrückte sie. Dennoch ward ihm das Schweigen seines jugendlichen Gefährden, das er den ganzen Tag über nicht bemerkt hatte, jetzt unangenehm. Er wandte sich daher diesem zu und sagte, den Kopf auf den Arm gestützt: — „Sie sind ja ganz stille, lieber Ries?"

„Ich schweige, weil ich höre!" – sagte der junge Mann.

„Und was hören Sie?" — frug Beethoven erstaunt.

„Ich höre dem Hirten zu, der dort am Saume des Waldes bei seiner Heerde sitzt, und auf der Flöte, die er aus Fliederholz geschnitten, recht artig bläs't."

Beethoven schwieg und lauschte.

„Ich höre keinen Ton!" — sagte er endlich — „Sie müssen sich täuschen."

„Nicht doch!" — entgegnete Ries, an dem jetzt die Reihe des Staunens war — „der Schall ist ja so deutlich ... sehen Sie denn den Hirten nicht?"

„Wohl seh' ich ihn!" — versetzte Beethoven, der sich jetzt halb aufgerichtet hatte, und nach der Gegend des Waldes blickte: — „Ich sehe auch, daß er die Flöte an den Mund hält. Stille ... lassen Sie mich noch einmal lauschen."

Eine abermalige Pause trat ein. Plötzlich aber deckte Leichenblässe Beethoven's Gesicht und auch Ries erblaßte. Der junge Mann, der wußte, daß sein Lehrer schon seit langer Zeit an einer leichten Schwächung des Gehöres litt, hatte errathen, welche furchtbare Entdeckung sein großer Meister eben an sich gemacht habe. Es schwindelte ihm vor Entsetzen und besorgt sagte er fast mit bebender Stimme, obgleich er die Hirtenflöte noch ganz deutlich vernahm. — „Es scheint wirklich, als ob unser Flötiste verstummt sei!"

Beethoven antwortete kein Wort. Er war blaß wie der Tod. Dicke Tropfen kalten Schweißes traten auf seine Stirne. Seine Augen stierten wie vor Entsetzen vor sich hin, seine Züge nahmen wieder die Starrheit des Marmors an. In seinem Inneren aber schrie es mit einem entsetzlichen Schmerze auf: — „Die

Wolke! ... die schwarze Wolke! ... Beethoven! Beethoven! Mann der Töne! ... Du hörst nichts mehr! Du hörst nichts mehr! Gerechter Gott ... **Du wirst taub!"**

Und als ob der Blitz nach seinem Haupte gezuckt habe, sprang er empor, gab Ries ein Zeichen und trat finster den Heimweg an. Kein Laut kam mehr über seine Lippen ... aber in seinem Inneren rang und kämpfte und bäumte sich etwas wie Verzweiflung: es war der Gedanke: „Beethoven! Beethoven! ... Mann der Töne ... **Du wirst taub!!"** *)

---

*) Der ganze Hergang mit der Hirtenflöte ist historisch; Wegeler und Ries S. 98, 99.

Geiger und Harfnerin.

Wien, — das alte ehrwürdige Wien — wie viele Paläste zählt es, die an ihrer Stirne die Furchen der Jahrhunderte tragen, die Wappenschilde und Embleme all der fürstlichen und gräflichen Geschlechter, die hier den Thron der Cäsaren umgaben und noch umgeben; aber Wien — das alte ehrwürdige Wien — hat auch neben seinen Palästen gar enge Straßen, gar kleine Plätze, gar alte, finstere Häuser mit armseligen Wohnungen.

In dem Hinterhause eines solchen alten Gebäudes, hoch oben im vierten Stockwerke zu dem man nur vermittelst einer ganz alten, baufälligen Treppe gelangen konnte, an deren Geländer und Stufentheilen der nimmerruhende Zahn der Zeit große Verwüstungen angerichtet und deren Ersteigen durch die völlige Dunkelheit, die auf ihr herrschte, noch lebensgefährlicher wurde —

in dem Hinterhause eines solchen alten Gebäudes, hoch oben im vierten Stockwerke, dem traurigen Sitze der ärgsten Armuth, ertönte eben in früher Morgenstunde zur Begleitung einer Harfe ein ganz eigenthümlicher Gesang, — ein Gesang, dem man sogleich anhörte, daß er nicht der Erguß eines glücklichen, froh gestimmten Herzens, sondern ein Ausdruck des Schmerzes oder bitteren Hohnes auf ein schweres Geschick sei.

Es war eine ziemlich ausgesungene weibliche Stimme von wenig Biegsamkeit und Werth; aber sie sprach die Worte gut aus, so daß man den Inhalt deutlich vernehmen konnte:

„Auf freiem Feld im Ungarnland
Erblickten wir der Welten Licht;
Den Stolz, die Habsucht, eitlen Tand,
Das Alles kannten wir noch nicht.
So wuchsen wir in Freiheit auf,
Kein Zwang ward jemals uns gethan,
Kein Zügel hemmte unsern Lauf,
So ward uns beiden eine Bahn.

Doch bald die schöne Zeit verschwand
Der Jugend sorglos fröhlich Spiel!
Ein Fürst der sich darauf verstand,
Der gab uns bald ein and'res Ziel.
Im zarten Sprößling sah er gleich,
Welch' edler Stamm sich hier versteckt:
An Grazie, Schönheit überreich,
Die nur d'rauf harrt, bis man sie weckt.

So kamen wir zur Residenz
Und wurden prächtig ausgeschmückt,
Damit auf uns'res Lebens Lenz
Der Fürst mit Stolz und Freude blickt.
Wir wurden nur zu Putz und Pracht
Gehalten — und des Fürsten Lust
Erfüllt', o! daß wir's nie bedacht!
Mit eitlem Stolz' auch uns're Brust.

Uns freute jener Flitterglanz,
Die Freiheit gaben wir dafür!
In Trägheit schwelgend, lebten ganz
Wir wie ein ächter Cavalier" . . .

„Was soll das nun wieder?" — sagte in diesem Augenblicke die Stimme eines Mannes zu der Singenden, die, in ein höchst ärmliches Unterkleid gehüllt, die Haare noch wirr um den Kopf hängend, auf dem Rande ihres Bettes saß und eine Harfe vor sich hatte. — „Von wem ist da die Rede?" — „Nun!" — entgegnete die Sängerin mit bittrem Hohn — „von zwei Schicksalsgefährten: einem Fohlen und einem Mädchen, . . . beide Kinder Ungarn's, frei und froh in ihrer Jugend, . . . schön, lebenslustig und übermüthig . . . . und . . . ."

„Laß doch die Albernheiten!" sagte jetzt der Mann wieder. — „Was einmal geschehen, ist nicht zu ändern. Wer hat dich das dumme Lied gelehrt?"

„Der ungarische Herr, mit dem lang herabhängenden Schnurrbarte!" — und sie legte ihr Haupt auf die

Harfe und blieb unbeweglich. Zwei große Thränen rannen über ihre Wangen.

Es ward wieder still in der Kammer; denn eine elende Dachkammer war es, in der sich die Beiden befanden. Die Wände derselben bestanden lediglich aus Brettern, auf welche die kunstgeübte Hand eines Tünchers, vielleicht vor einem halben Jahrhundert, einen Anstrich von weißer Wasserfarbe angebracht hatte. Jetzt vermochte man diesen kühnen Schluß nur durch die wenigen Ueberbleibsel zu begründen, die sich hie und da noch in einzelnen weißgrauen Schuppen zeigten. Die Decke der Kammer war ebenso einfach, denn sie wurde durch die Balken des Daches gebildet; wobei sich die Bewohner nicht über Mangel an frischer Luft beklagen konnten, da der Wind durch eine Menge Ritze und Lücken ganz frei und ungehindert pfiff. Natürlich entsprach die innere Einrichtung dieser ganzen trübseligen Umgrenzung. Zwei alte Bettstellen aus rohem Holze, jede mit einem Strohsack, einem alten Kopfkissen und einem noch älteren, schmutzigeren und zerrisseneren Deckbette versehen, bildeten, nebst einem einzigen Stuhle und einem wurmstichigen Tische das ganze Ameublement dieses Gelasses. Wenige Kleidungsstücke hingen und lagen umher, da die beiden Inhaber der Kammer noch nicht angekleidet waren; doch zeigten sie auf den ersten Blick, daß man hier gewohnt sei, sich nach Außen hin —

selbst bei dem Jammer nach Innen — so vortheilhaft als möglich zu zeigen. Freilich mußten dabei auffallende Farben den Mangel an Feinheit und Güte des Stoffs ersetzen.

Die beiden einzigen Sachen von Werth, die man hier sah, waren die Harfe und eine Violine. Letztere lag in diesem Augenblicke neben einer leeren Bierflasche und einem Papiere mit Wurstschaalen auf dem Tische; auf die erstere stützte die Sängerinn noch immer ihr Haupt. Ob dies Haupt wohl immer so schmerzlich auf ihr geruht haben mochte? Der liebliche Engelskopf, in dem die reich vergoldete Schnitzerei nach oben zu auslief, ließ dies kaum vermuthen. Das Instrument war gut, wie die Violine auf dem Tische und beide mußten einst viel, sehr viel Geld gekostet haben.

Aber es war ja auch augenfällig, daß die beiden hier anwesenden Menschen einst bessere Tage gesehen haben mußten. Waren sie Mann und Weib? waren sie Geschwister? oder hatte sie nur der Zufall zusammengeführt? Jedenfalls mußten über beide rauhe Schicksalsstürme hingefahren sein, denn das Leben hatte ihm, wie ihr, seinen Stempel in scharfen, bedeutungsvollen Linien eingeprägt. Beide waren dabei gewiß dereinst sehr schön gewesen, dafür sprachen noch immer ihre Züge, wenn sich auch jetzt eine auffallende Verlebtheit in ihnen breit machte, die unverkennbar von den Maulwurfsgängen des Lasters erzählte. Noch

saß die Sängerinn unbeweglich auf dem Rande des armseligen Bettes, den Kopf an die Harfe gelegt. Von Zeit zu Zeit quoll dabei eine Thräne aus ihren, von bläulichen Ringen umgebenen Augen, rollte über die bleichen Wangen und fiel auf den noch immer nicht unschönen Busen.

Der Mann dagegen hatte sich erhoben und da er halb angekleidet auf seinem Bette gelegen, fuhr er nur einigemale mit seinen Händen durch sein krauses, von Natur lockiges, blondes Haar und seine Toilette war gemacht. Daß er dabei auf die Reinlichkeit und Ordnung seiner äußeren Erscheinung nicht viel gab ging schlagend aus diesen sehr kurzen Vorbereitungen für den Tag hervor; aber seine Züge kündeten ja auch überhaupt eine große Gleichgültigkeit gegen das Leben an, — eine Abspannung, die nicht allein Blasirtheit, sondern wohl auch Folge übergroßen Genusses geistiger Getränke war.

Auch jetzt deutete der stiere, dumpfe Blick der wässerigblauen Augen auf den Zustand hin, in welchem er sich diese Nacht noch halb angekleidet auf das Bett geworfen. Der Rausch schien ohnedem noch nicht ganz verflogen; wenigstens mußte er — der in finstere Falten gelegten Stirne nach — Kopfschmerz und Unbehaglichkeit in hohem Grade zurückgelassen haben. Aber auch das moralische Weh machte sich in dem Unmuthe

geltend, welchen der Mann dem dumpfen Schmerze seiner Stubengefährtin entgegensetzte.

„Laß mir nun endlich das dumme Gewinsel!" — sagte er jetzt barsch, obgleich er sich vergebens bemühte, seiner von Natur weichen Stimme einen rauhen Anstrich zu geben. — „Ich habe das Geflenne gerade genug."

„Du hast recht!" — entgegnete die Angeredete, indem sie langsam ihr Haupt erhob, und ein Zug entsetzlich kalten Hohnes über ihr Schicksal trat in ihre Züge. — „Für was soll es auch nutzen. Zu ändern ist doch nichts mehr; wir wollen also lustig sein!...." und sie griff krampfhaft einige Accorde auf der Harfe.

Aber des Mannes Züge verfinsterten sich noch mehr; seine Augen flammten in unheimlichem Feuer auf, seine Hand griff nach der auf dem Tische liegenden leeren Bierflasche und schon hatte er sie erhoben, um sie nach dem Kopfe seiner Gefährtin zu schleudern, als diese mit unendlich weichem Tone sagte:

„Wirf nur, Bruder, aber triff gut. Ich bin ja längst des Lebens müde."

Bei diesen Worten und dem süßen einschmeichelnd-wehmüthigen Klange der Stimme, sank des Mannes hoch gehobener Arm langsam nieder, die Flasche entfiel ihm und rollte in eine Ecke ... er selbst warf sich auf den einzigen Stuhl, der an dem wurmstichigen Tische stand und stützte seinen Kopf in beide Arme.

„Da wir lustig sein wollen," — fuhr Jene jetzt fort und der Hohn von vorhin schlug wieder schneidend durch — „so will ich dir mein Liedchen zu Ende singen. Vielleicht vergeht auch dadurch der Hunger, ... und wir haben ja doch nichts zu frühstücken."

Der Brust des gegenübersitzenden Mannes entwand sich ein tiefer Seufzer; seine Hände ballten sich wie im Krampf.

„Also!" — und sie griff in die Harfe und sang mit dem Ausdruck tiefster Ironie:

„Doch bald, zu bald, verschwand die Jugend,
Der Herr fand nicht Gefallen mehr
An uns'rer abgenutzten Tugend,
Und gab uns d'rum für And're her. —
So ging es immer mehr bergab,
Ein elend und erbärmlich Leben!
Bis einst ein abgeschied'nes Grab
Uns die ersehnte Ruh wird geben."

Ein gewaltsam gerissener Accord folgte .... und zwei Saiten sprangen klirrend. Aber zugleich fiel auch die Faust des Mannes so gewichtig auf den Tisch, daß die Violine hoch in die Höhe fuhr und die Saiten leicht ertönten.

„Jetzt ist's genug!" — rief er dabei; aber die Thränen, die in seinen Augen schimmerten, bewiesen, daß dieser Zornaufwand nur den eigenen Schmerz übertäuben sollten. Die Sängerin stand gelassen auf und stellte die Harfe zur Seite, dann sagte sie ruhig:

„Leo! Hast du nicht noch einen einzigen Schluck Branntwein?“

Der Bruder fuhr in sich zusammen. Es war das erstemal, daß die Schwester von diesem Tranke, der so unselig für ihn geworden, begehrte. Aber Henriette verstand den Gedankengang Leo's so gut, daß sie, ohne daß dieser etwas sagte, antworten konnte:

„Nun, ich folge nur den Grundsätzen, die wir unter der Hand unseres Schicksals angenommen haben: Hab' ich das Geld dazu, trinke ich Champagner; reichen die Mittel nicht für Champagner, trinke ich Wein; kann ich keinen Wein kaufen, so thut es auch das Bier, und langt es nicht für's Bier .... so ersetzen nur einige Schlückchen Branntwein alle diese Erheiterungsmittel.“

Henriette blickte bei diesen Worten den Bruder scharf an.

„Nun!“ — sagte dieser — „es ist wahr, ich lebe jetzt allerdings nach diesen Grundsätzen. Kann ich aber anders?“

„Gut!“ — entgegnete Henriette, indem sie sich die Haare mit einem alten Kamme strich — „so will ich es auch thun.“

„Dann mache mir aber auch keine Vorwürfe!“ — fuhr der Bruder fort, indem er in den Taschen seines Rockes suchte und, als er es gefunden, Henrietten

ein Fläschchen hinreichte. — „Wir haben uns ohnedem einander nichts vorzuwerfen."

„Brrrr!" — machte Henriette, als sie getrunken — „das ist schrecklich .... o! .... wie das brennt! ... aber es erwärmt den leeren Magen doch ein Wenig."

Auch Leo nahm jetzt einen Schluck.

„Wir hätten uns nichts vorzuwerfen?" — hub Henriette wieder an. — „Nun, ich meine doch, daß du es mit deinem bedeutenden musikalischen Talente auch zu etwas Bedeutendem im Leben hättest bringen können."

Die Stirne des Bruders verfinsterte sich:

„Albernheit!" — sagte er dann — „als ob du nicht wüßtest, wie es mir ergangen ist. Als ich nach der verfluchten Geschichte mit Beethoven, in die du mich hineingeritten, aus der churfürstlichen Kapelle entlassen wurde, versprach mir dein Graf, für meine weitere und höhere Ausbildung zu sorgen. Hat er es gethan?"

„Nein!"

„Und warum nicht? weil du ihn nicht genug anspornteſt!"

„Leo, das ist schlecht von dir!" — rief hier Henriette, und ihr sonst so bleiches Gesicht färbte sich roth vor Zorn. — „Warum habe ich denn überhaupt den Wahnsinn begangen, dem Grafen nachzugeben?... warum habe ich ihm meine Jugend, meinen Frieden,

mein ganzes Lebensglück geopfert? — warum? — um dir eine Carriere zu gründen!"

Leo lachte laut und roh auf: „Warum?" — wiederholte er dann. — „Ich will dir's sagen, Schwesterchen, warum! Weil es deiner Eitelkeit und Genußsucht schmeichelte: weil du zu träge warst, dir auf eine andere honette Weise etwas zu verdienen und du so, wie eine Fürstin, ohne zu arbeiten glänzen und in Lust und Freude schwelgen konntest!"

„Und du?" — rief Henriette, dem Bruder einen giftigen Blick zuschleudernd, — „hat dich die Arbeit vielleicht jemals begeistert? Mir gab die Natur nichts, als ein angenehmes Aeußere; dir aber gab sie glänzende Talente. Und was hat der Herr Bruder mit diesen herrlichen Gaben angefangen? – nichts hat er damit angefangen! .... Zu träge, sich um eine anständige Stelle zu bewerben, hat er sich von seiner Schwester füttern lassen, ist zum Tagdieb geworden und hat die Stellung der Schwester, die alles Mögliche für ihn gethan, durch Schulden und liederliche Streiche untergraben."

Leo lachte hier wiederholt laut auf: — „Sieh! sieh!" – sagte er dann, — „ich soll Deine Stellung untergraben haben? O nein, mein Täubchen, das hat deine Verschwendung, dein Uebermuth und endlich dein älter werden gethan!" — und er sang:

„Doch bald, zu bald, verschwand die Jugend,
Der Herr fand nicht Gefallen mehr
An uns'rer abgenutzten Tugend,
Und gab uns d'rum für And're her."

„Du bist ein Elender!“ — knirschte Henriette, indem sie sich, bleich vor Zorn von Leo abwendete und ein Stückchen zerbrochenes Spiegelglas, das ihr als Spiegel dienen mußte, auf ihr Bett legte, um vor demselben ihren Wangen einen künstlichen Anflug von Roth zu geben.

Leo lachte, nahm abermals einen Schluck Branntwein, reichte dann das Fläschchen der Schwester hin, die es indessen verächtlich zurückstieß und sagte:

„Falsch gesprochen, mein Herz! Nicht ich bin ein Elender, sondern, wenn wir gegen einander gerecht sein wollen, muß es heißen: wir sind Elende. Und darum: lassen wir den albernen Streit, der uns schon oft entzweit hat. Jedes von uns trägt seine Schuld und unser Herrgott die größte, denn ihm war es ein Kleines uns in glücklicheren Verhältnissen geboren werden zu laen. Idem .... die Sache ist, wie sie ist! — Für uns gibt es daher, wollen wir nicht wie Hunde untergehen, nur zweierlei: wir halten auch jetzt im Unglück zusammen, wie einst im Glück, ... und sind so grenzenlos leichtsinnig, daß uns darüber Hören und Sehen und Bewußtsein vergeht!“

Und Leo setzte bei diesen Worten die kleine Branntweinflasche wieder an und leerte sie auf einen Zug.

Henriette seufzte tief auf; sie mußte dem Bruder Recht geben. Dieser aber schrie aufjauchzend:

„Juchei! und nun geht's an's Geldverdienen! und

sowie wir etwas verdient haben, wird's wieder gemeinsam verlumpt!"

„Und wo wollen wir heute aufspielen?" — frug Henriette in stiller Verzweiflung.

„In Schönbrunn!" — rief der Bruder — „dort sind heute viele Menschen; auch Cavaliere kommen die Menge hin. Vielleicht . . . ."

„Schweig!" — herrschte ihm Henriette zu und warf das grellfarbige Kleid mit dem unmodernen aber auffälligen Schnitt über. Aber Leo hielt es auf, deutete lachend auf den einen Fuß seiner Schwester und sagte:

„Deinem Strumpfe geht's wie unserem Magen, er hat Hunger und sperrt den Mund auf. Setz' dich auf's Bett, ich will ihn dir ausziehen, dann kannst du ihn so gut, als möglich stopfen."

Henriette gehorchte und verbesserte unter Seufzen das Unheil. — — —

Leo hatte indessen richtig gerechnet, es wimmelte heute in Schönbrunn von Vornehmen und Geringen, von Adeligen und Bürgerlichen, von Jung und Alt, von Arm und Reich, und daran war die Ankunft Erzherzog Maximilian Franzen's, des unglücklichen, durch Napoleon vertriebenen Churfürsten von Cöln, schuld, der sich hier zum erstenmale seit seiner kürzlich erfolgten Rückkehr nach Wien den Massen zeigen wollte. Da trat denn die alte österreichische Anhäng-

lichkeit des Volkes an das Kaiserhaus wieder gar schön hervor und der Jubel war allgemein, als der geliebte Churfürst-Erzherzog nun wirklich aus dem Schlosse trat und unter dem Zudrange der Menge die Hauptwege des Gartens durchschritt.

Aber wie war er dick geworden der gute Herr! Viele freuten sich darüber; Andere schüttelten bei seinem Anblick bedenklich den Kopf, denn diese übertriebene schwammige Körperfülle wollte ihnen nicht zusagen und ließ auf eine krankhafte Fettabsonderung schließen, die möglicherweise schlimm werden konnte.

Nur in einem Punkte stimmten alle überein: Maximilian Franz war sich, trotz aller Wechselfälle des Lebens, in seiner Gutmüthigkeit, Herablassung und Freundlichkeit durchaus gleich geblieben.

Und dies fand auch Beethoven, der sich ihm, gleich bei seiner Ankunft in Schönbrunn, hatte vorstellen lassen; nicht aus knechtischer Augendienerei – die war ja Ludwig durchaus fremd, — wohl aber aus aufrichtiger Anhänglichkeit und Dankbarkeit. Denn wenn auch Beethoven nur kurze Zeit die Unterstützung Max-Franzen's in Wien genossen, so wußte er ja, daß einmal die unseligen politischen Verhältnisse dem Churfürsten die Mittel zur Fortsetzung dieser Unterstützung abgeschnitten; und dann war es doch immer dieser kunstsinnige Fürst gewesen, der ihm die Möglichkeit an die Hand gegeben hatte, sich auf die-

jenige Art und Weise Bahn zu brechen, wie dies geschehen.

Jetzt war Beethoven längst von der Audienz zurückgekehrt; aber er war auch dem Menschengewühle und den ihn selbst bedrohenden Besuchen durch eine Flucht in die Einsamkeit entgangen. Und das war klug von ihm gewesen, denn Wagen auf Wagen kamen aus Wien herüber und gar mancher derselben hielt an seiner bescheidenen Wohnung in Hetzendorf an, um .... unverrichteter Dinge zurückzukehren.

Dies Schicksal war auch eben einer prächtigen Equipage zugestoßen, deren Dienerschaft die gräflich Pallhorst'sche Livré trug und in welcher in der That die alte Gräfin saß, die einst eine so glühende Verehrerin Beethoven's gewesen, und welche der unvorsichtige Mästro in seiner leidenschaftlichen Aufwallung so furchtbar gekränkt hatte.

Auf die Auskunft: Herr van Beethoven sei nicht zu Hause, gab die Gräfin — da sie den Erzherzog bereits gesehen — den Befehl zur Rückkehr nach Wien; aber es war, als ob ihr dies Nichtzusammentreffen sehr nach Wunsch gekommen sei. Die Falten ihrer Stirn wurden etwas glatter, während sie sich mit doppelter Behaglichkeit in den Fond des Wagens drückte.

In demselben Augenblicke sprengte ein junger sehr elegant gekleideter Cavalier auf einem prächtigen Gold-

füchse heran. Sobald ihn der Kutscher erblickte, hielt er die schnaubenden Rosse an und der Wagen stand stille. Es war der junge Graf Pallhorst, der sich jetzt dem Schlage näherte und seine Mutter leicht grüßend, fragte:

„Haben Sie ihn nicht getroffen?"

„Nein!" — entgegnete die Gräfin in französischer Sprache, um von den Dienern nicht verstanden zu werden. — „Und es ist mir auch lieb. Du hast mich zu diesem Besuche beredet, um den Hochmüthigen sicher zu machen; aber ich glaube schon sein Anblick allein hätte mir Krämpfe verursacht."

Der junge Graf lächelte; dann sagte er, seinem prächtigen Pferde mit der flachen Hand schmeichelnd und beschwichtigend auf den Hals klopfend, in der gleichen Sprache:

„Gnädige Mama sind ein Muster christlicher Tugenden; selbst die gerechteste Rache bleibt Ihnen ferne."

„O nein, Moritz!" — versetzte die Mutter, — „da irrst du dich, ich dürste nach Rache, und sie muß diesem Unverschämten werden; aber ich gestehe dir, daß ich mich zu schwach zu ihrer Ausführung fühle. Du bist Mann, übernimm du sie ganz!"

„Das will ich auch!" — sagte der junge Mann entschieden, und ein fester Entschluß leuchtete aus seinen Augen. — „Fahren Sie daher in Gottes Namen zur Stadt zurück; ich will mich indessen ein wenig um

des Löwen Höhle bekümmern und erlauschen, wie man ihm beikommen kann. „Vor solchen Schweinen spiele ich nicht!" — Mama, dies einer Gräfin und einem Grafen Pallhorst in das Gesicht zu werfen .... es ist unerhört, unverantwortlich. Aber Signore Beethoven, wir rechnen darüber noch ab!"

Und seinem edlen Pferde die Sporn in die Seiten schlagend, daß es schäumend und knirschend senkrecht aufstieg und der Gräfin Mutter ein Angstschrei entfuhr — grüßte er leicht und der Wagen fuhr davon. Der junge Graf sprengte Schönbrunn zu.

In jenen Zeiten hatte man noch keine Ahnung von der Herrlichkeit und dem Treiben, das jetzt dort herrscht; aber ein lustiges, bewegtes Leben pulsirte doch auch schon damals in Schönbrunn. Namentlich hatten die vornehmen Roué's hier ein geheimes Absteige-Quartier, in welchem allen Leidenschaften, namentlich aber einer unbändigen Spielwuth gehuldigt wurde. Diese Höhle vornehmer Lasterhaftigkeit war übrigens nur wenigen Eingeweihten bekannt und gewiß hätte sie auch Niemand da gesucht, wo sie sich wirklich befand.

Gegen das Ende des Dorfes stand nämlich ein altes, halb verfallenes Bauernhaus, das jetzt längst verschwunden ist und selbst damals kaum beachtet wurde, da es nur ein altes Weib bewohnte, welches in der ganzen Gegend im Rufe der Hexerei stand und

daher ebenso von Jedermann gemieden wurde, wie das alte Haus, das sie bewohnte.

Aber wenn auch das Haus von Außen so jämmerlich aussah, daß man seinen Einsturz jeden Augenblick zu erwarten befürchten mußte, so hatte es die Raffinerie einiger junger Taugenichtse doch in seinem Innern zu einem wahren Tempel aller Leidenschaften umgeschaffen. Zwar waren alle Räume klein und niedrig, wie es die Bauart eines Bauernhauses mit sich bringt, aber die Einrichtung und Ausstattung derselben war um so verschwenderischer und üppiger. Hier nun wurden verliebte Abenteuer in Menge abgesponnen; hier feierte man Bacchanalien, wie man sie an keinem andern Orte zu begehen gewagt haben würde; — Orgien, die an zügellosen Ausschweifungen aller Art ihrem, von dem griechischen ὀργη (Wuth, Raserei) herkommenden Namen alle Ehre machten; — hier endlich wurden in einer Nacht oft so ungeheure Summen verspielt und gewonnen, daß Tausende jahrelang davon hätten leben können.

Der Ort war aber auch für alle diese Dinge um so geeigneter, als das Haus mit einer langen, ebenfalls zerfallenen Scheune in Verbindung stand, die nach hinten mündete. So hatten die Besucher, obgleich das Haus an und für sich schon einzeln und fast außerhalb des Dorfes lag, gar nicht nöthig, sich den übrigen menschlichen Wohnungen zu nähern, und konnte

vermittelst eines Schlüssels der ihnen die Scheune öffnete — und jedes Mitglied dieser edlen Verbrüderung besaß einen solchen — ganz unbemerkt zu ihrem Heiligthume gelangen. Auch der junge Graf Pallhorst war Mitglied dieser würdigen Gesellschaft, ja er war eines der tollsten derselben, obgleich er im Leben, als einer der gesittesten jungen Männer des Wiener Adels galt. „Stille Wasser sind tief!“ sagt das Sprüchwort, und hier hatte es einmal wieder vollkommen recht; denn wenn Scheinheiligkeit stets und immer ein verdorbenes Gemüth bezeichnet, so thut sie dies bei der Jugend in doppelt, in hundertfachem Grade: da ja der Jugend Anrecht gerade Offenheit und ein keckes fröhliches, der Welt heiter in das Auge schauendes Wesen ist.

Ein älterer Mensch, der sich durch das Leben mit seinen zahllosen Täuschungen, mit seinen gefährlichen Klippen, mit den hundertfältigen Falschheiten, die es ihm entgegenwarf, zum Heuchler und Scheinheiligen hat machen lassen, ist verächtlich; ein junger Mann aber, dem das Leben bis dahin nur zugelächelt, der sorgenlos genießen kann, dessen Herz noch keine Täuschungen verbittert... und der doch, wie Pallhorst, ein Scheinheiliger ist, muß in dem Grunde seiner Seele verdorben sein. Der junge Graf war dies auch und zwar im höchsten Grade.

Es ist gut und nützlich, die Aecker und Wege des

Lebens mit den Grenzpfählen guter Grundsätze zu verwahren, damit die Menschen wissen, wie weit sie ausschreiten dürfen, ohne von ihrem eigenen Gewissen oder dem Schicksale gepfändet zu werden. Aber wird sich auch das wilde Roß der Begierden an eines dieser Warnungszeichen kehren und davor umwenden? — Gewiß nicht! — Dieses Roß zu bändigen, es still und gehorsam zu machen, ohne seine Kraft zu schwächen ... das ist die große Aufgabe der sittlichen Erziehung, die durch gewöhnliches Lehren und Predigen nie gelößt wird.

Der junge Graf Pallhorst war zu viel erzogen worden, um gut erzogen worden zu sein; oder vielmehr er hatte nur eine sehr ausgedehnte äußerliche und nicht die mindeste sittliche Erziehung erhalten, da sein Vater sehr frühe gestorben, seine Mutter eine im höchsten Grade eitele und genußsüchtige Weltdame, sein Lehrer aber ein sehr gelehrter und schlauer Jesuite gewesen, der sich seine kostbare und einträgliche Stellung durch Nachgiebigkeit gegen seinen vornehmen Schüler für die Dauer zu sichern suchte. So reifte der junge Mann zu einem vielseitig gebildeten, vollendeten Cavalier heran; aber sein besseres Selbst ging dabei vollständig verloren, nur daß der, von Natur sehr begabte Jüngling seinem Lehrer noch die Kunst ablauschte: ein Anderer zu scheinen, als er war. Leichtsinn offen betrieben, wird aber nie zu solcher Ver-

worfenheit führen, als wenn man ihm im Geheimen die Zügel schießen läßt. Selbst der Leichtsinnigste respektirt immer noch einigermaßen die öffentliche Meinung; wo aber auch diese nicht mehr ihr Urtheil sprechen kann, da fallen alle Schranken und der gemeinsten Versunkenheit ist Thür und Thor geöffnet.

Graf Pallhorst wußte, daß er heute in der „Höhle" — wie die Betreffenden jenen Versteck des Lasters gemeinhin zu nennen pflegten — mehrere seiner jungen, vornehmen Freunde treffen werde. Es galt einer jener tollen Orgien im Sinne und Geiste Ludwig XV., bei welchem dann stets auch ein Pharao aufgelegt wurde. Aber diese Gelage begannen erst mit der Nacht und jetzt hatte Pallhorst ohnedem noch andere Sachen zu thun. Er stieg daher vor allen Dingen an einem der Wirthslokale ab, schickte sein Pferd mit dem Reitknechte zurück, bestellte den Jagdwagen auf vier Uhr des andern Morgens an einen nahe gelegenen Ort und trat ein. Eine Flasche Champagner gab seiner Seele hier neue Schwungkraft, eine zweite erfüllte sein Inneres mit jenem kecken Uebermuthe, der dem Gott auf Naxos der schönen Ariaden so gefährlich machte und nun trat er zu Fuße seine Rundreise an, um die nöthige Auskunft darüber einzuziehen, wo der Verhaßte, der ihn und seine Mutter so schwer gekränkt und beleidigt, wohne, wann und wohin er täglich auszugehen pflege, ob er dann allein

sei und dergleichen mehr. Kleine Liebesabenteuer, unter der Hand angesponnen und abgespielt, waren dabei nicht ausgeschlossen.

Sein Stern schien ihm indessen heute nicht günstig zu sein. Er erfuhr wenig über Beethoven, der hier sehr zurückgezogen lebte, und mußte dabei zu seinem Aerger die Erfahrung machen, daß Jedermann, den er über ihn befragte, mit ungemeiner Achtung von ihm sprach. Auch kein Abenteuer wollte sich heute finden, und so setzte der junge Mann, gelangweilt und geärgert und damit nur die Zeit bis zur Nacht vergehe, noch eine dritte Flasche Champagner auf die beiden ersten. Er trank diese dritte Flasche freilich fast nur zur Hälfte; aber es war doch schon, selbst für ihn, der im Champagnertrinken eine gewisse Berühmtheit unter seinen Genossen erlangt hatte, etwas zu viel. Es fing ihm im Kopfe zu rumoren an und die unsichtbaren Dämonen, die durch Mund und Nase in den kleinen Perlen und Bläschen des Weines Eingang gefunden hatten, schürten jetzt alle Leidenschaften der unbewachten Brust doppelt an und peitschten in satanischem Eifer die Wellen seines Blutes, daß sie wild und ungestüm durch Herz und Adern rauschten.

Da ward Pallhorst das Zimmer, das er sich hatte geben lassen, um unbeobachtet trinken zu können, zu enge; zumal seine verdorbene, durch die ungebundenste Sinnlichkeit vergiftete Phantasie bei dem edlen Nichtsthun

seine Seele mit den verlockendsten Bildern erfüllte und reizte.

Rasch sprang er auf und da es trotz der anbrechenden Nacht, noch zu frühe war, um in die „Höhle" zu gehen, nahm er sich vor noch einmal einen Str.ifzug auf Abenteuer zu unternehmen.

Das Leben draußen hatte sich jetzt sehr verändert. Viele der Tausenden von Menschen, die heute Schönbrunn besucht, waren schon zur Stadt zurückgekehrt, viele andere befanden sich auf dem Heimweg. Aber der Wiener trennt sich nicht so rasch von dem Genusse, wenn er ihn einmal gekostet. Ueberall am Wege wo Erwerb und Gewinnsucht für heute ambulante Buden aufgeschlagen hatten, wurde noch gespeist und getrunken, gescherzt und gelacht. — Hier spielte eine Pulicinelle zum Entzücken der großen und der kleinen Kinder; dort versuchten Jongleurs ihre entsetzlichen Körperverrenkungen; auf dieser Seite machte ein kleines Pferd seine Kunststücke, und auf jener Wiese bewegte sich gar zu Trommel und Pfeife ein altes steifes Kameel, auf dessen Rücken ein Affe so drollige Sprünge machte, daß das Jauchzen der umstehenden Menge kein Ende nehmen wollte.

Graf Pallhorst ging an allen diesen Dingen verächtlich vorüber; plötzlich aber blieb er stehen. Aus einem Wirthsgarten tönte ihm eine ungewöhnlich gute Musik entgegen. Er lauschte überrascht: es war eine

Geige und eine Harfe, von welchen namentlich die erstere ganz vortrefflich gespielt wurde. Gewöhnliche Schnurranten konnten dies unmöglich sein; auch die weibliche Stimme, die sich jetzt hören ließ, und die Art und Weise, wie der Gesang vorgetragen wurde, konnten unmöglich auf eine ganz gewöhnliche Harfenistin schließen lassen.

Des jungen Grafen Neugierde war auf das Höchste gespannt, und da der Champagner seinem Blute etwas Don-Juan-artiges beigebracht hatte, warf er jede Ueberlegung über Bord und bahnte sich durch die lauschende Masse einen Weg nach den beiden Musicirenden. Aber hier sollten Ueberraschung und Neugierde noch gesteigert werden. Allerdings sah er einen Geiger und eine Harfenistin vor sich, die beide nicht mehr jung waren und deren Gesichter ganz das eigenthümliche Etwas aller Menschen dieser Art trugen; — jenen Ausdruck einer zurückstoßenden Verlebtheit, die über den eigenen Untergang lacht, und einer auffordernden Sinnlichkeit, die zu neuem, keckem Vorwärts, schreiten auf dem Wege des Verderbens mit dem Lächeln der Syrenen anlockt. — Auch die Kleidung war bei dem Geiger, wie gewöhnlich bei all' diesen Menschen, verschabt und vernachlässigt; bei dem Mädchen dagegen nur unmodern und von billigen, freilich auch auffallenden Stoffen und Farben. Und dennoch lag über Beiden etwas, das dem jungen Grafen auf den ersten

Blick sagte, daß dies keine so ganz gewöhnlichen Musikanten sein könnten.

Ihre Bewegungen waren doch ganz anders; ja manchmal schimmerte aus denselben sogar etwas feines und nobles durch. Und dann .... das Mädchen selbst? Mochte sie auch vielleicht dreißig Jahre alt sein .... wenn das flackernde Licht der Lampen auf sie fiel, so war sie doch noch schön: eine hohe Gestalt von hübscher Taille. Auch die übrigen Körperformen traten günstig hervor; ja sie mußten einst, bei behäbigerer Fülle, entzückend gewesen sein.

Aber gerade, daß sie nicht mehr war, was sie einst gewesen, machte sie in den Augen des blasirten Roué pikant. Ihr näher zu kommen, war so recht ein Abenteuer für diese Nacht. Der junge Graf Pallhorst war ja einer jener beklagenswerthen Menschen, die das Uebermaß und die Erschöpfung aller Genüsse für jedes Feine, Edle und wirklich Schöne so abgestumpft haben, daß nur das Niedere und Gemeine noch Reiz für sie hat, und zwar gerade desto mehr Reiz, je schmutziger, niederer und gemeiner es ist.

Welcher gesunde und natürliche Gaumen kann Wohlgefallen an Haut gout finden, und doch kennt die Zunge und die Nase eines Gourmand keinen höheren Genuß. Die Sache bleibt sich in moralischer Beziehung ganz gleich. Die Gewohnheit macht den Genuß des einfach Schönen langweilig, so sucht denn die

überreizte Phantasie ihr Eldorado im Schmutze des Lebens.

Was aber Pallhorst den Geiger und die Harfenistin doch auch in etwas besserem Sinne interessant machte, war ihr Gesang und ihr Spiel. In der Vortrefflichkeit des Letzteren wenigstens lag wohl der schlagendste Beweis, daß sie das Schicksal von einer höheren Stufe der menschlichen Gesellschaft herabgeschleudert haben müsse, und dies Räthselhafte erhöhte noch den Reiz, die beiden Leute kennen zu lernen. Lag doch auch etwas diabolisches in dem Spiele des blonden Geigers, wenn er seine Soli's vortrug, etwas, was die Zuhörer erschreckte und doch zu Staunen hinriß: ein Klagen und dann wieder ein tolles Aufjauchzen; ein Reißen der Töne, das wie ein wildes Fluchen auf Gott und Welt klang, und gleich darauf ein bachantisches Wüthen, als ob sich ein böses Gewissen in wahnsinniger Lust betäuben wolle.

Pallhorst wußte nicht recht, wer ihn mehr anzog, der Geiger oder die Sängerin? Da durchzuckte ihn ein Gedanke der — allerdings nicht frei von der Einwirkung des so reichlich genossenen Champagners — wie ein lichter Funke in ihm aufstieg.

„Beide müssen heute mit in die Höhle!“ — sagte er leise zu sich — „das wird famöse!“

In diesem Augenblicke nahm das Mädchen einen Teller. Es durchzuckte den Grafen instinctive: „Wenn

sie, die vielleicht einst einer guten Familie angehört hat, mit ihm herumginge?"

Aber nein, sie that es nicht. Sie stellte den Teller, ohne ein Wort zu sagen, auf einen benachbarten Tisch und trat zurück.

Pallhorst athmete auf. Er stand ihr in Gedanken fast schon so nahe, daß ihn dies unangenehm berührt hätte. Einzelne kleine Geldmünzen fielen jetzt auf den Teller; die meisten Zuhörer aber drehten sich leise um und schlichen, des billigen Genusses froh und von der Dunkelheit begünstigt, davon. Pallhorst sah, wie Beide einen Blick wechselten und ein höhnischer bitterer Zug ihre Mundwinkel umspielte. Rasch griff er in die Tasche und ließ ein Goldstück dröhnend auf den Teller gleiten. Der Erfolg war vorauszusehen; die Augen des Geigers und der Sängerin suchten und fanden ihn sofort. Ihre Blicke kreuzten sich, dann trat er rasch in die Dunkelheit zurück.

Als sich die Menge verlaufen, holte Henriette den Teller, und das Geld in Leo's Hand schüttend, sagte sie:

„Wer mag wohl der hübsche junge Mann gewesen sein, der den Ducaten gab?"

„Ich denke, Dein langbärtiger Ungar!" — versetzte der Bruder phlegmatisch.

„Nein!" — sagte jene — „der war es nicht. Er hatte ein wundernettes zierliches Bärtchen auf der Oberlippe und war sehr fein gekleidet."

„Meinetwegen!" — versetzte Leo. — „Er ist fort und so laß uns auch gehen. Ich bin so müde, als hungrig und durstig. Wir müssen uns von dem, was wir heute geerndtet, auf die letzten acht Tage des Hungerns, einmal wieder nach Herzenslust gut thun."

„Damit, wie gewöhnlich, morgen nichts mehr übrig ist und das Darben von Neuem losgeht?"

„Was liegt daran!" — rief widrig lachend der Geiger und packte seine Violine ein. — „Dann haben wir doch eine frohe Nacht gehabt."

„Leo!" — sagte jetzt schmerzlich die Schwester — „wo soll das hinführen."

Leo lachte noch lauter und widriger auf.

„Wohin?" — rief er dann, indem er Henrietten half, die Harfe aufnehmen, — „ich glaube nicht, Schwesterchen, daß wir noch weiter kommen können, als wir bereits sind. Uebrigens ist Morgen wieder ein Tag."

„Ja!" — seufzte das Mädchen, die schwere Harfe hebend — „des Jammers und des Elendes:

So ging es immer mehr bergab,
Ein elend und erbärmlich Leben!
Bis einst ein abgeschied'nes Grab
Uns die ersehnte Ruh' wird geben."

„Pah!" — rief hier Leo — „wer wird den Kopf so hängen lassen. So lange es noch Wirthshäuser gibt, ist das Leben immer nicht zu verachten."

Sie waren jetzt an das Gartenthor gekommen, das auf die Landstraße führte. Es lag fast in Nacht eingehüllt, nur eine einzige Laterne, die noch im Garten brannte, warf ein mattes Streiflicht herüber. Eben wollten sie hinaustreten, als ein Mann an ihnen vorüberstürmte. Aber in demselben Augenblicke fuhr Leo, wie von einer giftigen Schlange gebissen, zurück. Seine Augen flammten, seine Hände ballten sich, sein ganzer Körper zitterte.

„Um Gotteswillen, was ist dir?“ — rief Henriette bestürzt.

„Was mir ist?“ — wiederholte der Bruder zähneknirschend. — „Weist du, Schwesterchen, wer das war, der da eben vorüberging?“

„Nein!“

„Nun, so will ich dir's sagen!“ — schrie jetzt Leo außer sich: — „es war der Schurke, dem wir all' unser Elend verdanken; der Hund, der mich in das Nichts gestoßen . . . . . der Scheinheilige, der mir in Bonn des Churfürsten Gunst geraubt . . . . . es war Beethoven!“ — Und mit funkelnden Augen und knirschenden Zähnen hob er seinen rechten mit der Violine bewaffneten Arm hoch auf, ein zweiter Kain, der seinen Bruder Abel zu erschlagen droht.

Beethoven, der von seiner Flucht in die Einsamkeit zurückkam, hatte — dank seinem immer schlechter werdenden Gehöre — nichts von alledem vernom-

men und doch waren diese unseligen Worte nicht verhallt, ohne ein offenes Ohr zu treffen. Graf Pallhorst, der die beiden Geschwister an dem Gartenthore erwartete, stand im Schatten der breiten steinernen Thorpfosten und sah und hörte alles.

Es war, als ob der Böse seine Hände im Spiele habe. Was der junge Edelmann seit Monaten mit der größten Anstrengung vergeblich gesucht: einen recht erbitterten Feind Beethoven's, der, bei dem Vorhaben der Ausübung seiner Rache, ihm einen Mitverschwornen, ja vielleicht das Werkzeug abgeben könne, das hatte ihm nun der Zufall zugeworfen. Er zögerte daher in seinem ohnehin aufgeregten Zustande keinen Augenblick, um ganz entschieden zuzugreifen und den köstlichen Fund festzuhalten.

„Holla, mein Freund!“ — sagte er daher, aus seiner Dunkelheit hervortretend — „das kommt wie gerufen. Ihr habt mir da, ohne es zu wollen, etwas gebeichtet, das für mich von unschätzbarem Werthe ist.“

„Wie? — was, Herr?“ — stotterte hier Leo verlegen und erschrocken, und sein erster Gedanke war, an eine Ueberraschung durch die geheime Polizei, die damals in Oesterreich keine unbedeutende Rolle spielte.

„Beruhigt euch!“ — sagte der Graf — „ihr habt nichts zu fürchten, wohl aber, wenn ihr euch vernünftig benehmet, viel zu hoffen. Wie ich gehört, seid ihr Beethoven's Feind.“

„Ja, Herr!" — entgegnete Leo etwas beruhigter — „sein Todfeind."

„Gut!" — fuhr der Graf fort — „auch ich bin dies. Habt ihr Lust euch an ihm zu rächen?"

„Gewiß! wenn es möglich ist?"

„Was nicht ist, kann werden. Wollt ihr euch mit mir zu diesem Zwecke vereinigen?"

Leo schwankte. Wußte er denn, mit wem er es hier in der Nacht zu thun habe? Konnte dies alles nicht eine Falle sein, in die man ihn und seine Schwester aus irgend einem Grunde locken wollte? Wohl hatte er auf den ersten Blick den feinen Herrn wieder erkannt, der vor einer Viertelstunde das Goldstück auf den Teller geworfen; aber auch das konnte ja eine Finte sein.

„Ich merke schon, woran es fehlt!" — sagte daher der junge Graf. — „Ihr traut mir nicht. Nun das gibt mir eine ganz gute Meinung von eurer Klugheit und Vorsicht. Damit wir uns aber näher kennen lernen" — und dabei machte Pallhorst eine oberflächliche Verbeugung nach Henrietten hin — „schenkt mir und einigen Freunden auf wenige Stunden das Vergnügen eurer Gesellschaft."

„Jetzt?" — frug Leo überrascht — „es muß zehn Uhr vorüber sein?"

„Jetzt und hier!" — sagte der Graf bestimmt. — „Ich denke ihr verschmäht ein gutes Nachtessen, einige

Flaschen köstlichen Weines und ein Dutzend Goldfüchse nicht? — Auch für Sie mein hübsches Kind und Ihr Amüsement werde ich, und zwar selbst, Sorge tragen." Und er faßte die Harfenistin schmeichelnd unter dem Kinn. Henriette wehrte nur schwach ab; sie war ja dergleichen Liebkosungen längst gewohnt. Auch Leo kam es nicht in den Sinn, ein so verführerisches Anerbieten abzuschlagen, und so folgten jetzt Beide dem Grafen.

Bald war die bewußte Scheune auf einsamem Wege erreicht: Pallhorst öffnete und die beiden Geschwister folgten ihm, wenn sie auch der seltsame Eingang zu dem versprochenen Elisium befremdete. Der junge Graf, der sich dies wohl denken konnte, beruhigte sie indessen mit so viel Liebenswürdigkeiten, daß sofort aller Argwohn schwand. In wenigen Minuten war die Scheune durchschritten, eine enge und dunkle Treppe erstiegen und die kleine Gesellschaft hielt nun vor einer aus dunklem Holze plump und massive gearbeiteten Thüre.

In der Höhle.

„Jetzt, Kinder!“ — sagte der junge Edelmann zu seinen beiden Begleitern — „wartet hier einen Augenblick. Ich werde zu meinen Freunden hinein gehen, und sie auf eure Ankunft vorbereiten. Könnt ihr irgend ein musikalisches Stück hier im Dunkeln ausführen?“

„Warum nicht?“ — versetzte Leo.

„Nun gut!“ — fuhr der Graf fort — „so paßt hübsch auf: hört ihr mich dreimal in die Hände schlagen, so laßt das Beste los, was euch in Kopf und Finger steckt. Ihr sollt es nicht bereuen.“

Und mit diesen Worten öffnete der junge Mann vermittelst eines geheimen Griffes das Schloß der massiven Thüre und trat in das anstoßende Gemach. Es war klein und augenscheinlich nur zum Aufenthalte eines Dieners eingerichtet. Ein solcher, ein ziemlich junger Mensch mit röthlichem Haarwuchs und ver=

schmitzter Miene, trat Pallhorst denn auch entgegen.

„Sind die Freunde da?„ — frug dieser.

„Zu dienen!" — antwortete der Rothe und öffnete die Thüre des nächsten Zimmers.

Aber wie ganz anders sah es hier aus. Ein zwar auch niederes aber sehr geräumiges Gemach — einst wohl die Hauptstube des wohlhabenden Hausbesitzers — glänzte jetzt in einem unbeschreiblich sonderbaren Luxus. Die vornehmen jungen Herren, die hier ihre geheimen Schwelgereien trieben, an eine kostbare Umgebung gewöhnt, wollten auch in diesem Schlupfwinkel des äußeren Glanzes nicht ganz entbehren und doch galt es nicht nur Geheimhaltung des Ortes, sondern es standen auch der Möglichkeit irgend einer großartigen Einrichtung die lokalen Verhältnisse als unüberwindliche Schwierigkeiten im Wege. So hatte man sich kurzweg entschlossen, Philipp, dem eingeweihten Diener, das Nöthigste, wie z. B. das Tünchen der Wände zu überlassen und dann der alten, bäuerlichen Einfachheit so viel moderne Herrlichkeit zuzufügen, als zum wirklichen Comfort gehöre.

Und Philipp — der als durchtriebener Taugenichts schon Hunderterlei in der Welt gewesen war: von Profession Koch, dann Tapezirer, Reitknecht u. s. w. — hatte seine Sache prächtig gemacht. Die Wände waren in diesem und noch ein paar kleineren Zimmern

auf das reinlichste geweist, die Fußböden mit kostbaren Teppichen belegt, die Fenster — die ohnedem Tag und Nacht durch Läden geschlossen blieben — mit Vorhängen von schwerem Seidenzeug verhängt. Der gewaltige und schwerfällige Tisch von Eichenholz, der von jeher in diesem Gemache gestanden und vielleicht Jahrhunderte hindurch an Tagen der Freude und der Trauer den einfachen Landleuten gedient hatte, die hier gewohnt, und dem wohl niemals die Ahnung gekommen, daß er einst noch Baronen- und Grafen-Söhnen bei üppigen Schwelgereien und leidenschaftlichen Hazardspielen dienen würde, war zu diesem doppelten Gebrauche, doppelt eingerichtet. — Einmal hatte ihn Philipp mit grünem Tuche überzogen, damit er dem edlen Spiele diene; dann aber verhüllte diese schmucklose Bekleidung noch eine reiche leicht darüber geworfene Decke. Die Sessels, Divans und übrigen Meubels hatte Philipp mit Hülfe einiger erkauften Leute nächtlicherweile herbeigeschafft; wogegen die jungen Herren selbst für eine Masse anderer Dinge, wie silberne Leuchter, Becher, Bestecke u. s. w. gesorgt hatten.

Kurz, nach und nach war hier eine ganze Haushaltung erwachsen, der Philipp und die Alte vorstanden, und eine Einrichtung zusammengekommen, die in einer Art prächtig und kostbar genannt werden durfte, in der andern aber etwas zigeunerartig-zu-

sammengestoppeltes an sich hatte. — Aber wenn auch dies oder jenes fehlte, daran lag ja nichts. Gerade solcher Mangel reizte die an Ueberfluß gewöhnten jungen Leute und ließ ihnen ihr Wesen hier doppelt heiter und genial erscheinen. Den meisten Comfort hatte aber der schlaue Philipp den kleinen Zimmern gegeben, die wirklich von ihm mit Geschmack und mit orientalischem Luxus umgestaltet waren. Man konnte sich in der That nichts Behaglicheres und Verführerischeres denken, als diese kleinen, engen . . . . aber gerade darum auch um so traulicheren Boudoirs. Kam alsdann noch der Gedanke hinzu, daß man hier — versteckt vor Welt und Menschen — wie auf einer von Nebeln eingehüllten Zauberinsel weile, so lag in diesem Aufenthalte ein ganz eigener, durch Poesie gehobener Reiz.

Der junge Graf Pallhorst war also jetzt in das größere der Gemächer getreten und sofort von den versammelten Freunden mit lautem Jubel empfangen worden.

„Kommst du endlich!“ — riefen ihm mehrere Stimmen zugleich entgegen — „wir warten schon seit einer Stunde auf dich!“

„Ei, sieh doch!“ — entgegnete der Neueingetretene und ließ seine Augen über die Gesellschaft schweifen, deren Glieder sich sämmtlich in sehr ungenirter Weise auf den Sesseln und Divans niedergelassen hatten

und jetzt mit Behaglichkeit spanische Cigarren rauchten, die damals, als etwas ganz Neues und noch unerhört Theueres, erst in den höchsten Kreisen Aufnahme gefunden hatten. Nur einer der jungen Männer saß an dem großen Tische und schien vorgelesen zu haben, denn die Strahlen der Wachskerzen, die auf den beiden silbernen Armleuchtern brannten, fielen auf ein kleines aber kostbar eingebundenes und mit reichem Goldschnitt versehenes Buch. — „Ei, sieh doch!" — wiederholte Graf Pallhorst — „welche freundschaftliche Ungeduld. Ihr scheint euch aber deßohnerachtet recht gut unterhalten zu haben, denn ich hörte schon auf der Treppe euer Lachen."

„Warum nicht?" — rief einer der jungen Herren, der auf einem Sessel saß und die Füße auf den Tisch gelegt hatte. — „Pescara verdient sich Lorbeeren."

„Ich glaube gar er liest vor?" — rief Pallhorst erstaunt.

„Und rathe, was?" — sagte Herr von Pescara.

„Das wird was sauberes sein!" —

Aber Pescara fuhr, statt aller Antwort zu lesen fort:

„Und wie der böse Satan oft
Sein Spiel hat mit den Frommen,
So mußt' Aeneas unverhofft
In eine Höhle kommen,
Wo eben, bis auf's Hemdchen naß,
Die so verliebte Dido saß.
Ihr Unterröckchen trocknend."

Ein unbändiges Gelächter folgte diesen Versen aus Blumauer's travestirter Aeneide, die damals — namentlich in Wien — das Ideal der sogenannten feinen Welt war, und als ein unerreichbares Muster von Witz und Scharfsinn, Burlesken und drolligen Verdrehungen galt.

„Es ist nur Eines verteufelt schade!" — sagte jetzt ein Anderer — „daß wir hier keine Dido haben. In der Höhle sitzen wir ja und naß werden wir heute auch noch, wenn auch nur von Innen."

„Nun!" — rief Pallhorst mit pfiffiger Miene — „was soll mein Lohn sein, wenn ich eine Dido herbeischaffe; ist es auch keine Königin von Karthago, so denke ich doch, wir amüsiren uns königlich mit ihr."

„Pallhorst!" — riefen alle Stimmen freudig überrascht.

„Aber ihr müßt den Pygmalion mit in den Kauf nehmen."

„Wer ist das?"

„Dido's Bruder!"

„Du sprichst in Räthseln."

„Die sich gleich lösen sollen!" und der junge Graf Pallhorst ging nach der Thüre, die in das Zimmer Philipp's führte und schlug dreimal in die Hände. Sofort ließ sich eine Violine hören, deren wirklich schönes Spiel alle Anwesenden überraschte; dann fiel

eine Harfe ein, bei deren Klang die Gesichter der Anwesenden in Freude aufblitzten!"

Als die Musik schwieg, riefen mehrere:

„Herein! herein! mit Dido und Pygmalion!"

Nur Pescara vertrat Pallhorst die Thüre und sagte:

„Ich bitte Dich, Freund, habe einen Augenblick Geduld und beantworte mir eine Frage."

„Und die wäre?"

„Bist du denn auch deiner Leute sicher? werden sie uns nicht verrathen?"

„Darüber könnt ihr ruhig sein, Freunde!" — entgegnete Pallhorst. — „Zwar sprach ich bis jetzt noch kein Wörtchen über diesen Gegenstand mit ihnen; aber einmal sind es Menschen, welche sich den Mund mit Gold schließen lassen, und dann . . . . werde ich sie heute Nacht noch so sehr in eine gewisse Sache verwickeln, daß sie mein auf Tod und Leben sind."

„Dann ist's gut!" — entgegnete Pescara und gab die Thüre frei. — „Aber vorsichtig müssen wir eben doch vor allen Dingen sein." — Philipp öffnete jetzt auf einen Wink Pallhorst's die äußere Pforte und ließ Leo und Henriette ein. Man kann sich denken, welch' Staunen beide erfaßte, als sie sich so plötzlich aus der Dunkelheit in den hell erleuchteten Raum — von dem Vorplatze eines alten halbverfallenen Bauernhauses in ein prächtig ausgestattetes Ge-

mach versetzt sahen. Es schien ihnen fast wie Zauberei und beide bedurften einiger Minuten um sich zurecht zu finden. Die Ausgelassenheiten der jungen Herren verhalfen ihnen indeß bald dazu.

Champagner und ein reiches Nachtessen — von Philipp, dem ehemaligen Koch, trefflich zubereitet — wurde jetzt aufgetragen, und so schwanden die nächsten Stunden unter wildem Jubel, tollen Späßen, Zechen und Liebeln. Wild und verwegen schrien oft die Töne der Geige dazwischen, während, nach abgehobenem Mahle, das Klingen des Goldes, das von den Pointeurs zu den Bankhaltenden und von diesem wieder zu den Pointeurs zurück in großen Haufen floß und rollte, gar verführerisch in die Ohren der Geschwister Berton drang.

Und immer reichlicher floß der Wein, bis ihn ein feuerflüssiger köstlicher Punsch ablöste. Mit ihm aber steigerten sich die Bachantischen Scenen, die letzten Reste der nur äußeren Vornehmheit sanken und bald lallten nur noch die Zungen in Eckel erregenden Witzen oder gemeinen Liedern.

Nur Pallhorst hatte sich heute einigermaßen gehalten, indem er sein Glas so oft er konnte umwarf, oder unbemerkt auf den prächtigen Teppich goß, der das Zimmer deckte. Dabei schürte er, als die Köpfe schon in lichten Flammen standen, die Spielwuth seiner Freunde mehr denn je, bis es ihm gelungen, die

allgemeine Aufmerksamkeit so sehr den Chancen des Pharao zuzuwenden, daß er ohne Aufsehen zu erregen, Leo und Henriette entfernen konnte. Auf einen Wink folgten ihm denn auch Beide nach einem der kleinen Zimmer.

Champagner und Punsch hatten indessen auch bei diesen sehr merklich gewirkt. Henrietten's Augenlieder senkten sich mit Wucht und der junge Graf konnte sich kaum des Lächelns enthalten, als er die Anstrengungen bemerkte, die sie machte, die müden Augen offen zu halten.

„Signora!" — sagte er daher, indem er eines der kleinen Zimmrr öffnete und auf den breiten weichen Divan mit schwellenden Kissen wieß, der sich hier befand — „Sie sind sehr müde, legen Sie sich ein wenig zur Ruhe nieder und schlafen Sie ein paar Stündchen."

„Aber" — versetzte Henriette, indem sie wirklich schon zwischen Schlaf und Wachen schwankte — „kann ich auch" .....

„Sein sie unbesorgt," — fiel ihr Pallhorst in das Wort — „ich werde Sie einschließen und den Schlüssel bei mir behalten."

Und Henriette in das Zimmer schiebend, schloß er dasselbe in der That ab und schob den Schlüssel in seine Tasche.

Als dies geschehen, führte er Leo nach dem anstoßenden Gemach. Die Aufgabe war jedoch nicht so

leicht, da ihnen Philipp, der total betrunken an dem Boden lag, den Weg versperrte, und der Geiger, selbst seiner Füße nicht mehr ganz Meister, kaum über denselben hinweg zu steigen vermochte. Endlich gelang es indessen doch: Leo mußte sich niedersetzen, der junge Graf holte noch zwei große silberne Becher voll Punsch, worauf er Berton aufforderte, ihm offen sein Verhältniß zu Beethoven darzulegen. Die Aufforderung zur Offenheit wäre übrigens jetzt kaum nothwendig gewesen, da der Zustand, in welchem sich Leo befand, diese von selbst mitzubringen pflegt. Er erzählte demnach auch seine ganze Geschichte, nur daß er natürlich Beethoven, als den Räuber seiner Zukunft und seines Glückes, und den Urheber seiner jetzigen Gesunkenheit darstellte; ja, er ward, als er auf das letztere Thema kam, so weich, daß er in seiner Weingerührtheit zu weinen anfing.

Graf Pallhorst wußte jetzt schon genug. Mit einem schadenfrohen verbissenen Lächeln tröstete er den in Schmerz zerfließenden Geiger, theilte ihm mit, daß auch er von Beethoven auf das schmählichste beleidigt sei und frug Leo endlich, indem er eine Hand voll Goldstücke vor ihn auf den Tisch legte, ob er mit ihm Hand in Hand gehen wolle, sich an dem gemeinschaftlichen Feinde zu rächen.

Natürlich ging der Gefragte unbedingt hierauf ein; worauf ihm Pallhorst seinen Namen sagte und sich

von Leo die Adresse seiner Wohnung erbat, um bei gelegenerer Zeit das Weitere zu besprechen. In nüchternem Zustande hätte nun Leo, getrieben von einem Restchen Scham, diese Adresse nicht gegeben, jetzt aber dachte er nur an das Einstreichen des vor ihm liegenden Goldes und den Verdienst, der ihm und seiner Schwester durch die Verbindung mit dem jungen Grafen noch blühe; er schrieb daher ohne Weiteres das Nöthige mit unsicherer Hand auf den Zettel, den ihm Pallhorst hinschob.

„Gut!“ — sagte dieser jetzt — „in einigen Tagen werde ich Sie um die Mittagstunde besuchen, dann besprechen wir in Ruhe, was weiter zu thun ist. Stecken Sie das Gold ein, es gehört Ihnen, und wenn Sie mir gut dienen, soll Ihnen das zehnfache werden!“

Leo gehorchte entzückt.

„Aber jetzt noch eins!“ — fuhr der Graf fort. — „Von Allem was Sie heute gesehen und gehört haben, darf kein Wort über Ihre und Ihrer Schwester Lippen kommen. Niemand darf erfahren, wo Sie mit uns waren, und was hier vorging. Sie sind jetzt einmal in unseren Bund getreten; würde irgend etwas entdeckt, werden wir, durch unsere Stellung im Leben gesichert, uns leicht aus der Sache ziehen; dann aber sind Sie und Ihre Schwester, als Ausländer und ohne allen

und jeden Schutz, rettungslos verloren.“ Sehen Sie dies ein?“

„Gewiß!“

„Und wollen Sie mir feierlich geloben, zu schweigen?“

„Ich gelobe es!“

„Nun gut! So pflegen auch Sie jetzt der Ruhe. Wenn es Zeit zum Weggehen ist, werde ich Sie wecken.“

Und nachdem Pallhorst noch einmal den großen silbernen Becher Leo's mit Punsch gefüllt und ihn vor ihn hingestellt hatte, verließ er das Gemach. Leo aber streckte sich der Länge nach auf den Divan, trank den Becher wiederholt auf einen Zug aus, und lag wenige Minuten später in tiefem Schlafe. —

Graf Pallhorst horchte, bis er den Geiger schnarchen hörte, dann griff er in seine Tasche und zog mit dem Lachen eines Satyrs einen Schlüssel aus derselben. Zwei Minuten später ..... war er nicht mehr zu sehen. —

Ein Attentat.

Der Wiener Kaiserhof hatte damals, wie schon zu den Zeiten Maria Theresia's und Franz I. zwei Hauptsommerresidenzen: Laxenburg und Schönbrunn, von welchen die erstere fast jedes Jahr auf einige Wochen im Frühling und im Herbst, die letztere meist im Sommer bezogen wurde.

Aber wie anmuthig und sonnig liegt auch Laxenburg! Wie ein sonntäglich geschmücktes spielendes Kind hat es sich hingestreckt in die weite Ebene bei Wien, welche die ungarischen Höhen und der Schneeberg einschließen. Von allen Seiten grüßen freundliche Dörfer, an die sich damals noch eine glänzende Reihe von Landhäusern und Schlössern des österreichischen Adels anschloß, die jetzt — der Industrie weichend — längst verschwunden sind.

Ein ganz eigener Zauber verbindet sich dabei mit diesem alten Sommersitze der Habsburger, und unge-

achtet der Veränderungen, die Laxenburg im vorigen Jahrhundert und in dem unseren, besonders unter Kaiser Franz I., erfahren, leben hier die reichsten historischen Erinnerungen auf. Die schattige Allee von Rüstern und Linden, welche von Wien bis zu dem Schloßthore in Laxenburg führt, wurde schon von Leopold I. angelegt, der hier so gerne mit seiner ersten Frau, der jungen Margarethe Therese aus Spanien, verweilte und zugleich die schwerste Zeit seines Lebens daselbst zubrachte. Damals bestand das Schloß nur aus einem Hauptgebäude mit zwei Thürmen, rings umschlossen von einem breiten Wassergraben, über den eine hölzerne Brücke führte. Weiter hinaus standen die Nebengebäude.

Aber auch Maria Theresia verweilte hier gerne in stiller Zurückgezogenheit. Dann entfaltete sich an diesem reizenden Orte das engste Familienleben des Hofes. Darum nahmen denn auch die Kaiserin und ihr Gemahl hier von Jahr zu Jahr Verschönerungen vor. 1753 wurde am Ende des Hofgartens, gegenüber dem Sinzendorf'schen Hause, ein neues Theater gebaut; das grüne Lusthaus wurde errichtet und war oft der Versammlungsort einer fröhlichen Gesellschaft. 1754 hatte der Kaiser um die Kaiserin, die in diesem Jahre schon Anfangs Mai nach Laxenburg übersiedelte, zu überraschen, insgeheim den Garten vergrößern lassen; Springbrunnen, ein Thiergarten, Lust-

wäldchen waren angelegt und das ganze mit Alleen und Pavillions geziert. 1755 wurde die Capelle restaurirt. Da indeß in Laxenburg wenig Platz war, blieben die älteren Kinder gewöhnlich in Schönbrunn, die jüngeren in Hetzendorf. Welche Freude war es alsdann für Alle, wenn sie eines Tages nach Laxenburg kommen und dort übernachten durften.

Für den Aufenthalt in Laxenburg war dabei immer nur eine ausgewählte Gesellschaft bestimmt. Die Kaiserin traf von Jahr zu Jahr selbst die Wahl der Gäste und nahm bei dieser hauptsächlich darauf Rücksicht: wie sie den Adel verbinden, den Kaiser unterhalten und jede unanständige Gesellschaft fern halten konnte. Wie sich von selbst versteht wurde es daher auch immer als eine große Gunst angesehen, in diesen engen Kreis mit aufgenommen zu werden. Ein großer Theil des Adels kaufte und baute sich in Folge dessen Häuser im Markte. Ulefeld z. B. besaß ein Haus in der nächsten Nähe des Schlosses, das noch heute das Ulefeld'sche Haus heißt. Rudolph Chotek und Schwarzenberg waren dort ansässig. Dem Grafen Anton Colloredo, dem zweiten Sohne des Reichsvicekanzlers, damals Chef der Garden, schenkte sogar die Kaiserin selbst 1758 das Palais, das sie von der Wittwe des böhmischen Hofkanzlers Graf Kollowrat gekauft hatte. Ebenso besaßen Hans Adam Auersperg und seine schöne Frau ein Haus in Laxenburg.

Noch bedeutender wie Laxenburg wurde indessen unter Maria Theresia und ihren Nachfolgern, das liebliche Schönbrunn.

Auch Schönbrunn liegt in jener freundlichen Ebene bei Wien, und zwar zwischen Feld und Flur, am Saume der Reviere, die von so vielen festlichen Treibjagen aus den glänzendsten Zeiten des Waidwerks erzählen können. Es ist ein prächtiger Kaisersitz mit seinen großen Sälen, breiten Treppen und grünen Gartenwänden, . . . so recht ein Denkmal aus den Zeiten der großen Kaiserin.

Und wie klein war sein Anfang! Aus einem unbedeutenden Jagdschlosse erhob sich eine großartige Residenz, in deren fürstlichen Hallen der kaiserliche Hof jetzt allsommerlich seit Generationen weilt.

Noch 1672 stand dort nur ein einförmiges Gebäude mit Mauern umgeben. Aber schon Leopold I. baute für den römischen König Joseph das Hauptgebäude; während Maria Theresia das Schloß von Grund aus neu aufführen ließ. Von da an wurden von Jahr zu Jahr neue Verschönerungen vorgenommen.

Der französische Garten mit seinen grünen Alleen, Ruinen, Glorietten und Statuen ist dabei größtentheils eine Schöpfung des Kaisers. Aber die Sympathien eines jeden Oesterreichers knüpften sich auch an dieses kaiserliche Haus, so daß schon damals die Wiener ihre Sonntagsfahrten namentlich nach Schön-

brunn machten, hauptsächlich auch um einmal ihre stattliche Kaiserin mit Gemahl und Kinder durch die grünen Gänge lustwandeln zu sehen. Die Kaiserin aber freute dies so sehr, daß sie den Eintritt frei gab, ja sie erlaubte sogar einem bürgerlichen Koch in einem Nebengebäude Wirthschaft zu treiben.

Von Schönbrunn aus machte der Hof alsdann auch häufige Besuche bei den adeligen Familien, die in der Umgegend von Wien gegen den Semmering und das Leithagebirge Schlösser und Landhäuser besaßen. Ja es waren sogar zu jener Zeit für Schönbrunn und Laxenburg eigene Hoftrachten vorgeschrieben. Die Damen trugen schwere seidene, bauschige, von Guirlanden umhangene Kleider, die Füße in seidenen Schuhen; über den geschmintten und mit Schönheitspflästerchen versehenen Gesichtern erhoben sich wie Thürme hohe gepuderte Frisuren. Die Cavaliere erschienen dabei im französischen Hofkleide mit faltigen bequemen Röcken, reich in Silber und Gold gestickt; die Westen mit Edelsteinknöpfen besetzt; die Halsbinden von feiner holländischer Leinwand; mit seidenen Beinkleidern, Strümpfen und Schuhen. Bilder von 1758 zeigen uns die Damen in Laxenburg in rothen robes oder sac's, die mit Gold und Silber durchflochten und mit Blonden verbrämt waren. Die Männer hatten rothtuchene Fracks, goldgestickte Oberröcke und grüne Westen mit goldener Einfassung. Schon

1757 war diese Tracht vorgeschrieben, kam aber damals wegen der Kriegsereignisse nicht zur Ausführung. Maria Theresia hielt überhaupt nach Frauenart, viel auf Toiletten; sie selbst erschien immer auf das geschmackvollste gekleidet. Wie stattlich aber und schön sah sie alsdann auch aus, wenn sie in der Robe von Silberbrokat erschien, das Leibchen aus blauer Seide, von Diamanten wie übergossen; die Coiffüre mit Diamantensternen geziert, die in dem matten Scheine der gepuderten Haare wunderbar aufblitzten.

Jetzt freilich — in der Zeit, von der wir hier erzählen — hatten sich alle diese Dinge gar vielseitig geändert. Durch Joseph II. war ein freierer Geist allüberall eingedrungen, und hatten auch die Regierungen Leopold II. und Franz II. denselben wieder zu vernichten gestrebt, so kamen die großen Tagesbegebenheiten, die Umwälzungen in Frankreich, mit einem Worte: das Fortschreiten der ganzen europäischen Menschheit doch in jeder Beziehung auch hier einer freieren Entwickelung zu gut. Immer hielt indessen auch jetzt noch der Wiener Hof sehr an den alten Sitten fest, wodurch es nicht ausbleiben konnte, daß Steifheit und ein langweilig=ceremonielles Wesen die Nächsten in seinem Gefolge waren.

Ludwig van Beethoven haßte aber diesen Hofton naturgemäß, da sein Element die unbedingteste Freiheit war. „Meine höchsten Herrschaften sind Gott

und die Kunst!" — rief er oft, wenn auf Hof und Hofgunst die Rede kam. Peinlich berührte es ihn daher auch jetzt, als dieser seinen Sommeraufenthalt von Laxenburg nach Schönbrunn verlegte, obgleich er vorausgewußt, daß dies geschehen werde. Freilich war ihm derselbe dadurch ungemein nahe gerückt und die glückliche Einsamkeit seines Paradieses zerstört.

Aber es kam jetzt auch noch manches Andere hinzu, was ihm Hetzendorf verleitete.

Julie Guicciardi, an deren bezaubernden Umgang und liebenswürdige Gesellschaft er sich bereits so sehr gewöhnt hatte, daß er beide kaum entbehren konnte, zog mit ihrer Mutter, die um der Tochter Willen, der Nähe des Hofes auswich, wieder nach der Stadt.

Die Lücke, welche in seinem Hetzendorfer Leben, ja in seinem Inneren dadurch entstand, machte ihn mißmuthig, und dieser Mißmuth fand leider in seinem jetzt immer schärfer hervortretenden Gehörübel einen sehr triftigen Grund zur Steigerung.

Jetzt erst erfuhren seine nächsten und intimsten Freunde, wie Fürst Lichnowsky und van Swieten — aber auch diese nur allein — daß er schon seit einer Reihe von Jahren an einer, freilich bis in die letzte Zeit nur sehr leichten Gehör-Schwäche leide. Es war Beethoven, als Musiker, zu peinlich gewesen, irgend wem darüber ein Geständniß zu machen. Sein

Stolz sträubte sich gegen das Zugeständniß einer solchen Schwäche. Uebrigens trat dies Leiden im Anfange auch nur zeitweise auf und als es nachgerade dauernder wurde, versprachen ja die Aerzte, die er ganz im Geheimen consultirte, eine baldige Besserung.

Aber die Zeit verging ... und die Besserung blieb aus!

O! wenn er, der Musiker, ... der Mann der nur für die Töne, durch sie und in ihnen lebte und webte, daran dachte, wohin dies Uebel möglicherweise führen könnte! ... dann schon bebte er entsetzt zusammen und es war ihm manchmal, als ob ihn Wahnsinn erfassen müsse.

Da stand nun — mitten in der so schön begonnenen Laufbahn — ein dunkler Punkt am fernen Lebens Horizonte des großen Künstlers, sich immer mehr und mehr nähernd und vergrößernd; ... jener dunkle Punkt, der bald zur furchtbar-mächtigen Wolke ward, die seine Seele und sein ganzes Leben wie mit einem schwarzen Grabesschleier verhüllen sollte.

Er hatte ihn längst gesehen, und schauerte bei seinem Anblicke wie vor dem entsetzlichsten Unglück, das ihn nur zu treffen vermöge, zurück. Er verbarg die Schwäche, als ob sie eine Schande, eine Schmach für ihn sei, und selbst das Gespenst des Selbstmordes stieg vor seiner Seele auf. *)

---

*) Beethoven schreibt in einem seiner Briefe an Wegeler: „Hätte ich nicht irgendwo gelesen, der Mensch dürfe nicht frei-

Um aber die Verwicklungen, in welche das Leben Beethoven hineinzuziehen anfing, noch zu steigern, umkreiste ihn sein Bruder Karl immer mehr und mehr, immer enger und enger; ... goß er immer schärferes und ätzenderes Gift in seine unbewachte Seele; ... schürte er, wie ein höllischer Dämon, die ohnehin in Ludwig's tief Innerstem leise glimmende Flamme des Mißtrauens immer mächtiger an.

Es mußte dies aber um so schlimmer sein, als sich in Ludwig van Beethoven schon von vorn herein zwei Welten entgegenstanden: eine ideale und eine reale Welt. Er war ja ein großes gewaltiges Genie, mithin, außer in seiner Kunst, nach allen Seiten hin unpraktisch. Wäre er kein Genie, sondern ein einfacher, praktischer Mensch gewesen, so würde er seine ideale Welt mit den Anforderungen der realen in Einklang gebracht haben. Aber das war er nun eben nicht, und so gestaltete sich in seiner idealen Welt Alles anders, als es da außen in der Wirklichkeit war. Sein großer gewaltiger Geist, in der griechischen Ideenwelt — namentlich der des Platon — zu Hause, verlangte die Verwirklichung der Ansichten und Anschauungen Platon's im Staate und bei dem Menschen

---

willig scheiden von seinem Leben, so lange er noch eine gute That verrichten kann, längst wär' ich nicht mehr — und zwar durch mich selbst".

seines Umganges. Daher seine immerwährende Opposition gegen alles Bestehende und Wirkliche im Staatenleben, ... daher die zahllosen Täuschungen in dem Umgange mit Anderen und das so häufige Nichtverstehen der ihm doch so nahe stehenden und wohlwollenden Menschen.

Und was ging nun für ihn naturgemäß hieraus hervor? Die ganz natürliche Folge war, daß er sich in der realen Welt und allen ihren Verhältnissen stets und immer wie ein Fremdling vorkam. Er — Ludwig van Beethoven — der große Künstler, der gewaltige Geist, blieb für sein ganzes Leben, was die praktische Welt betrifft, in einer Art Kindheit; er, Ludwig van Beethoven — der Heros der Kunst, der lichteste Stern am Himmel der Musik, der Mann großer gewaltiger Ideen, der himmelstürmende Titanite ... er bedurfte in den allergewöhnlichsten Dingen im Leben einen Führer, ... und fand ihn leider, leider! in seinem Bruder Karl.

Und warum in diesem und nicht in Lichnowsky, in van Swieten oder einem anderen edlen Menschen?

Einmal, weil tiefwurzelnde Bruderliebe, die gegen Karl keinen Argwohn aufkommen ließ, ihn an denselben fesselte; und dann ... weil es Karl van Beethoven gar trefflich verstand, gerade durch sein perfides Herabsetzen anderer Menschen, durch seine hinterlistigen Verläumdungen und Hetzereien sich den

Anstrich zu geben, als harmonire er mit Ludwig in seiner Weltanschauung; wogegen Beethoven's wahre Freunde, durch Offenheit und wohlgemeintes Entgegentreten, ihn gar oft von sich abstießen. Hier tritt uns ja die verwundbare Stelle aller Genies entgegen, die aber auch zugleich meist ihre Schwäche ist: um ihren Kopf soll sich das Universum drehen; von ihnen soll es seine Gesetzgebung annehmen, seine Wissenschaftlichkeit, sein Kunstregiment empfangen, seine Staatsverfassung, seine Pädagogik, seine Religion, kurz alles lernen, was von einem menschlichen Wesen gelernt werden kann; ... ihr Wille soll in allen Dingen positives Gesetz sein!

Die ehrlichen Freunde konnten dies natürlich nicht immer zugeben; Karls gemeiner Natur war dies ein Leichtes. Ludwig ging in die Schlinge und Bruder Karl .... beherrschte ihn, während er ihn zugleich in pecuniärer Hinsicht, wie und wann er konnte, plünderte.

Aber Karl bedurfte dieser finanziellen Zuschüsse auch sehr, da er, als derber Genußmensch, immer sehr große Ausgaben hatte. Seine hübsche Frau half ihm dabei redlich, das von dem Bruder leicht erworbene Geld zu verschwenden. Und doch zog Ludwig van Beethoven nicht einmal den Vortheil eines erheiternden Umganges aus diesem Verhältniß. Gleich von Anbeginn an hatte sich nämlich in seiner reinen Seele ein instinktiver Widerwille gegen die Schwägerin fest-

gesetzt und nur zubald fand er denselben durch den Lebenswandel der hübschen aber grenzenlos leichtsinnigen Frau gerechtfertigt.

Ludwig betrat von diesem Augenblicke an, des Bruders Wohnung mit keinem Fuße mehr; während Karl so schlau war, diese schlimme Entdeckung dadurch zu seinem Vortheile auszubeuten, daß er unter Seufzern und Thränen den unglücklichen Ehemann spielte, der durch sein Weib nicht nur in seiner Ehre gekränkt, sondern auch durch ihre leichtsinnige Verschwendung trotz seiner eigenen Sparsamkeit und seinem rastlosen Schaffen geplündert und mit den drückendsten Nahrungssorgen überhäuft und beladen werde.

Den Bruder aber mit Sorgen beladen und kummervoll zu sehen, vermochte Ludwig's edles Herz nicht: er half daher so oft es nöthig, selbst auf die Gefahr hin, in eigener Person darben zu müssen.

Wie wenig dies alles aber seine Verhältnisse in Wien nach seiner Rückkunft von Hetzendorf angenehm machte, läßt sich begreifen und Beethoven wäre in der That jetzt recht unglücklich gewesen, wäre ihm die reale Welt nicht unter den Füßen fast verloren gegangen. Er lebte nur in seiner idealen Welt in musikalischem Schaffen und in einem schwärmerisch-platonischen Lieben seiner angebeteten Julia.

Nur selten freilich konnte er sie jetzt sehen, da Beruf und Schicklichkeit öftere Besuche verboten; aber

wie unendlich glücklich machte ihn dafür auch eine Stunde des Zusammenlebens mit der Reizenden.

Auch heute hatte er, eingeladen von dem Grafen Gallenberg, einen schönen, seligen Abend an ihrer Seite verlebt. Wie leicht vergaß sich da das Unwohlsein, das schon seit mehreren Tagen in ihm lag. Ludwig war ja ganz glücklich; denn sein Liebe bedürftiges Herz hatte sich längst mit jugendlicher Gluth Julien erschlossen, wenn er ihr auch noch kein Wort von Liebe gesagt. Er fühlte sie für Julie und empfand, daß auch ihr Herz ihm gehöre.

Dieses ursprüngliche Bewußtsein des Glücks genügte ihm aber auch vollkommen. Es verklärte ja mit Sonnengold seine ideale Welt, und an die reale, an die Möglichkeit einer wirklichen Verbindung mit dem jungen reizenden Mädchen, das durch sein Vermögen und seine sociale Stellung so hoch über dem einfachen, wenn auch berühmten Musiker stand ... an solche gewöhnliche Dinge dachte er gar nicht; sie kamen ihm nicht im Entferntesten in den Sinn.

Welch' ein wunderschönes geistiges und künstlerisches Leben hatte sich dagegen seit ihrem gemeinsamen Aufenthalte in Hetzendorf zwischen Beiden entsponnen. Wie verband es sie selbst jetzt noch, wenn sie sich auch seltener sahen und wie doppelt freudig rauschte es dann auf. Heilig war dabei Beiden die Erinnerung an diesen freundlichen Sommeraufenthalt, während dessen

ihre reinen Gemüther so manchen Hochgenuß aus der Natur und dem Leben in ihr gesogen.

Es lag daher nahe, daß sie auch heute wieder in schöner Rückerinnerung auf diesen Gegenstand kamen.

„Natur und Leben sind doch die beiden großen Spiegel der ewigen Vernunft und Schönheit!“ — sagte jetzt Beethoven, der in einer der Ecken des Salons in sinnigem Gespräche neben Julien Guicciardi saß, und mit Entzücken in ihr liebes Antlitz blickte. — „Bei dem Ineinandergreifen und gegenseitigem Zurückstrahlen beider, ist ja zwischen Natur und Leben keine Grenze.“

Julie sah hier Beethoven mit ihren großen klaren Augen bedeutungsvoll an: „Ich verstehe Sie!“ — sagte sie dabei. — „Keines ist ein so eigenes Gebiet für sich, daß man in dem einem zu wandeln vermöchte, ohne das andere entbehren zu können.“

„Natürlich!“ — fuhr Beethoven fort — „denn ist es des Dichters wie des Musikers höchste Aufgabe mit weltanschauendem Geiste sich den Gestalten der Kunst zu nahen, so gehören zu dieser Weltanschauung nothwendig beide Gebiete des Daseins. Die höchste Aufgabe jeden Künstlers soll es ja sein: die Natur mit dem Leben, das Leben mit der Natur und Beide mit sich selbst zu versöhnen.“

Ueber Julien's Züge lief hier ein feines, unendlich liebliches Lächeln. Sie gedachte der psychologisch

wunderbaren Erscheinung, daß ein Mann, wie Beethoven, auf dem Gebiete der Theorie und Kunst so richtig denken könne, während er im praktischen Leben derselben Wahrheit so fern stehe. Aber gerade dies Räthselhafte in Beethoven's Charakter und Wesen fesselte sie doppelt. Sie freute sich, auch hier einen Blick in die Tiefen dieses Geistes werfen zu können und sagte daher:

„Dazu reichen aber wohl Phantasie, Gemüth und künstlerisches Anschauen der Welt — diese allerdings köstliche Mitgift der Natur — nicht aus?"

„Gewiß nicht!" — versetzte der Maestro. — „Mit ihnen erringt der Künstler eben nur die künstlerische Betrachtungsweise, die Form. Er soll aber auch — und das ist ja das Wichtigste — Inhalt in die Form bringen, soll die poetischen Empfindungen seines Gemüthes, welche so leicht irren, wissenschaftlich läutern, soll von den Höhen eines einigen, klar bewußten Gedankens den Maßstab an jede seiner Gestalten legen, soll diese mit jenem durchdringen, um das Licht des Daseins ebenso klar durch jede geistige Faser seiner Gestalten hindurchspiegeln zu lassen, wie der Fürst und König der Crystalle, der Diamant."

„Wie recht haben Sie!" — sagte Julie, — mit freudiger Erregtheit dem Freunde in das durchgeistigte Antlitz blickend, dessen wunderbar großartige Bedeutsamkeit ihr noch nie so überwältigend entgegengetreten

war, wie eben jetzt. Seine sonst durchaus nicht schönen Züge hatten in diesem Momente etwas Bezauberndes, königlich Großes, Hinreißendes. Julie fand den Freund entzückend . . . es war ein schlagender Sieg des Geistes über die Materie. — „Sie haben recht!" — wiederholte sie, und ihre Worte klangen wie ein Gebet voll Entzücken und Verehrung; — „aber gewiß nur die wenigsten Sterblichen vermögen das zu vollbringen, was Sie eben angedeutet."

„Es bedarf freilich dazu einer göttlichen Weihe!" — fuhr Beethoven fort — „die sich von Außen her nicht geben und nicht nehmen läßt; aber Demjenigen, dem Gott dies köstliche Geschenk in die Wiege gelegt hat, dem reicht dann auch noch, will er diese große Aufgabe wirklich lösen, die Wissenschaft brüderlich die Hand. Sie führt ihn auf die Grundgesetze alles Bestehenden, auf das Wesen der Dinge, auf das Ewige in der Erscheinung, zu eigenen, noch uneröffneten Schachten und zeigt ihm dort — in verborgenem Grunde ruhend — Millionen Schätze in des Daseins Tiefen."

„Wissen Sie, mein Freund!" — sagte hier Julie — „wie mir dies vorkommt?"

„Nun?"

„Dem sinnigen Mährchen gleich, welches in geheimnißvoller Nacht den Wanderer in der Berge Schluchten sich verirren, den Geist der Berge ihm er=

scheinen, die Felsen sich öffnen, den Wanderer durch die geöffneten Pforten eintreten, in lichtfunkelnden Sälen alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeiten schauen läßt. Wie ist er dann berauscht, der Glückliche, von all' der Pracht und all' dem Glanz, wie reich beladen mit Gold und Edelsteinen kehrt er zur Oberwelt zurück. So macht die mit der Kunst vermählte Wissenschaft ihre Auserwählten lichtempfangend und lichtspendend. Indem sie dem Künstler eigene Welten eröffnet, stellt sie ihn auf eigene Füße, zeigt ihm in der Masse des Geschaffenen das Ewige, Bleibende, Wesentliche!"

„Ja, Julie, ja!" — sagte hier Beethoven und ergriff des Mädchens Hand, das ihm sanft erröthend und überglücklich zulächelte, — „ohne dies Erkennen und Auffinden des Ewigen, Bleibenden und Wesentlichen in immer neuer Form und Gestaltung würde der Künstler ja genöthigt sein, in alte tausendfach verbrauchte Bilder und Anschauungen zurückzufallen und sich in eitlen Oberflächlichkeiten zu bewegen. Dann aber würde selbst das beste Talent aus Mangel an Tiefe zu Grunde gehen. Denken wir nur an den alten würdigen Sebastian Bach, an Händel, Gluck, Mozart und im Reiche der Dichtkunst, an den Riesengeist Shakespeare!"

„Und" — fügte Julie freundlich hinzu — „an

den bescheidenen, aber darum nicht minder großen Beethoven."

„Der wenigstens das gleiche Streben wie jene großen Männer in Herz und Seele trägt!" — versetzte der Maestro mit einem leisen Druck der geliebten Hand. — „Aber kommen wir noch einmal auf den großen Britten zurück. Findet sich in Schakespeare's Dramen nicht ganz und gar dies tiefe Eindringen in das Wesen der Natur und der Kunst?"

„O gewiß!" — sagte Julie mit Begeisterung. — „Davon zeugen ja die wunderbar natürlichen Charaktere seiner sämmtlichen Menschen."

„Und warum?"

„Weil sie Gestalten mit Fleisch und Blut sind, ... weil sie im unmittelbaren Umgange mit der Natur aus den Schachten des Lebens gewonnen wurden. — Aber" — setzte hier Julie hinzu — „wissen Sie, lieber Beethoven, wen ich von unseren jetzt lebenden Dichtern hier eingereiht wissen möchte?"

„Nun?"

„Goethe!"

„Und das mit Recht!" — fiel Beethoven ein. — „Ich möchte ihn einmal persönlich kennen lernen, diesen unsern objectivsten Dichter. Er hat bei mir den Klopstock völlig in den Hintergrund gestellt. Gehoben und getragen von der Natur selbst sind ja sein Götz von Berlichingen, sein Werther, Wilhelm Meister, Cla-

vigo und vor allen Dingen sein großer, herrlicher Faust, dieser vollendetste Ausdruck der Objectivität im Großen!“

„Und“ — setzte Julie hinzu — „nicht zu vergessen sein wundervolles Epos „Hermann und Dorothea!“ — dieses Muster eines Gedichtes voll Einfachheit, Wahrheit und Natur!“

„Ja Natur! Natur!“ — wiederholte Beethoven sinnend. — „Sie in der Kunst festzuhalten und wiederzugeben ist eben das Schwerste des Schweren. Da meinen die meisten jungen Künstler: der bloße Umgang mit der Natur, das sei schon genug, ... das Wandern durch Wald und Flur, durch Berg und Thal, auf Strom und Meer ..... aber ..... das haucht dem Menschen noch lange den weltversöhnenden Geist nicht ein. Im Gegentheil, das reine Natur genießen stimmt eher zur Gefühlsseligkeit, als zur Tiefe, gibt statt Klarheit nur unbestimmte, unklare Empfindungen.“

„Ja, so ist es in der That!“ — sagte hier Julie. — „Wie oft habe ich dies bei Freundinnen bemerkt. Diese Unklarheit der Empfindungen ist ja gerade bei dem weiblichen Geschlechte so recht zu Hause. Zu viele Gefühle auf einmal wecken, führt zur Verschwommenheit. Ein unbestimmtes Etwas, ein unbestimmtes Sehnen erfaßte die Brust in Waldesbrausen und Waldgeflüster und führt am Ende zu einer Herz und Geist leer und öde lassenden Gefühlsschwärmerei.“

„Darum muß der Künstler, will er etwas Tüchtiges werden, an die Stelle dieser Gefühlsschwärmerei wahres Gefühl und tiefes Eindringen und Erkennen setzen!" — rief Beethoven. — „Die ganze Natur erscheint dem Gefühlsmenschen als eine große Elegie von ewigem Leben und ewigem Tode, und statt der Kraft und der Frische, dem Muth und der Lust des Daseins, berührt nur die Klage und der thatlos-jammernde Weltschmerz seine Seele. Wie kann dann der schaffende Geist dem wahren Schmerz der Menschheit Versöhnung bringen?! — Nein, nein! — der echte Künstler soll auf den höchsten Zinnen der Weltanschauung stehen; er muß sich bei allem Eindringen in die Tiefe, bei allem Zerlegen und Prüfen, die Frische, Jugend und Gesundheit seiner Gefühle bewahren, — muß Jüngling in der Empfindung, gereifter Mann in der Anschauung sein, — soll und muß — Beide verbindend — der große Versöhner zwischen Geist und Gemüth werden. Er soll der lebendige Ausdruck dessen sein, was das Menschenthum in seinen innersten Tiefen belebt und erschüttert. Dazu aber gehört, daß er die Dinge bis in ihr Innerstes schauen, ebenso die ewige Vernunft wie die ewige Schönheit in ihnen wiederfinden könne. Er soll der Feldherr des Menschenherzens sein, dem das Gemüth überall hinfolgt, wohin er es führt."*)

*) Karl Müller. „Briefe über Natur und Kunst."

„Ja!“ — sagte mit seelenvoll strahlendem Auge Julie, — „und ihm vertrauend, ihn bewundernd und ihm folgend, wird dann die Menschheit in seiner Sicherheit die eigene gewinnen, in seinem Aufschwunge sich selbst erheben, in seiner Vergöttlichung selbst edler, größer, göttlicher werden!“

„Julie!“ — rief Beethoven hier, und seine Augen flammten Blitze des Entzückens und eine ganz eigenthümliche merkwürdige Verklärung strahlte aus seinen Zügen, — „Sie sind das erste Weib, das mich ganz verstanden hat; die erste, die ich aus tiefer Seele, als eine echte Jüngerin der Kunst achte!“

Das Gespräch ward hier unterbrochen; aber Ludwig van Beethoven verlangte es auch nicht darnach, mehr zu hören und zu sehen. Wohl wissend, daß Julie nun von der Gesellschaft nicht mehr frei gelassen werden würde, schlich er sich leise davon, das Heiligthum ihres Bildes in Herz und Geist mit sich tragend.

Und fort war sie für ihn wieder, die äußere Welt! In liebliche Gedanken verloren lief er durch die Straßen. Wohin? . . . . . er wußte es nicht! — Seine Füße trugen ihn mechanisch den gewöhnlichen Heimweg. Was um ihn vorging? . . . . er sah es nicht! — Er bemerkte selbst die seltsame Gestalt mit der Violine nicht, die ihm in der Dunkelheit bald folgte, bald voranschritt. Auch der Hufschlag eines nicht allzufernen

Pferdes verhallte an seinem kranken Ohre. Und doch blieb er plötzlich stehen und lauschte: wunderbare Töne stiegen dicht vor ihm auf. Er strengte sein Gehör an: es waren die Töne einer Geige, die meisterhaft, aber mit einer Art diabolischen Ingrimms, gespielt wurde.

Eine Geige? in der Nacht und auf der Straße? und so meisterhaft gehandhabt? Beethoven schüttelte erstaunt den Kopf und ging rasch auf die Gegend zu, aus welcher die Töne kamen; aber in demselben Augenblicke verstummten sie auch und Ludwig schien es, als habe er einen Schatten an den Häusern hingleiten sehen.

Doppelt gespannt, schritt er vorwärts; da erschallten die Töne wieder und noch toller, noch gespenstischer, aber auch noch origineller und infernalischer.

Beethoven war im höchsten Grade überrascht. Das geniale, wenn auch wilde und rauhe Spiel erfaßte ihn wunderbar. Aber so oft er sich näherte, verstummte es, um einige Schritte weiter, wieder anzusetzen. Und doch! er mußte erfahren, wer der Spieler war.

Huschte da nicht die Gestalt in eine kleine ganz enge Straße? .... Richtig! ..... vielleicht zwanzig Schritte weiter hob das Spiel wieder an. Rasch bog der Mäстro ein. Er bemerkte ja nicht, daß die Häuser sich hier auf beiden Seiten so nahe standen, daß kaum zwei Menschen an einander vorüber konnten, und hätte

er es auch bemerkt, er würde ja ohnedem keinen Werth darauf gelegt haben. Aber diesmal schien auch der Spieler Stand zu halten. Beethoven, der seine Augen doppelt anstrengte, gewahrte die Gestalt jetzt dicht vor sich, nahe einer Thüre, die in eines der alten Häuser führte und die so in das Haus hineingebaut war, daß sie zugleich — der engen Straße halber — als ein kleiner Raum zum Ausweichen dienen konnte.

Jetzt hatte Beethoven die Gestalt erreicht, ... eben wollte er sie freundlich ansprechen, ... als ein Reiter wie wahnsinnig dicht hinter ihm hergesprengt kam. Erschrocken drängte Beethoven nach der Thüre, da ihn das Pferd, das die ganze Breite der Straße einnahm, in der nächsten Minute niederrennen mußte; aber die Gestalt füllte den Raum zwischen dem Thürpfosten geflissentlich aus, Ludwig mit Gewalt zurückdrängend.

Da — wie mit dem Aufleuchten eines Blitzes — erkannte Beethoven seine Lage; aber ebenso schnell hatte die Elasticität seines Geistes einen Entschluß gefaßt. Mit der ihm angeborenen titanischen Kraft sich dem Reiter entgegenwerfend, fiel er dem Pferde mit beiden Armen in die Zügel, den Kopf des Thieres so gewaltig emporreißend, daß es stöhnend und schnaubend hochaufstieg. In demselben Momente aber öffnete — durch die Geigentöne und das hier ganz ungewöhnliche Pferdegetrappel angelockt — einer der

benachbarten Hausbewohner einen Fensterladen, ein Streifen matten Lichtes fiel über die sonderbare Gruppe: „Leo!“ erschallte es, wie ein aus tiefster Seele hervordringender Schmerzensschrei .... dann der Hufschlag eines weitersprengenden Pferdes .... und .... Todtenstille! —

Das Testament.

Monate waren vergangen, der Winter hatte sich schon wieder zurückgezogen und die ersten Lerchen schmetterten ihren Jubelruf in den Lüften, als Ludwig van Beethoven, von einer schweren Krankheit genesen, nach dem ein und eine halbe Stunde von Wien gelegenen freundlichen Dorfe Heiligenstadt zog, um daselbst in der milden frischen Luft seiner völligen Wiederherstellung entgegenzugehen.

Dr. Schmidt, einer der damals berühmtesten Aerzte Wien's, war es, der ihn behandelt und gerettet, ein Mann der Wissenschaft, von Beethoven zu seinen geschätztesten Freunden gezählt. *)

---

*) Schindler: S. 49. 50. Beethoven sprach ihm seine Dankbarkeit durch das von ihm selbst in ein Trio arrangirte und Schmidt gewidmete Sextett aus.

Aber welche Schwermuth lastete seit jener verhängnißvollen Nacht über des Meisters Seele! Niemand erfuhr, was ihm begegnet, auch der Arzt nicht, der nur wußte, daß vor jenem letzten Besuche im Gallenberg'schen Palais schon ein Unwohlsein in Beethoven gesteckt, das sich gleich darauf zu einer schweren Krankheit gesteigert habe. Den Grund der bleibenden Melancholie aber suchten Dr. Schmidt und die Freunde — zum großen Theile auch mit Recht — in dem immer zunehmenden Gehörübel des Maestro's. — Ach! in dem großen Meister litten ja Körper und Seele gemeinsam auf eine furchtbare Weise!

Was er in moralischer Beziehung erfahren, hatte seinen Glauben an die Menschheit völlig in den Staub getreten; was er geistig bei dem Gedanken an sein physisches Uebel litt, brachte ihn bald zu Verzweiflung und Wahnsinn.

Vergebens hatte er bereits im Geheimen seit Jahren medicinirt und an seinem Ohre gedoktert: weder das kalte Bad noch die lau-warmen Donaubäder, weder Dr. Frank, – Direktor der medicinischen Studien in Pavia, dann des allgemeinen Krankenhauses in Wien — noch Vering — dirigirender Feld-Staabs-Arzt und kaiserlicher Rath — hatten ihm helfen können. Alle Pillen für den Magen, aller Thee und alle stärkenden Medicinen für das Ohr waren umsonst gewesen, er hörte zeitweise etwas besser, zeitweise aber

auch nur sehr schwer und seine beiden Ohren sausten und brausten Tag und Nacht fort.*)

„Um Dir einen Begriff von dieser wunderbaren Taubheit zu geben“ — schrieb er in seiner stillen Verzweiflung um jene Zeit selbst an seinen Jugendfreund Wegeler nach Bonn — „so sage ich Dir, daß ich mich im Theater ganz dicht am Orchester anlehnen muß, um den Schauspieler zu verstehen. Die hohen Töne von Instrumenten und Singstimmen höre ich, wenn ich etwas weit weg bin, nicht; im Sprechen ist es zu verwundern, daß es Leute gibt, die es niemals merken; da ich aber meistens ohnedem sehr zerstreut bin, so hält man es dafür. Manchmal auch hör' ich den Redenden, der leise spricht, kaum, ... ja die Töne wohl, aber die Worte nicht; und doch sobald Jemand schreit, ist es mir unausstehlich. Was es nun werden wird, das weis der liebe Himmel. Hätte ich irgend ein anderes Fach, so ging es noch eher, aber in meinem Fache ist das ein schrecklicher Zustand. Ich habe schon oft . . . . mein Dasein verflucht; Plutarch hat mich zur Resignation zurückgeführt. Ich will, wenn's anders möglich ist, meinem Schicksale trotzen, obschon es Augenblicke meines Lebens geben wird, wo ich das unglücklichste Geschöpf Gottes sein werde.“ **)

*) Schindler: S. 22. 23. Beethoven's eigener Brief an Wegeler.

**) Beethoven's Brief an Wegeler. Schindler: S. 24. 25.

Und war es nicht in der That ein furchtbares Geschick, was **Beethoven** hier bedrohte!

Trete hinaus, Sterblicher, in Gottes herrliche Natur: Horch, wie die Lerche in den Lüften schmettert, wie der Bach so munter und geschwätzig murmelt, wie der Wind in den Zweigen der Bäume rauscht, im Walde das muntere Chor der Vögel jubelt, und gute Menschen fröhliche Lieder singen. Horch! wie das Abendgeläute herüberschallt von den Dörfern der Ebene, so beschwichtigend und friedlich; . . . . alle Träume der Kindheit in dem Herzen wach rufend! — Horch! sauge sie ein, die süßen Töne . . . . und . . . . sei glücklich! —

Aber jetzt denke dir die Kraft deines Gehörnerves sei gelähmt; . . . . denke, du sei'st **taub**!

Und nun tritt wieder hinaus in Gottes herrliche Natur: du **siehst** die Lerche in den Lüften . . . . aber ihr fröhliches Schmettern **hörst du nicht**! Dein Auge gewahrt das muntere Hüpfen der Wellen, das Wogen und Schwanken der vom Winde bewegten Bäume . . . . aber kein Murmeln, kein Rauschen berührt dein Ohr . . . . **du hörst sie nicht**. Du steh'st mitten im Walde . . . . aber Todtenstille macht ihn dir **einsam und öde**. Der Abend kommt, der Landmann zieht betend seinen Hut . . . . ein entsetzlicher Schauer überläuft dich, du weißt es, daß jetzt die liebe Abendglocke läutet . . . . aber du . . . . du! . . . .

du hörst sie nicht! für dich ist das Reich der Töne auf ewig verschlossen!

Trete hin, Sterblicher, in den Kreis fröhlicher Menschen: horch! wie traulich klingt das Wort, das tief der Seele sich entrungen. Wie erfrischen Scherz und Witz das Gespräch, — wie labt und stärkt sich der Geist im munteren Austausch der Gedanken; wie beglückend, wie beseligend klingt das traulich „Du“, das Wort der Freundschaft, das Geflüster der Liebe!

Und nun denke die Kraft deines Gehörnerves gelähmt! .... denke, du sei'st taub!

Du lebst unter den Menschen! Du mußt unter ihnen leben! Du hast das Bedürfniß, dich auszusprechen und im Austausch der Gedanken dein geistiges Dasein zu nähren. Aber du hörst nichts! Der Blick des Mitleidens trifft dich! die Augen der gesunden Menschenkinder ruhen verwundert auf dir! Wie sie aufleuchten im Gespräche, wie sie funkeln, blitzen ... du hörst die Worte nicht, die sie begleiten! — Ihre Züge drücken Trauer, Freude aus .... du hörst nicht, was sie sagen. Du hörst nicht den Freund! nicht die Geliebte! .... Wie Automaten bewegen sich die Menschen vor deinen Augen und eine gräßliche, marternde Todtenstille umgibt dich, wo du auch seiest.

Lachen sie über dich? — ... Spotten sie deiner? .... Du weißt es nicht, du kannst es nicht wissen! .... aber Verzweiflung und Wuth erfaßt dich.

Und nun denke: du sei'st Musiker! Musiker, wie Beethoven, der nur in den Tönen lebt; . . . dessen ganzes Leben und Sinnen in der Musik aufgeht; . . . . dessen Beruf Musik ist; . . . . der gar nichts Höheres kennt, als Musik; . . . . der mit der glühendsten Leidenschaft Musik treibt! dessen herrlichen Leistungen im Reiche der Töne die Menschheit entgegenjauchzt; . . . . der mit heiliger Begeisterung darnach strebt, das Höchste und Herrlichste in der Tonkunst noch zu leisten; . . . . der fühlt und weiß, daß er noch ungeahnte Welten der Musik in seinem Busen trägt! . . . . denke dich in diesen Heros der Töne und wage dabei den Gedanken zu fassen: du seist taub!

Im Geiste rauschen Melodien . . . . aber dein Ohr vernimmt keinen Ton! . . . .

In deiner Seele erbauen sich Welten der Töne . . . . aber wenn dein Finger die Tasten deines Klavieres berührt . . . . hörst du nichts! — Wenn du deine geliebte Violine ergreifst und spielst . . . . vernimmst du nichts! — Wenn du vor deinem Orchester, deiner Welt, deinem Alles stehst . . . . siehst du die Musiker sich bewegen . . . . aber du hörst nichts! —

Still! . . . . stumm! . . . . lautlos wie im Grabe wo du bist, wohin du kommst: in der Natur, unter Menschen, vor dem Instrumente, mitten im Tonsturm des Orchesters! — — Still, stumm, lautlos! . . . wie

es um den Adler ist, der sich hocheben einsam in dem Aether wiegt! ...

Still, stumm, lautlos! .... ein Lebendiger unter Todten, oder ein Todter unter Lebendigen! — —

Beethoven war noch nicht taub, aber er hörte nur noch schwer. Beethoven hatte die dunkle schwarze Wolke noch nicht erdrückt, aber sie senkte sich mehr und mehr zu ihm herab. Beethoven erlag in Heiligenstadt, wo er den ganzen Sommer zubrachte, fast der Melancholie, die in seinem Herzen und in seinem Geiste Wurzel gefaßt.

O wie schön und freundlich lag draußen der Spätsommer über der Welt, wie heiter lachte die liebe Sonne vom blauen Himmel herab; wie lockten die wogenden Aehrenfelder, die fruchtbeladenen Bäume jedes Herz zur Freude .... das seine war kalt, leer, einsam und verzweifelt. Lange starrte der Maestro gedankenvoll durch die Scheiben, dann drehte er sich plötzlich rasch um, rückte Tinte und Papier zurecht, ergriff die Feder und schrieb.

Ludwig van Beethoven schrieb lange, die Züge seines Gesichtes sprachen einen tiefen finsteren Ernst aus und wie er stumm und sinnend zeitweise vor sich hinstarrte glich sein Haupt einer antiken Marmorbüste. Beethoven schrieb wie folgt ... es war ... sein Testament:

Für meine Brüder Karl und . . . Beethoven.*)

„O ihr Menschen, die ihr mich für feindselig, störrisch oder misantropisch haltet oder erkläret, wie unrecht thut ihr mir, ihr wißt nicht die geheime Ursache von dem, was euch so scheinet! Mein Herz und mein Sinn waren von Kindheit an für das zarte Gefühl des Wohlwollens. Selbst große Handlungen zu verrichten, dazu war ich immer aufgelegt. Aber bedenket nur, daß seit mehreren Jahren ein heilloser Zustand mich befallen, durch unvernünftige Aerzte verschlimmert, von Jahr zu Jahr in der Hoffnung, gebessert zu werden, betrogen, endlich zu dem Ueberblick eines dauernden Uebels (dessen Heilung vielleicht Jahre dauern oder gar unmöglich ist) gezwungen. Mit einem feurigen lebhaften Temperamente geboren; selbst empfänglich für die Zerstreuungen der Gesellschaft, mußte ich früh mich absondern, einsam mein Leben zubringen; wollte ich mich auch zuweilen über alles das hinaussetzen, o wie hart wurde ich durch die verdoppelte traurige Erfahrung meines schlechten Gehörs dann zurück-

*) Historisch. Schindler. S. 50 bis 54. Der ganze Inhalt dieses Actenstückes bezeugt den Zustand der tiefen Schwermuth, in welchem sich Beethoven damals befand. Daß er in dem ganzen Aufsatze den Namen seines zweiten Bruders, Johann, niemals ausschreibt und nur mit Punkten bezeichnet, ist auffallend und wieder eine jener zahllosen Sonderbarkeiten, da sich Johann damals schon längst in Wien befand.

gestoßen, und doch war's mir nicht möglich, den Menschen zu sagen: sprecht lauter, schreit, denn ich bin taub! Ach wie wäre es möglich, daß ich die Schwäche eines Sinnes angeben sollte, der bei mir in einem vollkommenern Grade als bei Anderen vorhanden sein sollte, — eines Sinnes, den ich einst in der größten Vollkommenheit besaß, in einer Vollkommenheit, wie ihn wenige von meinem Fache gewiß haben, noch gehabt haben! — O ich kann es nicht! — Darum verzeiht, wenn ihr mich da zurückweichen sehen werdet, wo ich mich gerne unter euch mischte. Doppelt wehe thut mir mein Unglück, indem ich dabei verkannt werden muß. Für mich darf Erholung in menschlicher Gesellschaft, feineren Unterredungen, wechselseitigen Ergießungen nicht Statt haben. Ganz allein fast, und nur so viel, als es die höchste Nothwendigkeit fordert, darf ich mich in Gesellschaft einlassen. Wie ein Verbannter muß ich leben. Nahe ich mich einer Gesellschaft, so überfällt mich eine heiße Aengstlichkeit, indem ich befürchte, in Gefahr gesetzt zu werden, meinen Zustand merken zu lassen. — So war es denn auch dieses halbe Jahr, was ich auf dem Lande zubrachte. Von meinem vernünftigen Arzte aufgefordert, so viel als möglich mein Gehör zu schonen, kam er fast meiner jetzigen natürlichen Disposition entgegen, obschon, vom Triebe zur Gesellschaft manchmal hingerissen, ich mich dazu verleiten ließ. Aber welche Demüthigung,

wenn Jemand neben mir stand und von weitem eine Flöte hörte und ich nichts hörte, oder Jemand den Hirten singen hörte, und ich auch nichts hörte! Solche Ereignisse brachten mich nahe an Verzweiflung, es fehlte wenig und ich endigte selbst mein Leben. — Nur sie, die Kunst, sie hielt mich zurück! Ach es dünkte mir unmöglich, die Welt eher zu verlassen, bis ich das alles hervorgebracht, wozu ich mich aufgelegt fühlte. Und so fristete ich dieses elende Leben, so wahrhaft elend, daß mich eine etwas schnelle Veränderung aus dem besten Zustande in den schlechtesten versetzen kann. Geduld — so heißt es, sie muß ich nun zur Führerin wählen! Ich habe es. — Dauernd hoffe ich, soll nun mein Entschluß sein, auszuharren, bis es den unerbittlichen Parzen gefällt, den Faden zu brechen. Vielleicht geht es besser, vielleicht nicht. Ich bin gefaßt.

Schon so früh gezwungen Philosoph zu werden. Es ist nicht leicht, für den Künstler schwerer, als für irgend Jemand. — Gottheit, du siehst herab auf mein Inneres, du kennst es, du weißt, daß Menschenliebe und Neigung zum Wohlthun darin hausen! O Menschen, wenn ihr einst dieses leset, so denkt, daß ihr mir Unrecht gethan, und der Unglückliche, er tröste sich einen seines Gleichen zu finden. der trotz allen Hindernissen der Natur doch noch Alles gethan, was in seinem Vermögen stand, um in die Reihe würdiger

Künstler und Menschen aufgenommen zu werden. — Ihr meine Brüder Karl und . . . . sobald ich todt bin, und Professor Schmidt lebt noch, so bittet ihn in meinem Namen, daß er meine Krankheit beschreibe, und dieses hier geschriebene Blatt füget ihr dieser meiner Krankengeschichte bei, damit wenigstens so viel als möglich die Welt nach meinem Tode mit mir versöhnt werde. — Zugleich erkläre ich euch Beide hier für die Erben des kleinen Vermögens (wenn man es so nennen kann) von mir. Theilet es redlich, und vertragt und helft euch einander. Was ihr mir zuwider gethan, das wißt ihr, war euch schon längst verziehen. Dir Bruder Karl danke ich noch insbesondere für deine in dieser letzteren Zeit mir bewiesene Anhänglichkeit. Mein Wunsch ist, daß euch ein besseres sorgenloseres Leben als mir werde. Empfehlt euren Kindern Tugend; sie nur allein kann glücklich machen, nicht Geld. Ich spreche aus Erfahrung. Sie war es, die mich selbst im Elende gehoben; ihr danke ich nebst meiner Kunst, daß ich durch keinen Selbstmord mein Leben endigte. Lebt wohl und liebt euch! — Allen Freunden danke ich, besonders Fürst Lichnowsky und Professor Schmidt. — Die Instrumente von Fürst L. wünsche ich, daß sie doch mögen aufbewahrt werden bei einem von euch; doch entstehe deßwegen kein Streit unter euch. Sobald sie euch aber zu etwas Nützlicherem dienen können, so verkauft sie nur. Wie

roh bin ich, wenn ich auch noch im Grabe euch nützen kann. So wär's geschehen: — Mit Freuden eile ich dem Tode entgegen. Kommt er früher, als ich Gelegenheit gehabt habe, noch alle meine Kunstfähigkeiten zu entfalten, so wird er mir, trotz meinem harten Schicksale doch noch zu früh kommen, und ich würde ihn wohl später wünschen; doch auch dann bin ich zufrieden, befreit er mich doch von einem endlosen Leiden. — Komm' wenn du willst, ich gehe dir muthig entgegen. Lebt wohl, und vergeßt mich nicht ganz im Tode, ich habe es um euch verdient, indem ich in meinem Leben oft an euch gedacht, euch glücklich zu machen gestrebt; seid es!" *)

Heiligenstadt, den 6. October 1802.

Ludwig van Beethoven.

Beethoven erhob sich hier und ging einigemale in dem Zimmer auf und ab. Dann trat er wieder zu seinem Schreibtische, zündete Licht an, ergriff Siegellack und Petschaft und versah sein Schreiben mit einem Abdrucke des letzteren. Als auch dies geschehen, convertirte er sein Testament, versiegelte auch den Umschlag und schrieb folgende Zeilen darauf:

„Für meine Brüder Karl und . . . . nach meinem Tode zu lesen und zu vollziehen.

---

*) Wörtlich.

Heiligenstadt, am 6. October 1802.

So nehme ich denn Abschied von dir — und zwar traurig. — Ja, die geliebte Hoffnung, die ich mit hierher nahm, wenigstens bis zu einem gewissen Punkte geheilt zu sein, sie muß mich nun gänzlich verlassen. Wie die Blätter des Herbstes herabfallen, gewelkt sind, so ist auch sie für mich dürre geworden. Fast wie ich hierher kam, gehe ich fort; selbst der hohe Muth, der mich oft in den schönen Sommertagen beseelte, er ist verschwunden. O Vorsehung, laß einmal einen reinen Tag der Freude mir erscheinen! So lange schon ist der wahren Freude inniger Wiederhall mir fremd. Wann, o wann, o Gottheit! kann ich im Tempel der Natur und der Menschen ihn wiederfühlen? — Nie? - Nein, es wäre zu hart!"

Er erhob sich von neuem und ging den Rest des Abends mit verschränkten Armen schweigend und in sich gekehrt in seinem Zimmer auf und ab.

Narren und Halunken.

Doktor Fenchel war es — Dank der Liebenswürdigkeit der hübschen Frau Betty — gelungen, den Ort, in welchem Johann van Beethoven seine Apotheke besaß, als ein ganz vortreffliches Luftbad in die Mode zu bringen. Johann und Karl sahen mit Entzücken, welche Goldgrube ihnen die Freigiebigkeit und Güte ihres älteren Bruders hier eröffnet hatte, und beide machten sich dies glückliche Ereigniß auf ihre Weise zu Nutze: Karl lebte auf großem Fuße, wogegen Johann im Stillen ein Sümmchen nach dem anderen zurücklegte.

Wie aber war es dem kleinen Doktor gelungen einen sonst ganz unbedeutenden Ort so schnell und wirklich auch so allgemein in Renommée zu bringen? — Wie anders, als dies heutzutage von einer Menge Aerzte gemacht wird! Grau-Fenchelchen war zwar

nicht Charlatan, aber .... er war ein feiner, gewürfelter Routinier.

Dr. L. Büchner sagt einmal in seinem „Arzt und Publikum" über den medizinischen Charlatanismus: „Von Dem, was mit dem Wort „Charlatan" bezeichnet werden soll, mag wohl ein nicht kleiner Theil des Publikums immer noch eine etwas abenteuerliche Vorstellung hegen. Ein Mann von auffallender Kleidung und Haltung, umgeben von Arzneigläsern und Salbentöpfen und mit lauter Stimme die Umstehenden haranguirend, mag wohl so ungefähr dasjenige Bild sein, welches in der Vorstellung Vieler auftaucht, wenn man von einem Charlatan spricht. Glücklich, wenn dies so wäre; solche Charlatane würden nicht gefährlich sein. Aber es ist nicht so; der Charlatan ist mit der Mode vorangeschritten und hat sich in unseren Tagen nicht weniger metamorphosirt, wie der Teufel, welcher nur unsere Voreltern im rothen Mantel mit Hahnenfedern und Pferdefuß erschreckte, heutzutage aber ganz friedlich und sich äußerlich durch Nichts auszeichnend unter den Menschen einher wandelt. So sieht man auch dem Charlatan von heute nicht an, daß er ein solcher ist, und sein einziges wirkliches Kennzeichen, wovon ihn aber nicht Jeder zu unterscheiden vermag, ist, daß er mehr scheinen will, als er ist; oder daß er auf Kosten der Wahrheit sein eigenes Wissen und Wirken in ein übermäßiges und künstliches Licht zu setzen sucht. Daher der

Charlatan von heute nicht blos außerhalb, sondern noch mehr, ja recht eigentlich innerhalb der ärztlichen Kreise selbst zu suchen ist. Eitelkeit, Sucht zu glänzen, verbunden mit einer nicht bis zur letzten Reife gediehenen ärztlichen Bildung, sowie Gewinnsucht ziehen eine nicht geringe Anzahl sonst vielleicht begabter Aerzte auf diesen gefährlichen und dem Wohle des Publikums, wie dem Fortschritte der Wissenschaft und der Würde des ärztlichen Standes gleich nachtheiligen Pfad. Die Versuchung, zu charlatanisiren, liegt für den praktischen Arzt so nahe und wird durch die Schwachheit des Publikums so sehr unterstützt, daß jeder nicht ganz Ueberzeugungstreue ihr ungemein leicht unterliegt. Um so mehr aber auch soll sich der rationelle Arzt gegen diese Versuchung zu wappnen suchen, und lieber jeglichen Vortheil fahren lassen, als sich zu einem so unwürdigen Mißbrauche seiner Kunst hergeben. Und dieses um so mehr, als das Charlatanisiren leicht zur Gewohnheit wird, und einmal längere Zeit hindurch getrieben, den Charlatan selbst nach und nach an seine eigene besondere oder höhere Befähigung glauben läßt. Eine solche, von wissenschaftlicher Bildung unabhängige höhere Befähigung für den ärztlichen Beruf, so oft sie auch von dem Publikum bei einzelnen Aerzten vorausgesetzt wird, existirt nicht. — Es sind nur zwei Dinge, welche den Arzt zu seinem Berufe befähigen; das eine heißt Wissen, und das andere Verstand, und Alles, was

über diese beiden hinaus, an Aerzten gerühmt wird, beruht entweder auf Vorurtheil und Einbildung oder ist unwesentliches Beiwerk. Kein Arzt kann mehr wissen oder leisten, als die Wissenschaft selbst, und das Tüchtigste wird immer Derjenige leisten, welcher seine Wissenschaft am genauesten kennt, und die größte Fähigkeit hat, die in derselben enthaltenen Grundsätze richtig aufzufassen und auf das Leben anzuwenden. Der sogenannte „praktische Takt" oder „praktische Blick", von welchem so viel geredet zu werden pflegt, ist nichts weiter, als eine Uebung in der Anwendung jener Grundsätze und kann niemals von einem Arzte erlangt werden, welcher sich nicht vorher auf theoretische Weise mit denselben auf das Genauste vertraut gemacht hat; ohne solche Bildung wird er, trotz aller „Praxis" und „Erfahrung", niemals ein wissenschaftlicher Arzt werden, sondern nur immer ein sog. Routinier sein und bleiben. Spielen auch Uebung und persönliche Erfahrung ohne Zweifel eine sehr große Rolle in der ärztlichen Kunst, so ist diese Rolle doch in der That bei Weitem nicht so groß, als das Publikum gewöhnlich anzunehmen pflegt, und die Uebung kann aus einem von Hause aus schlechten Arzte (d. h. einem solchen, dem es an den oben erwähnten zwei Dingen fehlt) niemals einen guten machen. Wenn es aber gar Leute gibt, welche im Ernste glauben, gute Aerzte würden geboren, d. h. kämen mit einer Art ärztlichen

Instinktes zur Welt, welcher nachher nur einer leichten Ausbildung bedürfe, um sie zu Koryphäen ihres Berufes zu machen, so mag man über eine solche Meinung nur lächeln. Im Gegentheile kann man sehr leicht die Beobachtung machen, daß Aerzte, welche eines solchen Rufes genießen, sich meist durch eine gewisse Unwissenschaftlichkeit ihrer Ansichten und Bestrebungen auszeichnen und von einem übermäßigen und ungerechtfertigten Vertrauen auf die Stärke ihrer Kunst beseelt sind. Die ärztliche Kunst beruht nicht, wie Musik, Malerei, Dichtkunst, u. s. w. auf einem angeborenen und instinktiven Talent, sondern sie ist das Resultat einer großen und umfassenden Summe von Kenntnissen, ohne deren Besitz Keiner, ein tüchtiger Arzt sein kann. So lange in früheren Jahrhunderten die Medizin noch nicht auf derjenigen wissenschaftlichen Höhe stand, auf der sie jetzt steht, und so lange in der That das Geschäft der Aerzte lediglich in der Handwerksmäßigen Anwendung einiger, mehr durch persönliche Erfahrung, als durch wissenschaftliche Bildung erworbener Regeln und Kenntnisse bestand, so lange konnte wohl auch ein bloßer „Empiriker" oder „Routinier" unter Umständen Tüchtiges leisten.

Ein solcher „Routinier" — aber dabei ein feiner und gewürfelter — war nun Doktor Fenchel. Er wußte das auch recht gut und hatte sogar sein ganzes Benehmen, ja einen großen Theil seiner

Eigenheiten darauf abgerichtet. Diese Eigenthümlichkeiten waren es aber gerade auch, die Grau-Fenchelchen bei einem großen Theile der Bevölkerung Wiens zum Liebling machten; freilich nicht bei den Reichen und Vornehmen, wohl aber bei dem Mittelstande, bei dem mehr Besitz als Lebenserfahrung und Urtheilsfähigkeit zu Hause war.

Hier nun fand aber auch die Empfehlung eines Bades — zumal eines ganz nahe gelegenen und billigen — um so mehr einen freudigen Anklang, als man dadurch in den Stand gesetzt wurde, den Vornehmen und Reichen etwas nachzuahmen, ohne ihre Mittel zu besitzen.

In kurzer Zeit hatte daher Grau-Fenchelchen den größten Theil seiner Patienten auf's Land zu Herrn Johann van Beethoven gejagt, wobei er die guten Leutchen natürlich nicht aus den Augen und der Kundschaft verlor, da er wöchentlich zweimal selbst in das neue Luftbad hinaus fuhr; eine Fahrt, die ihm um so lieber war, als er dann jedesmal, im Einverständnisse mit Herrn Karl van Beethoven, dessen hübsche junge Frau zum Besuche bei Bruder Johann mitnahm. Herr Crenelli war seit einiger Zeit dort ebenfalls Badegast und Karl besorgte dann mit Eva die Haushaltung.

Auch heute wieder war Doktor Fenchel mit Frau Betty zu Bruder Johann herausgekommen.

Es mußte ihnen indessen sehr warm bei der Fahrt geworden sein, denn beide sahen beim Aussteigen sehr erhitzt aus; was aber Grau-Fenchelchen's Laune gar nicht verdorben hatte, da er heute noch einmal so freundlich als sonst war, und sich die Hände mit solchem Entzücken rieb, als habe er einen Gang durch das Paradies gemacht.

Frau Betty freilich schien nicht ganz so zufrieden. Sie mußte aber auch mit viel Mühe und Zeitverlust ihre Toilette wieder ordnen, die die Fahrt ziemlich stark aus der Reihe gebracht. Als dies geschehen – der Doktor war schon bei den Patienten — ging sie eine Freundinn zu besuchen. Der Mittagstisch, zu welchem heute auch Karl, Geschäfte halber, herauskommen wollte, sollte dann Alle wieder vereinigen.

Und so geschah es in der That, ja die Gesellschaft zählte heute noch einen Gast mehr. Es war dies ein wunderbarer Kautz: der für einige Wochen bei Bruder Johann in Miethe wohnte, ein Philosophe mit Namen „Narry", den Doktor Fenchel ebenfalls in das neue Luftbad geschickt hatte. Freilich wußte eigentlich Niemand, ob aus Gesundheitsrücksichten oder aus Ironie; da es, Fenchel's Ansicht nach, mit Narry's Philosophie eben so bestellt war, wie mit dem Luftbad. „'S ist beides blauer Dunst!" — meinte Grau-Fenchelchen still vor sich hinkichernd und die Hände reibend. Aber der Schalk von Doktor

trieb zugleich mit dem Philosophen seinen Spaß; denn flüsterte er tätschelnd Frau Betty in's Ohr: „Es gibt keinen größeren Narren, als diesen Narry, den echten Repräsentanten neu-deutscher Philosophen und Weltbeglücker!"

„Nun so bringen Sie ihn einmal auf sein Feld!" — entgegnete Frau Betty, die neben dem Doktor saß.

„Soll geschehen! soll geschehen!" — meinte der Kleine und tupfte kichernd seiner hübschen Nachbarin unter dem Tischtuche mit dem Finger auf das Knie. — „Aber halten Sie ihren gesunden Menschenverstand fest, sonst ist's um ihn geschehen. Ist ein Hexenmeister, der Narry — ein Hexenmeister!"

„Ich werde vorsichtig sein!" — entgegnete die junge Frau abwehrend.

Grau-Fenchelchen band nun in der That mit dem Philosophen an, der denn auch alsbald in Gedanken- und Redefluß kam.

„So, so!" — sagte er jetzt, die Brille mit dem Daumen und Zeigefinger der linken Hand auf der Nase soweit zurückschiebend, daß er unter derselben durchblicken konnte — „Sie wünschen wohl, lieber Doktor, einen Ueberblick meines Denksystems?"

„Ja wohl! ja wohl!" — rief Fenchelchen, und aus seinen lebhaften Aeuglein blitzte ein Strahl von Humor und Ironie. — „Bin ein großer Freund von

Systemen. Wie sagt doch unser großer Zeitgenosse, der verfluchte Goethe? . . .

Der Philosoph der tritt herein,
Und beweist euch, es müßt' so sein:
Das Erst' wär' so, das Zweite so,
Und darum das Dritt' und Vierte so;
Und wenn das Erst' und Zweit' nicht wär',
Das Dritt' und Viert' wär nimmermehr!"

„Und der Mann hat recht!" — bekräftigte Narrv mit großem Ernste, indem er Messer und Gabel niederlegte und sich den Mund feierlich mit der Serviette abwischte.

„Also das System! das System!" — rief Doktor Fenchel und seine Züge leuchteten jetzt vor Entzücken, so köstlich schmeckte ihm das Backhändel, das er eben mit den Zähnen verarbeitete.

„Nun" — hub Narrv mit hocherhobenem Haupte an — „ich habe die Totalität des Subjectes mit der Totalität des Objectes verbunden. Ich habe nicht blos die Genesis, die Analysis und die Synthesis des forschenden Subjectes, sondern auch die Vollständigkeit, die Ordnung und die Einheit des erforschbaren Objectes, der mich umgebenden Welt, sorgfältig geprüft und die, aus beiden Prüfungen sich ergebenden Resultate zu gegenseitigen Kriterien gemacht. Ich habe Spinoza's immanente Bewegung des Begriffes mit Kant's Kritik des Ich's verbunden. Aber auch dabei bin ich noch nicht stehen geblieben, weil sowohl das

Subject, als auch das Object immer doch nur von einem Menschen geprüft worden sind. Ich bin auch noch zur Totalität des Actes gegangen; ich habe auch noch die Weisen aller Völker sorgfältig gefragt: ich bin auch noch historisch, philosophisch und kritisch verfahren; ich habe alle dogmatischen Lehren der Vor- und der Mitwelt historisch gesammelt; ich habe sie dann philosophisch erklärt, indem ich das historische Ganze zum transscendenten Kriterium jedes Theiles genommen habe, da jeder Theil in seinem Ganzen die wahre Würdigung findet, was schon Plinius, Kant, und Andere ausgesprochen haben, und ich habe dann sie kritisch beurtheilt, indem ich dann das philosophische Ganze zum transscendenten Kriterium jedes Theiles gemacht habe, und dann erst alle Theile zum kritischen Ganzen zusammengefaßt und die daraus sich ergebende Harmonie im All' und in seinen Theilen, die daraus resultirende Lehre, nach welcher alle Menschen sich befriedigen können, als die Wahrheit aufgestellt, nachdem ich auch noch untersucht, nicht blos was richtig oder falsch, sondern auch noch wodurch man zu den Irrthümern gekommen ist. Und dann erst habe ich die letzte Totalität aller drei Totalitäten aufgestellt. Die Totalität:

1) Der Totalität des Subjectes; a) der Genesis, b) der Analysis und c) der Synthesis;
2) der Totalität des Objectes: a) der Vollständigkeit, b) der Ordnung und c) der Einheit, und

3) der Totalität des Actes: a) der Geschichte der immanenten Bewegung des Begriffes, des Forschens ohne transscendentes Kriterium, b) der Philosophie, der partiellen Kritik, des Forschens zwar mit, aber nur einem transscendenten Kriterium, mit dem der reinen Vernunft, oder auch des ganzen Ich's, und c) der Kritik, der totalen Kritik, des Forschens mit dem transscenden Kriterium."

Es war drollig zu sehen, wie sich Grau-Fenchelchen während dieser langen Rede gebärdete. Seine sämmtlichen Kauwerkzeuge arbeiteten emsig fort, seine Züge leuchteten vor sinnlicher Lust und seine Aeuglein blitzten in köstlichem Humor, zumal, wenn sie auf Narro fielen, der, das herrliche Backhändel unberührt vor sich liegen lassend, mit dem größten Ernste docirte. Wohl zwanzigmal stieß er dabei mit seinem Knie an das seiner hübschen Nachbarin. Als aber Narro jetzt schwieg, rief er kichernd und die Hände reibend:

„Aber, Liebster, Bester! vor lauter Totalität der Totalität, habe ich — offen gesagt — von allem dem total nichts verstanden. Die Geschichte ist verflucht complicirt ... verflucht complicirt." —

„So, so!" — sagte Narro und ein unaussprechlich hochmüthiges und verächtliches Lächeln spielte um seinen Mund. — „So muß ich mich deutlicher machen."

Mein System der absoluten Identität ist folgendes:

1) Des Seins und 2) des Denkens, die Totalität der progressiven Identität der Trinität: 1) des reinen Werdens, der Substanz, 2) des in: a) thuendes und seiendes Werden, Kosmos, Natur, b) werdendes und seiendes Thun, Logos, zeitliches Menschengeschlecht, und c) werdendes und thuendes Sein, Ethos, ewiges Menschengeschlecht, differencirtes Werden (wo auch der Kosmos die progressive Trinität: Chenismus, Organismus und Animalismus: der Logos, die progressive Trinität: Aesthetismus, Noetismus und Ethismus; und der Ethos, die progressive Trinität: Unschuld, Schuldlosigkeit und Entschuldigung, und sogar der Chenismus die progressive Trinität: Materie, Form und Kraft ist) und 3) des reinen Sein's, Gottes, a) an Sich für uns! des Dreieinigen, des Erzeugers der der Welten und der Weltarten von und in der Substanz: des Boreh, des Schöpfers des Kosmos; des Jozer, des Bildners des Logos; und des Osseh, des Vollenders des Ethos, und b) an und für Sich, des Emanator's der Substanz von und in Sich, von und in welchem Alles wird, als das Unvollkommenste, als Substanz entsteht und zum Vollkommensten, zum ewigen Menschen sich entwickelt."

Narry schwieg, und eine Todtenstille trat ein, in welcher sich sämmtliche Tischgenossen — außer dem Philosophen und dem Arzte — ängstlich ansahen, als

wollten sie sich gegenseitig fragen: — „Ist der Mensch verrückt?“

Grau-Fenchelchen aber, der dies bemerkte, rieb sich ganz selig die Hände und lachte so still vergnügt in sich hinein, daß auch die Anderen zu lächeln anfingen:

„Jetzt!“ — sagte er endlich, indem er gemüthlich sein Glas Wein schlürfte, und es lag eine schneidende Ironie in dem Tone seiner Stimme — „jetzt wird mir die Sache klar.“

„Mir ist auch etwas dabei klar geworden!“ — meinte Frau Betty.

Grau-Fenchelchen nickte ihr mit verbissenem Lachen freundlich zu; aber nicht einmal, sondern wohl zwanzigmal hintereinander in schnellster Folge, so daß sein Haarzöpfchen wieder wie das Schwänzchen der Bachstelze den Takt auf dem etwas sehr fetten Rockkragen schlug.

„Und werden Sie Ihr so tiefgedachtes System nicht zum Wohle der Menschheit publiciren?“ — frug jetzt der kleine Doktor. — „Wär' schade, wenn's nicht bekannt würde . . . . schade! . . . . sehr schade!“

„O doch!“ — versetzte Narro, gar nicht bemerkend, wie man eine Schüssel nach der anderen hinaustrug, ohne daß er etwas davon gekostet. — „Ich werde noch dieses Jahr eine Einladung zur Subscription auf zwei Werke in Umlauf setzen . . .“

„Die Sie geschrieben?“ — frug Grau-Fenchelchen, indem er sich zum zweitenmale von einer süßen Schüssel vorlegen ließ.

„Nein!“ — entgegnete der Philosophe — „die ich noch schreiben werde, die aber alles übertreffen, was bis jetzt in dieser Art erschienen ist: Kant vielleicht ausgenommen!“

„Sieh! sieh!“ — rief Fenchel — „Bescheidenheit ziert den Mann! Und wie werden Sie diese welterlösende Werke betiteln?“

„Vorläufige Antwort eines Menschen auf die Lebensfrage der Völker!“ — sagte Narry ernst und würdevoll, die Brille abermals auf der Nase zurückschiebend.

„Und ihr Inhalt?“ — frug der Kleine.

„Sie werden sich befassen“ — fuhr Narry fort, indem er, aufzählend, mit dem Zeigefinger der rechten Hand die lang ausgestreckten Finger der linken nach einander umbog; jedesmal aber mit dieser Operation von vorn anfing, wenn er beim kleinen Finger angekommen. — „Sie werden umfassen: die Grammatik, die Onomatik (Etymologie, Tropologie und Ideologie), ferner die Neomatik, Astrographie, Kosmographie, Antropographie, Ethographie, Theographie, Philosophie, Astrognosie, Kosmognosie, Anthropognosie, Ethognosie, Theognosie, Astrologie, Astronomie, Kosmologie, Arethropologie, Ethologie und Theologie!“

„Bitte! noch ein Löffelchen von dieser trefflichen süßen Speise!“ — sagte hier Grau-Fenchelchen mit seinem ewigen Lächeln und präsentirte Frau Betty den Teller — „das „phie,“ „gie“ und „sie“ erschlafft sonst die Eingeweide allzusehr.“

Narro hatte nichts hiervon gehört. „Schon dieser flüchtige Plan“ — fuhr er mit Ernst und Würde fort — „wird dem Kennerauge zeigen, wie alle bisherigen Leistungen, nach Inhalt, Tendenz und Methode, weit hinter diesen Werken zurückbleiben, selbst wenn die Ausführung, die zum Plane nur, wie die mechanische Maurerarbeit zur kunstvollen architektonischen Zeichnung sich verhält, auch noch so wenig gelungen sein sollte, was aber nicht der Fall ist, da die Poetik des Monotheismus bereits fertig in meinem Kopfe daliegt und sich mir als gelungen erweist.“

„Und Sie glauben, daß diese Werke einen großen Anklang finden werden?“ — frug jetzt Karl van Beethoven höhnisch.

„Wehe der Welt! wehe der Menschheit!“ — rief hier der Philosophe mit finsterer Miene — „wenn ich wie ein Schnellläufer im Lande der Hinkenden bleiben . . . . wenn, wie Kant, so auch ich, verführt sein sollte!“

„Ja, wehe! wehe! wehe!“ — rief auch Grau-Fenchelchen hier und fiel mit einer wahren Berserterwuth über die neue Ladung seines Tellers; während

er zugleich seiner schönen Nachbarin mit dem Knie einen zärtlichen Stoß gab.

Narro sah und hörte von dem Allem nichts. Die Stirne wie ein zürnender Jupiter in Falten, blitzenden Auges, die rechte geballte Faust auf den Tisch gelegt, fuhr er fort:

„Des deutschen Volkes Führer aber scheinen mir leider mit seiner Erziehung es nicht gar zu ernstlich zu nehmen! Denn auf mein „offenes Sendschreiben an die Führer der Völker" ist mir, als dem Verfasser desselben, nur von einem einzigen Schriftsteller eine Schrift mit einer Zuschrift überschickt worden! Doch will ich die Volkslehrer damit entschuldigen, daß ihnen meine erste Schrift noch nicht zu Gesicht gekommen ist, und beauftrage ich jetzt daher die Buchhandlung, diesen Aufruf allen bekannten Volkslehrern frei in's Haus zu schicken. Wer nun noch schweigen wird, den wird die Mit- und die Nachwelt richten! Ich habe nun Alles gethan! — Ein orientalischer Weise sagt: „Man darf Niemanden verurtheilen, ohne ihn vorher gewarnt zu haben." Ich habe nun gewarnt; ich habe bereits mehr als Einmal gewarnt; das ist aber auch das letzte Mal. Ich werde, wenn dieser Aufruf nicht den verdienten Erfolg haben sollte, den Staub von meinen Füßen schütteln! Ich werde zu einem andern Volke gehen und sagen: „Sei du mein Volk." — Die Bücherwürmer und die Federsöldlinge werden freilich über

diese Sprache lachen. Das wird aber nicht das Erstemal in der Geschichte sein. Die Pharisäer haben mit dem Kreuze und die Sophisten mit dem Giftbecher die Volksfreunde verfolgt! In einem so verderbten Zeitalter, wie das unsrige, ist der Vernünftige verrückt, und so hätte ich allerdings meine Manuscripte der Nachwelt hinterlassen sollen. Aber, was thut nicht Alles die Liebe?! — Ich liebe, als mein bestes Ich, das deutsche Volk und biete daher Alles auf! — „Nur Lumpen sind bescheiden." Ich bin stolz; und nicht wenig Ueberwindung kostet es mir, den Führern der Völker diesen Aufruf in das Haus zu schicken, nachdem sie bei meinem „offenen Sendschreiben" geschwiegen! Ich thue es aber, nicht weil ich mich wegwerfe, sondern weil ich hoffe, daß, wenn ich durch diesen Aufruf auch Nichts bewirken sollte, er als Document in der Geschichte verbleibt, die das Weltgericht ist!"

Der Philosophe blickte bei diesen Worten stolz in die Runde, als wolle er sagen: „Da wißt ihr es nun, — jetzt ist der Menschheit das Urtheil gesprochen."

Unendlich possirlich nahm sich dabei Grau-Fenchelchen aus, dessen Haarzöpfchen wieder, bei beständigem Nicken und ironischem „Bravo!" rufen, die bekannte Bewegung machte.

„Also ein Weltverbesserer! Menschheitenrirer!" — rief er jetzt — „Ei, ei, ei! da sind wir ja, so zu sagen, Collegen .... so zu sagen Collegen!"

Ein vornehmes Lächeln umschwebte bei diesen Worten Narry's Mundwinkel.

„Ist aber gefährlich, das curiren, ... gefährlich!" — fuhr Grau-Fenchelchen die Hände reibend fort und hielt den Kopf mit komisch bedauerlicher Miene und hoch hinauf gehobenen Augenbrauen auf die eine Seite. — „Nicht jede Cur gelingt. Haben Sie, mein Bester, unseres leider vor wenigen Wochen verstorbenen Engel's: „Philosoph für die Welt" gelesen?"

„Warum nicht gar!" — sagte Narry verächtlich. — „Ich lese nur rein wissenschaftliche Werke."

„Nun, nun!" — meinte Grau-Fenchelchen — „nicht so übel, nicht so übel!" und sein Fuß suchte den der schönen Betty. — „Hätten daraus, trotz Onomatik, Neomatik, Astrographie, Theographie und all den anderen „gie", "sie" und „phie" als Menschheitscurirer viel lernen können. Soll ich Ihnen erzählen, was es mit den Curmethoden für eine Bewandtniß hat?"

„Ich bitte Sie!" — sagte Narry vornehm abwehrend; alle Anderen aber riefen wie aus einem Munde: — „Erzählen, Doktor, erzählen!"

Fenchelchen lachte schelmisch, rieb sich vergnügt die Hände, schlürfte mit unendlicher Gemüthlichkeit sein Glas Wein, schnalzte vor Entzücken über dessen Trefflichkeit mit der Zunge und hub an:

„In einer Stadt — in welcher des lieben Vaterlandes gilt gleich — lebten einst drei vornehme Herren,

alle drei gleich schwach und gleich krank — gleich krank. Ob sie der Ceres oder dem Bachus, oder irgend sonst einer Gottheit zu viel geopfert hatten, oder ob auch das Gift schon aus dem Blute ihrer edlen Ahnen in sie übergegangen war? — kann ich nicht sagen — nicht sagen. Genug, es waren bloße Gestalten von Menschen. Herr von Schlaff sah aus wie das Fieber, Herr von Quöch wie die Auszehrung; und Herr von Hemm wie die Schwindsucht . . . . rein wie die Schwindsucht!"

„In eben dieser Stadt lebten aber auch drei vorzüglich berühmte Aerzte: Doktor Süß, Doktor Mark, und Doktor Sinn. Die beiden ersteren waren nicht viel mehr als Empiriker oder Aerzte von Hörensagen, und hatten sehr viel zu thun; der letztere war ein Mann voller Einsicht, aber es fehlte an Praxis, fehlte an Praxis. Doktor Süß galt bei dem schönen Geschlecht und bei den Liebhabern der alten Leier; Doktor Mark machte sein Glück bei der Jugend und bei den Bewunderern des Neuen; Doktor Sinn ward von den Klugen gebraucht und ging zu Fuße; die andern beiden aber fuhren in Kutschen — Kutschen — schöne Sache um die Kutschen!"

„Herr von Schlaff fiel durch den Rath seiner Tante in die Hände des Doktors Süß. Dieser fand in seinem Kranken nichts als schwach gewordene Säfte, die er versüßen, — schleimigte, die er verdünnen, und

überhaupt nichts als verdorbene, die er früh oder spät herausschaffen mußte. Er griff also frisch zum Werke, versüßte, verdünnte, führte ab und aus durch alle Wege und Oeffnungen der Natur. — Seignare, purgare, clysterium donare! — Morgens nahm Herr von Schlaff, auf Verordnung, eine gute Portion Manna; Mittags sah man ihn bei einem Töpfchen voll Tamarindenmuß, und vor Schlafengehen nahm er Cremor mit Zucker. Sein gewöhnliches Getränk war Mandelmilch, und besonders Tisane von süßen Hölzern. — Um die heilsame Ausdünstung zu befördern, lag er wohl zugedeckt zwischen Flaumenbetten; und aus dem Zimmer zu gehen, war ihm bei Strafe der Apoplexie verboten. — Ein paar Wochen vergingen, so war von dem ganzen Herrn von Schlaff nichts mehr auszuführen, als seine Seele; und auch die schickte der Doktor Süß mit dem letzten Mannatränkchen gen Himmel — Mannatränkchen gen Himmel!"

„Herr von Quöch, der nun auch anfing, auf seine Cur zu denken, ließ sich durch dieses Beispiel warnen, und setzte sein Vertrauen auf die Methode des Doktors Mark — Dr. Mark. Dieser dachte an keine Reinigung seines Kranken; er schüttelte nur den Kopf über die Schwachheit des Pulses, und verordnete Stärkungsmittel. — Alle Morgen tauchte er ihn bis über den Kopf in ein Stahlbad; Quassia mit spanischem Weine trat an die Stelle des Thee's, und

roher Schinken mit einer Schnitte Pumpernickel an die Stelle des Frühstücks. Hart vor dem Essen ward ein Schluck bittere Magenessenz genommen, und vor Schlafengehen verschlang Herr von Quöch noch eine derbe Portion China, nicht in Extract, sondern in Substanz ... in Substanz. Das Lager war eine harte Matratze, mit Pferdehaaren gestopft, und das Oberbette eine ganz leichte dünne Decke, mit Baumwolle durchnäht. Auf diese Art, glaubte Doktor Mark, müßte aus seinem Kranken, so schwach er jetzt wäre, noch ein Kerl wie ein Herkules werden ... Herkules werden. So etwas ward denn auch wirklich aus ihm; aber ein Herkules auf dem Oeta ... Oeta! — denn der zu gestärkte Herr von Quöch fiel plötzlich in eine Raserei, worin er ein geladenes Pistol erhaschte und sich über dem rechten Auge eine Kugel durch den Kopf schoß, ... Kopf schoß!"

„Durch beide Beispiele gewitzigt, wandte sich nun Herr von Hemm an den demüthigen Fußgänger, den Doktor Sinn. Dieser sah gar bald, wo es fehlte. Die festen Theile, sagte er, sind geschwächt, und die Säfte übel gemischt: Herr von Hemm hat nur immer genossen und nichts gethan; er hat gewisse Kräfte der Natur zu viel und andere zu wenig geübt. Ihn so auf einmal reinigen wollen, das hieße bei seiner Schwachheit, ihn über den Haufen werfen ... Haufen werfen. Und ihn unmittelbar stärken wollen, das hieße bei der schlechten Beschaffenheit seiner Säfte, das

Uebel noch fester binden. Ich sehe wohl, ich muß auf Beides zugleich bedacht sein, und vor Allem muß mein Kranker sich gelinde Bewegung machen und gute Diät halten. Jenes wird nach und nach den geschwächten Fibern ihren Ton, und dieses den verderbten Säften ihre gehörige Mischung wieder geben. Zum guten Glück war Herr von Hemm seinem Arzte folgsam: er hielt die ihm vorgeschriebene Diät, machte sich die ihm empfohlene Bewegung: und so lebt er noch jetzt . . . noch jetzt; nicht zwar von allen Anfällen frei, aber im Ganzen denn doch gesund und zufrieden . . . gesund und zufrieden!"

Narry hatte mit hoher Würde der Erzählung Grau-Fenchelchen's zugehört; da er in derselben aber nichts von Astrognosie, noch von Kosmognosie, noch von Anthropognosie, noch von Ethognosie, noch von Theognosie erkannte, so lagerte sich allmälich der ihm und den meisten Hochgelahrten Herren so geläufige Ausdruck von geistigem Hochmuth und souveräner Verachtung alles dessen, was nicht in ihren Kram paßt, auf seiner Stirne. — Freilich steigerte dieser Mißmuth auch noch die Bemerkung, die sich ihm jetzt erst aufdrängte: daß er nämlich während der gelehrten Auseinandersetzung seines weltbeglückenden Systems alle an ihm vorübergehenden Schüsseln im heiligen Drange der Menschenbeglückung übersehen habe. Das Essen war vorüber; der kluge Doktor glänzte vor Be-

hagen bei seiner Erzählung, Alle waren satt . . . nur der Philosoph fühlte noch eine bedeutende Leere in seinem Magen. Knurrend wie dieser, frug er daher jetzt, als Grau-Fenchelchen seine Erzählung geendet:

„Und was soll nun das Alles bedeuten?“

„Was es bedeuten soll?“ — wiederholte Fenchel tichernd und die Hände reibend — „denke, die Moral ist einfach . . . . ganz einfach! . . . . liegt auf der flachen Hand . . . . flachen Hand.“

„Ich wüßte nicht!“

„Vorsichtig sein, im curiren wollen! . . . . nicht zu viel und nicht zu wenig, nicht zu dick und nicht zu dünn . . . .“

„Aber . . . .“

„Nichts aber, mein Bester! Wenn ihr Philosophen die Menschheit mit Kosmographie, Anthropographie, Ethographie u. s. w. u. s. w. bessern und beglücken wollt, so ist das so gut Quassia mit spanischem Wein, Stahlbad und Pumpernickel . . . als das süßliche Geschwätz und Geträum der Theologen und Himmelsschwärmer, Manna und Thamarindenmuß ist.“

„Aber . . . .“

„Pa, pa, pa! nichts aber, mein Bester. Wissen Sie, was einzig und allein die Menschen bessern und beglücken kann? . . . . beglücken kann? . . . . wenn sie dem Doktor Sinn folgen und seinem Bruder dem

gesunden Menschenverstand. Einfache Vernunft predigt ihnen, ... lehrt sie ihre Lebensaufgabe praktisch erfassen und lösen .... denken und arbeiten .... und dann ist geholfen .... ist geholfen ....!"

Und rasch vom Tisch aufstehend, lief Grau-Fenchelchen mit Blitzesschnelle nach Hut und Stock, grüßte Alle, kniff noch einmal mit verliebten Blicken Frau Betty in den runden, vollen Arm und schoß dann, wie ein abgeschnellter Pfeil, der Thüre hinaus.

Ein heiteres Gelächter folgte ihm, nur der Philosoph zuckte verächtlich die Achseln und sagte:

„Er ist ein Narr!" — dann nahm auch er seinen Hut, verbeugte sich mit Würde, sprach, unter höchst bedeutsamem Knurren des Magens, dem Hausherrn seinen Dank für das Genossene aus, und empfahl sich.

Ein zweites, aber halberstícktes Lachen folgte auch ihm; dann riefen Alle wie aus einem Munde: „der Narr!" und die Gesellschaft zerstreute sich nach Gefallen. Frau Betty besuchte noch einmal ihre Freundin; die Brüder Karl und Johann aber rückten zusammen, ließen sich noch eine Flasche Wein und ihre Pfeifen bringen und begannen nun erst das Hauptwerk des Tages, eine Berathung über Bruder Ludwig.

Hier war nun freilich gar viel zu besprechen: Ludwig saß ja in Heiligenstadt und war melancholischer und menschenscheuer als je zuvor. Selbst Karl konnte

kaum bis zu ihm verdringen, und das war der erste Punkt, der geändert werden mußte.

„Aber was ist da zu machen?" — frug jetzt Johann.

„Hm!" – entgegnet Karl, die Pfeife aus dem Mund nehmend und die Lippen fest zusammenpressend; .... dann sagte er rasch:

„Wie wäre es, wenn du dich ebenfalls krank stelltest, sehr krank! Ich bringe ihm dann diese Nachricht; .... sage, du begehrtest ihn noch einmal zu sprechen, ... er ist erschüttert, ... kommt .... wird durch dein kluges Benehmen — ich meine durch etwas seufzen, stöhnen, vom Scheiden sprechen u. s. w. gerührt und weich gestimmt und ist wieder unser und ich mache mit ihm, was ich will."

„Aber —" entgegnete Johann, bückte sich über sein Glas und sah tief hinein, als habe er etwas auf dessen Boden entdeckt; während es doch nur ein Anflug von Scham war, der in seinem noch nicht so ganz verdorbenen Gemüthe aufstieg.

„Was aber?" — frug Karl, der bei dem jüngeren Bruder bereits schon an unbedingten Gehorsam gewöhnt war, finster und streng.

„Ich meine nur" — sagte Johann, noch immer über sein Glas gebückt, schüchtern — „ob es nicht besser sei, wenn du die Rolle des Kranken übernehmen würdest. Du bist jedenfalls gewandter als ich, du ...."

„Allerdings!“ — versetzte Karl — würde ich mich ohne Zweifel besser zu so etwas schicken, aber die Sache ist die: zu dir kommt Ludwig .... während er, wie du weißt, mein Haus wegen meiner Frau nicht betritt.“

„Ist's denn wirklich so arg, Karl?“

„Pah! was geht's dich und Andere an, wenn ich dazu schweige.“

„Crenelli ist hier.“

„Als ob ich das nicht wüßte.“

„Und du leidest ....?“

„Daß ein Anderer den unsinnigen Staat meiner Frau bezahlt? Was ist da dabei? .... Uebrigens sprechen wir eben von Ludwig: willst du thun, was ich eben gesagt habe?“

„Offen gestanden ....“

„Bist auch du ein Narr!“

„Fürchte ich mich Sünde.“

Karl lachte hell auf: — „Ist es vielleicht Sünde“ — rief er dann — „wenn man durch einen pfiffigen Streich seinen melancholischen Bruder der Welt und den Menschen wiedergewinnt?“

„Nein!“ —

„Nun gut! wollen wir denn etwas anderes?“

„Ich dächte ....“

„Ueberlaß das mir, Johann, und folge lieber unbedingt meinem Rath. Nur auf die angegebene

Weise bringen wir Ludwig zu uns. Haben wir ihn hier und weich gestimmt, dann bringe ich das Gespräch auf die Mutter selig .... du redest etwas von ihrem Grabe .... von Sehnsucht nach ihm und Vereinigung mit ihr .... ich erinnern daran, daß sie uns noch auf dem Todtenbette seiner Liebe und Unterstützung empfohlen hat, und .... ich setze meinen Kopf zum Pfande .... er fragt dich, Thränen im Auge, ob er dir nichts thun kann."

„Karl!" ....

„Stille! dann ist der rechte Moment gekommen: du gestehst ihm, daß es mit der Apotheke nicht recht fort will ...."

„Aber sie geht ja vortrefflich!"

„Nicht recht fort will, und daß du Tausend Gulden Schulden für Medicamente hast, die dich so schwer drücken, daß du jetzt krank da liegst."

„Aber, lieber Bruder ....."

„Er verspricht sie dir, — schickt sie dir noch denselben Abend und wir theilen ganz gemüthlich das Sümmchen."

„Aber ...."

„Versteht sich von selbst, nur und allein um es Ludwig — der ja bekannterweise mit dem Gelde nicht umgehen kann — sicher bei uns aufzuheben."

„Ich meine nur ...."

„Haben wir das fertig gebracht, so hat uns Bruder Ludwig viererlei zu danken: einmal, daß wir ihn aus dem Nest Heiligenstadt und aus seiner Melancholie herausgerissen; zweitens daß wir ihn seinen nächsten Verwandten, mithin dem Leben, wieder gegeben; drittens daß wir ihm für den Nothfall tausend Gulden bei uns gesichert haben und viertens daß er dann wieder an eine Arbeit gehen wird, um das -- seiner Meinung nach weggeschenkte — Gold wieder zu verdienen. Was hat aber der kluge kleine Fenchel vorhin erst gesagt? Nichts curirt die Menschen besser als praktisches auffassen der Lebensaufgabe und ein gesundes denken und arbeiten! .... Arbeiten, arbeiten muß Ludwig, dann wird sich die finstere Schwermuth, die ihn, Gott weiß warum, jetzt niederdrückt, bald legen. — Siehst du, lieber Bruder Johann, so beabsichtige ich bei meinem Vorschlage, nur und allein Ludwig's Bestes. Wirst Du mir nun helfen?"

„Ja, wenn es so gemeint ist," — sagte Johann, und auf dem Grunde seines Glases mußte schon wieder etwas sitzen, so beugte er sich über dasselbe — „wenn es so gemeint ist, wie du da sagst, so wäre es ja Unrecht von mir, wenn ich dir die Hände nicht bieten wollte."

„Also abgemacht?" — rief Karl.

„Abgemacht!" — entgegnete Johann und schlug in Karl's Hand.

Beide standen auf.

„Und wann soll ich ....“ frug Johann.

„Krank werden?“ — ergänzte Karl lachend, indem er mit dem Rest der Flasche ihre beiden Gläser noch einmal füllte. — „Morgen, Johann. Und nun stoßen wir auf des Bruders Wohl an und daß sich sein Gehör-Uebel bald bessere; denn es wäre ein verfluchter Streich, wenn er taub würde. Also .....“

Und die Gläser klangen und während Beide auf Ludwig's Wohl tranken, dachte der jüngere Bruder: Ich weiß nicht, — ich glaube doch, daß der Karl eigentlich ein Halunke ist!“ — Der ältere aber lachte in sich hinein über den „bornirten Bruder Johann.“ Zwei Tage später theilten beide die tausend Gulden, um sie für Ludwig sicher anzulegen. —

Sinfonia eroica.

Zwei Jahre waren seit jener Zeit verschwunden, in welcher Ludwig van Beethoven sein Testament in einer Anwandlung tiefer Melancholie in Heiligenstadt aufgesetzt hatte. Erst zum Herbste jenes Jahres hin war sein Gemüthszustand wieder so weit gebessert, daß er den längst gefaßten Plan: dem Helden der Zeit, Napoleon Buonaparte, mit einem großen Instrumentalwerke zu huldigen, wieder aufgreifen konnte. *)

Aber es waren doch nur Momente besserer Stimmung, denn im Ganzen drückte ihn damals gerade die furchtbare Wucht seines Schicksals mehr als je zu Boden. Julie Guicciardi, der lichte Stern seines Lebens, — das herrliche, mit der ganzen Innigkeit

---

*) Schindler: S. 55. Wegeler und Ries: S. 77.

und Kraft einer großen Seele geliebte Mädchen — war fern von ihm. An der Seite ihrer Mutter Italien durchreisend, blieb es sogar unbestimmt, ob und wann sie nach Wien zurückkehren werde. Beethoven aber fühlte diese große, unausfüllbare Lücke in seinem Innern um so schmerzlicher, als ihn zu gleicher Zeit sein Gehörleiden niederbeugte, und der Welt und den Menschen entfremdete. Und doch war dies noch nicht das Schlimmste jener Tage. Er hatte ja wieder eine entsetzliche Erfahrung an der Menschheit gemacht! . . . . wußte, daß ihn die Rache — im Finsteren schleichend — in immer engeren Kreisen umziehe; fing, zu seiner Qual zu ahnen an, daß ihn seine eigenen Brüder mit einem Netz von Betrügereien und Intriguen zu umstricken bemüht seien.

Kein Wunder, daß sich ein furchtbarer Kampf in seiner Seele zu entspinnen begann: der letzte Kampf eines gewaltigen Selbstbewußtseins mit den Niederdrückungsversuchen der äußeren Welt; — der letzte Kampf der, seiner Seele innwohnenden Titanenkraft, um die Erringung der vollständigsten seelischen Freiheit. Aber diesen Kampf, wie alles was Beethoven durchlebte, theilte auch sein musikalisches Sein. Schicksal und Studium hatten den Menschen und den Musiker bis an den Rand des bisher auch noch für sie Bestehenden getrieben; in beiden stand eine Krisis bevor, deren siegreiche Ueberwindung Neues, Großes,

Gewaltiges gebären mußte. Aus dem Schmerze bitterer Erfahrung sollte der „Mensch“ Beethoven in noch bestimmterer Individualität, der „Musiker“ Beethoven in erhöhtem idealem Gehalt und formellerer Gestaltung hervorgehen.

Aber diese Krisis war in beiden Beziehungen keine so leicht überwundene; Mensch und Musiker bedurften mehr denn zwei Jahre sie durchzumachen und es kann psychologisch nichts Interessanteres geben, als ihre Abspiegelung und der endliche Sieg der höheren Natur in dem gigantischen Werke, das Beethoven im Herbste 1802 in Heiligenstadt begann, und nach vielen Unterbrechungen, 1804 beendigte: seiner dritten Symphonie (in Es-dur), der sogenannten Sinfonia eroica!

Beethoven hatte bereits in Heiligenstadt und dann, nach seiner Rückkunft in die Residenz, auch in Wien mehrere Sonaten und Quartette, die verschiedene Edelleute und Verleger bestellt hatten, geschrieben*); immer zog es ihn zu dem Gedanken zurück, Napoleon, der für ihn damals noch das Ideal eines Republikaners im Geiste Platon's war, eine musikalische Huldigung darzubringen. Von ihm erwartete ja Ludwig van Beethoven wirklich die Aufrichtung einer Republik im Sinne und im Geiste des großen Griechen und in der That mußten die geschichtlichen Ereignisse

*) Schindler: S. 55.

diesen Glauben bei einem Manne bestärken, der, wie Beethoven, sehr weit von aller diplomatischen Beobachtungsgabe entfernt, nur dem Drange seines echt künstlerischen Naturells und den Vorbildern seiner idealen Weltauffassung lebte.

Als Buonaparte aus Egypten zurückkehrte, befand sich Frankreich in einem solchen Zustande der Verwirrung und Demoralisation, daß eine neue Umwälzung unvermeidlich war. Das Directorium hatte sich nicht nur die schändlichsten Gewaltthaten gegen die Bundesgenossen erlaubt, sondern es behandelte auch die Franzosen selbst ohne alle Rücksicht auf das Recht oder auch nur auf die gewöhnliche Moral. Alles war aufgebracht, das Volk wünschte allgemein eine Veränderung, so daß fast Jedermann Buonaparte's Rückkehr als eine Schickung der Vorsehung ansah, um Frankreich aus der Anarchie zu retten.

Kein Mensch auf der ganzen weiten Erde rechnete aber sicherer hierauf, als Beethoven, der schon damals für Napoleon schwärmte, und — selbst ein siegreicher Napoleon Buonaparte auf dem Felde der Musik — mit doppelter Sympathie auf den Sieger von Montenotte, Lonato, Castiglione, Bassano, Arcole, Lodi und Abukir blickte.

Die Ehrfurcht, Bewunderung, Dankbarkeit und frohe Hoffnung, die man dem großen Feldherrn der Republik damals in Frankreich unter lautem Jubel

entgegentrug, fanden daher auch ihr natürliches Echo in Beethoven's Brust, und zwar um so mehr, und mit um so größerer Berechtigung, als der allgewaltige Mästro sich dem allgewaltigen Helden in vielen Beziehungen verwandt fühlte. Tobte nicht in der Brust des einen wie des anderen ein unbändiges Selbstgefühl? machte sich nicht in beiden eine Titanenkraft geltend, deren trotzige Kundgebungen — dort in den weitesten hier in engeren Kreisen — die Mitlebenden erbeben machten? schauten nicht Beide wie Alexander empor: Welten zu erobern?

Wie natürlich begründet waren also Beethoven's Sympathien für den corsischen Helden, auch schon ohne seine Schwärmerei für eine platonische Republik, für deren Träger er ihn hielt.

Beethoven folgte daher dem Fluge des gallischen Adlers mit dem höchsten Interesse, und dieser Flug ward immer kühner und kühner.

Buonaparte ward erster Consul! .... Beethoven jauchzte freudig auf: jetzt mußte ja die Einrichtung seiner im Ideal erschauten, die Welt beglückenden, Platonischen Republik nicht mehr ferne sein; aber Beethoven übersah, daß jetzt schon die französische Republik nichts mehr anders, als eine, unter republikanischen Formen versteckte, militärische Monarchie war.

Da erfüllt die Nachricht des glänzenden Sieges von Marengo die Welt; Napoleon's Arm befreit Italien;

sein gewaltiger Geist beginnt bereits — den Völkern und Fürsten unbewußt — seinen unabweisbaren Einfluß auf die Geschicke der Welt zu üben; sein Adlerblick ruft die tüchtigsten Männer des Jahrhunderts an die für sie passendsten Stellen; sein Organisationstalent wirft eine Masse Ueberlebtes über Bord und ruft im Innern Frankreichs zahllose Verbesserungen hervor — — — er wird Consul auf Lebenszeit!

Beethoven jauchzt ... Beethoven schwärmt für ihn ... Beethoven componirt für Napoleon Buonaparte, den Sieger von Marengo, den Stern seiner Zeit, den ersten Mann des Jahrhunderts seine großartige herrliche dritte Symphonie, dies Prachtwerk nach idealem Gehalt und formeller Gestaltung.

Es war gegen Ende Mai des Jahres 1804 als Ludwig van Beethoven die letzte Hand an sein großes, Napoleon zugedachtes Meisterwerk gelegt.

Beethoven, mit der nochmaligen Durchsicht seiner dritten Symphonie, die in sauberer Abschrift vor ihm lag, eifrigst beschäftigt, saß an seinem Arbeitstische.

Es war noch sehr frühe. Die Morgensonne glänzte gar freundlich durch die Fenster seines Zimmers und erleuchtete, wie mit magischem Lichte zwei eigenthümliche Gegenstände, die dem Meister gerade gegenüber auf dem Schreibtische standen. — Es waren dies zwei Aufschriften von einem Isis-Tempel, die Ludwig mit

eigener Hand niedergeschrieben und dann in Rahmen hätte fassen lassen. Sie lauteten: -

„Ich bin, was da ist. Ich bin Alles, was ist, was war und was sein wird; kein sterblicher Mensch hat je meinen Schleier aufgehoben."

Und die andere:

„Er ist einzig von ihm selbst, und diesem Einzigen sind alle Dinge ihr Dasein schuldig." *)

Beethoven hielt diese Worte für den Inbegriff der höchsten und reinsten Religion. Darum standen denn auch schon seit lange diese beiden eingerahmten Inschriften vor ihm auf dem Schreibtische und oft, sehr oft, ruhte sein Auge auf denselben, während sein Geist dem tiefen Sinne nachforschte, der sich in ihnen aussprach. -- Heute war dies indessen nicht der Fall, da die letzte Durchsicht seiner Arbeit ihn jetzt ganz und gar in Anspruch nahm. — Saß Beethoven doch schon seit fünf Uhr des Morgens unbeweglich hier und war so vertieft, daß er außer seiner Arbeit nichts sah und nichts hörte. Jetzt endlich sprang er begeistert auf, warf die Feder, die er noch hie und da verbessernd angesetzt, bei Seite und rief mit Freude strahlenden Blicken: „Fertig! Gelobt sei Gott! nun ist sie fertig!"

*) Anton Schindler: Biographie von L. v. Beethoven. S. 250 und als Autograph in der ersten Beilage. A. Oulibicheff: Beethoven, ses critiques et ses glossateurs. S. 68.

Es lag ein ungeheurer Triumpf, ein unaussprechlich entzückendes Bewußtsein in diesem Ausrufe; aber es war ja auch nicht nur das beglückende Gefühl, eine jahrelange Arbeit vollendet zu haben, welches Beethoven in diesem Augenblicke erfaßte und durchdrang; es war zugleich das Bewußtsein des Riesenfortschrittes, den hier der Schöpfer dieses Prachtwerkes seit der Composition seiner zweiten Symphonie gemacht und endlich der Gedanke, diesen würdigen Spiegel seiner eigenen, geistigen Kraftentfaltung seinem Lieblinge, seinem Ideal jetzt zusenden zu können.

Und wie groß, wie gewaltig stand dies Werk nun vor seiner Seele!

Es war der Held von Marengo, der hier gefeiert wurde; — es war — ihm vielleicht selbst nicht klar bewußt — Ludwig van Beethoven in der Entwicklung seines Kraftgenies; es war der strahlende Abglanz des ganzen vollen Menschen in der idealen Bedeutung des Wortes.

Der künstlerische Inhalt des Werkes ist die mannigfaltige, mächtig sich durchdringende Empfindung an einer starken vollkommenen Individualität, der nichts Menschliches fremd ist, sondern die alles wahrhaft Menschliche in sich enthält. Diese gewaltige Individualität äußert sich nun dahin, daß sie, nach der aufrichtigsten Kundgebung aller edlen Leidenschaften, mit der energischsten Kraft nach dem Abschlusse

ihrer Natur ringt. Der Fortschritt zu diesem Abschlusse ist die heroische Richtung in diesem Kunstwerke. Es umfaßt wie in einem glühenden Brennpunkte alle Empfindungen einer reichen menschlichen Natur im rastlosesten, thätigsten Affecte. Wonne und Wehe, Lust und Leid, Anmuth und Wehmuth, Sinnen und Sehnen, Schmachten und Schwelgen, Kühnheit, Trotz und ein unbändiges Selbstgefühl wechseln und durchdringen sich auf das Innigste und Unmittelbarste und gehen aus von einer Hauptfähigkeit, der Kraft. Diese Kraft, durch alle Empfindungseindrücke unendlich gesteigert und zur Aeußerung der Ueberfülle ihres Wesens getrieben, ist der bewegende Hauptdrang dieses Tonstückes, sie ballt sich bis zur vernichtenden Gewalt zusammen, und in ihrer trotzigsten Kundgebung glauben wir einen Weltzermalmer vor uns zu sehen, einen Titanen, der mit den Göttern ringt. Diese zerschmetternde Kraft drängt aber nach einer tragischen Katastrophe hin, deren ernste Bedeutung unserem Gefühle im zweiten Satze der Symphonie sich kundgibt. Der Tondichter kleidet diese Kundgebung in das musikalische Gewand eines Trauermarsches. Eine durch tiefen Schmerz gebändigte, in feierlicher Trauer bewegte Empfindung theilt sich uns in ergreifender Tonsprache mit: eine ernste männliche Wehmuth läßt sich aus der Klage zur weichen Rührung, zur Erinne-

rung, zur Thräne der Liebe, zur innigen Erhebung, zum begeisterten Ausrufe an. **Aus dem Schmerze aber entkeimt eine neue Kraft.** Der große, der gewaltige, der feste Mann will nicht erliegen, sondern ertragen. Der Trauer wehrte er nicht, aber er selbst trägt sie auf den starken Wogen eines muthigen, männlichen Herzens.

Und doch wie herrlich bricht sich nach dem Schlusse hin auch die Macht der Liebe eine volle breite Bahn! Die rastlose Bewegung hält an und in edler, gefühlvoller Ruhe spricht sich die Liebe aus, weich und zärtlich beginnend, bis zum entzückenden Hochgefühle sich steigernd, endlich das ganze männliche Herz bis auf seinen tiefsten Grund einnehmend. Noch einmal zuckt das Herz und es quillt die reiche Thräne edler Menschlichkeit: doch aus dem Entzücken der Wehmuth bricht kühn der Jubel der Kraft hervor, - der Kraft, die sich der Liebe vermählt, und in der nun der ganze volle Mensch uns jauchzend das Bekenntniß seiner Göttlichkeit zuruft.*)

„Ja! ja! großer herrlicher Mann!" — rief jetzt Beethoven in stillem Entzücken mit großen Schritten im Zimmer auf- und abgehend — „dir soll dies, mein bis jetzt gelungenstes Werk, eine Huldigung meines

---

*) Weiteres hierüber sagt Richard Wagner: Programm zur heroischen Symphonie. 37. Band der Brandel'schen Musik Zeitung. Elterlein: S. 38.

Herzens sein. — O! du wirst sie ja verstehen, diese Töne, die dich zeichnen in deiner ganzen Größe, die aber auch mahnend und bittend an dein Ohr schlagen werden, ein Flehen der ganzen Menschheit: nun auch dein großes Herz der weltbeglückenden Liebe zu öffnen und ihn einzuführen, den Freistaat des Rechtes und der echten Menschlichkeit, wie ihn der große Platon gedacht, und den du, so sicher wie ich selbst, in Herz und Geist längst aufgerichtet hast! — Ja! sie sollen mit der ganzen heiligen Gewalt der Musik zu dir sprechen, diese Töne, und du wirst sie verstehen und in weltbeglückenden Thaten aufklingen lassen!"

Und rasch sich zu dem Schreibtische wendend, ergriff er die Feder und schrieb mit großen Buchstaben die Dedication auf das Titelblatt. Groß und gewaltig leuchtete oben das Wort: „Buonaparte" . . . bescheiden stand unten: Luigi van Beethoven.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre und zwei Männer traten ein. Es war der Fürst Lichnowsky und der junge Ries. Beide waren augenscheinlich in großer Aufregung, und Ries — ein Zeitungsblatt in der Hand — perorirte noch im Eintreten. Beethoven staunte, denn es war kaum acht Uhr und Jedermann wußte, daß man ihn um diese Stunde nicht stören durfte.

„Nur nicht böse, lieber Beethoven!" — rief daher auch schon von der Schwelle aus Lichnowsky

beschwichtigend, indem er die Hand wie abwehrend aufhob. — „Wir beide haben uns unten am Hause getroffen, da uns eine große Nachricht, die Sie sehr interessiren wird, gleichzeitig hierher trieb."

„Und was für eine Nachricht wäre das?" — frug Beethoven gespannt.

„Buonaparte hat sich zum Kaiser erklärt!" — platzte Ries in höchster Erregtheit und mit dem vollen Ungestüm der Jugend heraus.

Es war indessen gut, daß er in diesem Momente weit genug von seinem Lehrer entfernt stand, da ihm dieser Vorwitz sonst unfehlbar eine gewaltige Ohrfeige eingetragen hätte. Beethoven warf ihm daher jetzt nur einen vernichtenden Blick zu.

„Dummheit!" — rief er zugleich. — „Lassen Sie Ihre albernen Späße zu Hause."

Aber er ward plötzlich blaß wie der Tod, als Fürst Lichnowsky die Wahrheit der Nachricht bestätigte. Und doch glaubte er sie nicht.

„Nein! nein! nein! nein!" — rief er ein= über das anderemal — „das ist nicht möglich! das kann der Sieger von Marengo nicht thun!"

„Aber hier steht es schwarz auf weiß!" — sagte Ries etwas eingeschüchtert.

„In welchem Lumpenblatt!" — rief Beethoven.

„In der Kaiserlich und Churpfalz=Bayrisch privilegirten Allgemeinen Zeitung.*)"

„Ich glaub's doch nicht!" — schrie Beethoven auf und ablaufend und seine Züge hatten den Ausdruck eines gereizten Löwen angenommen.

„Und dennoch ist es so!" — fiel hier Lichnowsky ein. — „Ein Cabinets=Courier hat die Nachricht schon vorgestern gebracht; aber sie wurde bis heute Morgen geheim gehalten."

Beethoven stand erstarrt.

„Soll ich lesen?" — frug Ries. Der Maestro nickte finster. Ries nahm das Blatt und las:

„Der Senat, unter dem Vorsitze des Consuls Cambaceeres, hat in seiner heutigen Sitzung (vom 18.), welcher der Consul Lebrün beiwohnte, und bei der die Minister gegenwärtig waren, das organische Senatusconsultum decretirt, welches dem ersten Consul den Kaisertitel zuerkennt, und die Erblichkeit der kaiserlichen Würde in seiner Familie feststellt. Er hat beschlossen, sich sofort nach St. Cloud zu verfügen, um dem Kaiser das organische Senatusconsultum zu überbringen; welcher Entschluß auch sofort zur Ausführung kam. Der Zug war von vielen Truppencorps begleitet. Der Senat wurde bei seiner Ankunft alsbald zur Audienz des Kaisers zugelassen. Der

---

*) Augsburger=Allgemeinen.

Consul Cambaceres, Präsident, überreichte das Senatusconsultum dem ersten Consul, und sagte: „Sire, das Decret, welches der Senat eben erlassen hat, und das er nicht säumt, Ew. kaiserlichen Majestät zu überreichen, ist blos der authentische Ausdruck eines schon von der Nation kundgethanen Willens. Dieses Decret, welches Ihnen einen neuen Titel überträgt und nach Ihnen Ihrem Geschlecht dessen Erblichkeit zusichert, fügt weder Ihrem Ruhme noch Ihren Rechten etwas hinzu. Die Liebe und die Erkenntlichkeit des französischen Volkes haben seit vier Jahren Ew. Majestät die Zügel der Regierung anvertraut und die Satzungen des Staates ließen die Wahl eines Nachfolgers bereits auf Sie ankommen. Die höhere Benennung, die Ihnen zuerkannt wird, ist also nur ein Tribut, den die Nation ihrer eigenen Würde zollt, und ihrem Bedürfniß Ihnen täglich Zeugnisse einer Ehrfurcht und Zuneigung zu geben, die täglich wächst. Wie könnte auch das französische Volk Grenzen seiner Erkenntlichkeit finden, da Sie Ihrer Sorge für sein Wohl keine setzen? Wie könnte es bei der Erinnerung an die Uebel, die es gelitten hat, als es sich selbst überlassen war, ohne Begeisterung an das Glück denken, das es erfährt, seitdem die Vorsehung ihm eingab, sich in Ihre Arme zu werfen? Die Armeen waren besiegt, die Finanzen in Unordnung, der Staatskredit vernichtet; die Factionen stritten sich um die Ueberreste unseres alten Glanzes; die reli-

giösen und selbst die sittlichen Ideen waren verdunkelt; die Gewohnheit die Macht zu geben und zurückzunehmen, ließ die Obrigkeiten ohne Ansehen, und hatte sogar jede Art von Macht verhaßt gemacht. Ew. Majestät erschienen. Sie riefen den Sieg unter unsere Fahnen zurück; Sie setzten Regel und Oekonomie in den Staatsausgaben fest; die Nation, beruhigt durch den Gebrauch, den Sie davon zu machen wußten, vertraute wieder ihren eigenen Hülfsmitteln; Ihre Weisheit linderte die Wuth der Parteien, die Religion sah ihre Altäre wieder aufstehen; die Begriffe von Recht und Unrecht erwachten wieder im Herzen der Bürger, als man die Strafe dem Verbrechen folgen, und ehrenvolle Auszeichnungen die Tugenden belohnen sah."

„Das französische Volk bedient sich daher seiner Rechte, um Ew. kaiserliche Majestät eine Macht zu übertragen, die sein Interesse ihm verbietet, durch sich selbst auszuüben. Es setzt für die künftigen Geschlechter fest und vertraut durch einen feierlichen Vertrag das Glück seiner Enkel den Abkömmlingen Ihres Stammes an. Diese werden Ihren Tugenden nacheifern. Jene werden unsere Liebe und Treue erben. Glücklich die Nation, die nach so vielen Verwirrungen und Ungewißheiten einen Mann in ihrem Schooße findet, der würdig ist, den Sturm der Leidenschaften zu legen, alle Interessen zu vergleichen, alle Stimmen zu vereinigen! Glücklich der Fürst, der seine Macht von

dem Willen, dem Vertrauen und der Liebe der Bürger erhält! Der Senat ruft somit im Namen des Volkes *Napoleon zum Kaiser der Franzosen* aus."

Beethoven hatte bis dahin schweigend und unbeweglich zugehört. Seine buschigen Augenbrauen hatten sich dicht zusammengezogen und zwei tiefe Falten liefen drohend, seinem Gesichte einen furchtbar finsteren Ausdruck gebend, von der Wurzel der Nase bis hoch in die Stirne. — Die Lippen aufgeworfen, die Haare wie eine Löwenmähne das Gesicht umschließend, die Augen zornflammend stand er hochaufgerichtet da, wie ein zürnender Gott.

„Und die Antwort *Napoleon's*?!" — rief er jetzt mit einer solchen Stentorstimme, daß die Saiten der Instrumente nachbebten und die Wände des Zimmers zu wanken schienen. — „Die Antwort *Napoleon's*!"

Ries, das Aeußerste fürchtend, las mit schwankendem Tone:

„Der Kaiser hat mit folgenden Worten geantwortet: Alles, was zum Wohle des Vaterlandes beitragen kann, ist wesentlich mit meinem Glück verbunden. Ich nehme den Titel an, den Sie für den Ruhm der Nation zuträglich glauben. Ich unterwerfe der Sanction des Volkes das Erblichkeitsgesetz. Ich hoffe auch, Frankreich werde die Ehre nie bereuen, mit der es mein Geschlecht umgeben wird. In allen Fällen wird mein Geist nicht mehr bei meiner Nachkommenschaft

sein, sobald sie aufhören sollte, die Liebe und das Vertrauen der großen Nation zu verdienen."

„Es ist genug!" — rief hier Beethoven, und zu seinem Schreibtische eilend, erfaßte er mit dem Ausdrucke unaussprechlicher Indignation sein herrliches, Napoleon dedicirtes Werk, riß das Titelblatt von oben bis unten durch, schleuderte die Partitur zur Erde, trat sie verächtlich mit Füßen und rief:

„Verflucht und verdammt! So ist denn der auch nichts anderes, als ein gewöhnlicher Mensch! Nun wird auch er alle Menschenrechte mit Füßen treten, nur seinem Ehrgeize fröhnen, sich höher, wie alle Andere stellen ..... und .... ein Tyrann der Menschheit werden!" *)

Lichnowsky und Ries standen verblüfft; Beethoven ging zornsprühend mit großen Schritten im Zimmer auf und ab; als aber Ries Miene machte, das Meisterwerk seines Lehrers aufzuheben, rief dieser wild:

„Unterstehen Sie sich nicht! Am Boden bleibt das Machwerk liegen, ... im Staube ... wie meine zertretenen Hoffnungen!" — Und er rannte nach seinem Hute, drückte ihn auf den Kopf und lief davon, ... Zimmer und Freunde im Stich lassend.

---

*) Historisch: Beethoven's eigene Worte. Schindler S. 56/57. Wegeler und Ries: S. 78. Oulibicheff: fol. 68.

Donna Giulietta Guicciardi.

Es dauerte lange Zeit, bis Ludwig van Beethoven die bittere Täuschung verschmerzen konnte, die ihm durch Napoleon's Ergreifen der Kaiserkrone geworden und nur mit unendlicher Mühe gelang es später den vereinten Bitten des Fürsten Lichnowsky und Ries, den Maestro zu bewegen, jenes herrliche Werk unter dem Titel „Sinfonia eroica“ und mit der darunter sich befindenden Devise: „Per festegiare il sovvenire d'un gran uomo“ in die Welt zu schicken.*)

Beethoven war nun einmal ein Mann der Täuschungen; das Schicksal hämmerte auf seinem Herzen wie auf einem Amboße, und so konnte es denn auch unmöglich fehlen, daß er sich nach und nach gegen die Außenwelt immer mehr und mehr verhärtete, —

*) Schindler: S. 57. Wegeler und Ries: S. 78. Oulibicheff: Fol. 68.

sich finsterer in sich selbst zusammenzog und die scharfen Ecken seines Charakters wie abwehrende Stacheln nach Außen kehrte. Es war um jene Zeit fast nicht mit ihm auszukommen.

Und dennoch trug Beethoven den Grund für viele Täuschungen, die ihn trafen, in sich selbst. — Es ist nämlich eine der wichtigsten Lebenswahrheiten, daß man sich bei allen Dingen ein Ziel setzen muß, zu welchem sich auch ein gangbarer Pfad hinanwindet. Mag dieser Pfad alsdann auch immer steil und mühsam zu erklimmen sein, wenn er nur durch kein völlig unübersteigliches Hinderniß versperrt wird oder sich in das Nebel-Land überschwänglicher Idealität verliert.

Hier aber lag Beethoven's Fehler. Weil er über seine ideale Welt die reale so oft unter den Füßen verlor, donnerte ihm das Schicksal so oft mit rauher Cyklopenstimme sein „Halt“ entgegen. Mochte er immer mit Platon: Gott für das Urschöne, die höchste Wahrheit, das vollendetste Ebenmaß halten und erkennen — — das war ja an und für sich eine ewige, nie alternde Wahrheit, die andere Zeiten nur mit anderen Namen nennen; aber die in Platon's Republik ausgesprochenen politischen Ideen als in seiner Zeit ausführbar zu halten und in einem Napoleon einen Schwärmer für diese Ideen zu sehen, war selbst fromme Schwärmerei eines edlen aber total unpraktischen Menschen.

Immerhin blieb für ihn der Erfolg gleich: die vielen Täuschungen, die ihn trafen, machten ihn, wie gesagt, fort und fort bitterer und abstoßender nach Außen hin. Er fühlte sich getäuscht, gekränkt, verletzt und namenlos unglücklich. Einem Anderen wäre vielleicht darüber das Herz gebrochen — — Beethoven's gewaltiger Geist richtete sich hier erst gerade in seiner ganzen Größe auf. Der höchste Muth ist ja nicht der Schlachtenmuth und Wundentrotz, sondern einem langen Unglücke fest in das Angesicht zu schauen und es wie ein Mann zu tragen; sowie die rechte Tapferkeit nicht einigen oder gewohnten Gefahren, sondern allen, auch den unvorhergesehenen steht.

Beethoven, rechts und links von den Keulenschlägen des Schicksals getroffen, parirte sie mit finsterer Miene; aber mit dem Kampfe wuchs auch sein Titanentrotz. In sich selbst abgeschlossen, gehüllt in den Panzer seiner vielen zurückstoßenden Eigenheiten, stand er jetzt allein und einsam gleich einem von der Welt ausgestoßenen doch auch wieder angefeindeten geistigen Riesen da: kämpfend, leidend und überwindend; aber . . . das Resultat aller dieser Schmerzen, aller dieser Kämpfe ward bei ihm . . . Musik!

Und doch! . . . konnte dieser einzig dastehende Charakter nicht auch liebenswürdig sein?

Sich von seinem Unmuthe über die neue Täuschung zu zerstreuen, war Beethoven mit der Gräfin

Browne — der Mutter der so früh verstorbenen, seiner Erinnerung heiligen Comtesse Eugenie — nach dem Theater gefahren. Der gemeinsame Schmerz, den Beide über den Tod jenes holden und wunderbaren Wesens empfunden, hatte sie nach dem Heimgange desselben enger verbunden und ein edles, reines Freundschaftsverhältniß zwischen ihnen aufgerichtet, für das Beethoven ungemein zartfühlend war. Zwar sprach er mit Niemanden davon, besuchte auch das Gräflich Browne'sche Haus nur selten; wo aber Beethoven dem Grafen oder der Gräfin einen Dienst erweisen, eine Gefälligkeit erzeigen konnte, war er gewiß dazu bereit. Es war ja das Bedürfniß, eine, im eigenen Herzen still und geheim nachblutende Wunde dadurch zu heilen, daß er lindernden Balsam auf die Wunden der elterlichen Herzen träufelte.

Heute also war Beethoven nach einem Besuche, während dessen viel von der Erblichenen gesprochen worden war — mit der Gräfin Browne in das Theater gefahren. Er saß an ihrer Seite in der Loge, während man La Molinara gab. Bei dem bekannten: „Nel cuor piu non mi sento“, sprach die Gräfin mit Bedauern aus, daß sie auch Variationen über dieses Thema besessen habe, die aber verloren gegangen seien: Beethoven schwieg, schrieb aber in der Nacht VI Variationen darüber und schickte sie am anderen Morgen der Gräfin mit der Aufschrift:

„Variazioni u. s. w. Perdute par la contessa Browne, ritrovate par Luigi van Beethoven.“*)

An einem der nächsten Abende spielte Beethoven bei Lychnowsky's sein Clavier-Quintett mit Blasinstrumenten. Der berühmte Oboist Ram von München war auch zugegen und begleitete Beethoven im Quintett. Nun kommt im letzten Allegro dieser schönen Composition einigemal ein Halt vor, ehe das Thema wieder anfängt. Als nun Beethoven an einen derselben kam, fing er plötzlich zu phantasiren an, nahm das Rondo zum Thema und spielte zur Freude der Zuhörer, aber zur Pein der Begleitenden, fort und fort. Wirklich sah es possirlich aus, wenn diese Herren, die jeden Augenblick erwarteten, daß Beethoven wieder zum Quintett einleiten werde, die Instrumente unaufhörlich an den Mund setzen und dann wieder abnehmen mußten. Alle waren ungehalten, Ram auf das äußerste aufgebracht. Endlich war Beethoven befriedigt und fiel wieder in das Rondo ein; aber er hatte jetzt auch so entzückend gespielt, daß die ganze Gesellschaft — Ram mitbegriffen — außer sich war.

Und warum so entzückend? .... Es wußte es Niemand in der glänzenden Gesellschaft und konnte

---

*) „Variationen u. s. w. Verloren durch Gräfin Browne, wiedergefunden durch Ludwig van Beethoven.“

es Niemand wissen. Und doch war dies entzückend schöne Spiel nur der Wiederschein einer großen Freude die heute wie ein lichter Sonnenstrahl in sein Herz gefallen: Stephan von Breuning, sein alter lieber Jugendfreund, der durch Verwendung des Churfürsten-Erzherzog schon vor Jahren in den österreichischen Staatsdienst eingetreten, hatte vor wenigen Wochen die Berufung als Kaiserlich Königlicher Hofrath nach Wien erhalten und war heute in der Hauptstadt eingetroffen. Dies freudige Wiederfinden feierte jetzt der Maestro in Tönen.

Und klangen denn nicht aus seinem Spiele die Seligkeiten der Jugenderinnerungen durch: die Erinnerung an seine zweite Mutter, die edle und liebenswürdige Frau von Breuning, an Eleonore, an das Leben im Breuning'schen Hause, an Jeannette d'Honrath, den lichten funkelnden Stern jener Zeiten? Und hatte ihm der heutige Tag nicht wieder einen Freund gegeben, von dem er wußte und überzeugt war, daß er ihn liebe? Brauchte er mehr als einen solchen Freund und die Liebe Julien's, um glücklich zu sein?

Beethoven verließ die Gesellschaft bald. Die Gefühle, die ihn durchzitterten, waren ihm zu heilig für das äußerliche geräuschvolle Wesen, das hier herrschte.

Wer das Weltleben liebt, der empfindet das Leben nur als Leiden ... oder als Reiz. Hier ist keine

Ruhe, keine Aussicht auf Ruhe, kein Gleichgewicht der inneren Potenzen, keine volle Gesundheit der Seele denkbar. Nur der feste Wille allein oder mit wenigen gleichgestimmten treuen Seelen das Leben zu durchschreiten: stark gegen die selbstsüchtigen Triebe und in reiner Abhängigkeit von den Geboten der Vernunft, nur dies gibt moralische Freiheit — nicht blos als Fähigkeit, sondern als wirklichen Besitz gedacht — erhebt den Menschen zu stiller Glückseligkeit und gibt ihm das Gefühl seiner geistigen Emanation aus dem Wesen der ewigen und unendlichen Liebe.

Und dies Bewußtsein bedurfte Beethoven mehr wie jeder andere Sterbliche, wollte er seinen Vorsatz ausführen: dem Schicksale als Mann Trotz zu bieten. Glücklicherweise für ihn kehrte um jene Zeit auch die Gräfin Guicciardi mit ihrer liebenswürdigen Tochter aus Italien nach Wien zurück, so daß, neben dem erneuten Freundschaftsbunde mit Stephan von Breuning ein reicher Liebesfrühling für den edlen Meister erblühte. Freilich wußte auch jetzt außer Stephan Niemand etwas von diesem Verhältnisse, nicht einmal die Mutter; aber es kam doch zur Klärung zwischen beiden: sie gestanden sich, daß sie einander liebten und nicht ohne einander leben könnten.

Dennoch blieb dies Verhältniß durch Beethoven's sonderbaren Charakter bedingt — immer ein ganz eigenes. Es beruhte ebensowenig auf Sinnlichkeit, als

auf Schwärmerei; aber wenn auch sein Wesen eine tief innerliche gluthvolle Liebe war, so mischte sich doch immer wieder dieser Liebe eine eigenthümliche Färbung von gegenseitig verbindendem Kunstenthusiasmus und Verstandeshuldigung bei. Sie war zu ideal, diese Liebe, um für das praktische Leben Gewicht und Einfluß zu erlangen; desto einflußreicher freilich sollte sie für die geistige Welt Beethoven's werden. Aus Julien's bezauberndem und anregendem Umgange schöpfte Ludwig immer neue Anregung, neue Kraft; in ihm fand er eine Menge Impulse zu frischen Schöpfungen; hier ward ihm durch eine liebende, unsichtbare Hand das Gegengewicht für sein sonst so hartes Schicksal geboten und damit die Elasticität des Geistes, vermöge dessen sich derselbe immer wieder frisch und freudig erhob, je gewaltsamer und schmerzlicher die äußeren Verhältnisse ihn niederzubeugen versuchten.

In dem Sonnenscheine dieser durchgeistigten Liebe entfaltete sich aber auch die literarische und musikalische Erkenntniß beider Liebenden mehr und mehr. Klopstock für den sie beide früher eingenommen waren, trat zurück und Goethe gewann die Oberhand.

Wie aber so oft das Kleinste von unberechenbaren Folgen ist, so war es für Beethoven ein Gedankenaustausch mit Julien über „Egmont". Beide tadelten, von ihrem streng-sittlichen Standpunkte aus,

das Verhältniß Klärchen's zu Egmont; nur daß Beethoven damit das ganze Stück als unsittlich verwarf, während Julie seine moralische Berechtigung in der Treue und Liebe Klärchen's fand. Die junge Gräfin Guicciardi hatte aber dabei ihre Vertheidigung mit solchem Geist und Feuer durchgeführt, daß Beethoven endlich ausrief:

„Ja! weibliche Treue und Liebe ist allerdings mit das Höchste in diesem Leben. Hätte ich ein Sujet, welches diesen Gegenstand, freilich von einem berechtigten Standpunkte aus, behandelte, ich würde dem Drängen meiner Freunde und am Ende auch meinem eigenen Wunsche genügen, und eine Oper schreiben!"

„Ich nehme Sie beim Wort!" — sagte hier, fein lächelnd, Julie, stand auf und ging an ihren Schreibepult. — „Kennen Sie das Libretto: Léonore ou l'amour conjugale?" — frug sie dabei, indem sie nach Etwas suchte.

„Nein!" — entgegnete Beethoven.

„Nun!" — fuhr Julie fort, indem sie dem Maestro jetzt ein Manuscript hinhielt. — „Lesen Sie einmal das Libretto durch; es ist das ebengenannte, von dem Regierungsrath Sonnleithner, einem Freunde meiner Mutter, übersetzt und bearbeitet. Er gab es mir gestern zur Durchsicht und Beurtheilung, nun hat mich aber unser Gespräch über Egmont an dasselbe erinnert und ich glaube fast, es ist das, was Sie suchen."

„Ich wünschte es wirklich!" — entgegnete Beethoven. Julie strahlte in Freude:

„O wie herrlich wäre es, wenn wir Sie endlich dadurch zur Composition einer Oper brächten!" — rief sie dann und ihre seligen Blicke ruhten auf dem Geliebten.

„Aber werde ich auch genügen können? Mein eigentliches Feld ist die Instrumentalmusik!"

„Und das sagt der Mann, der „„Adelaide"" componirt hat?"

„Adelaide!" — wiederholte Beethoven, und es war, als ob ein Schatten über seine Stirne, ein Schmerz durch seine Seele gleite. — „Ein Lied ist noch keine Oper und dann ....." Er hielt inne.

Julie trat zu ihm, legte ihre Hand sanft auf seine Schulter, sah ihm mit unendlicher Liebe und Milde in die Augen, und sagte noch einmal: — „Und dann? ...."

„Es ist wie eine Stimme aus einer anderen Welt!" — fuhr Beethoven ernst fort. — „Ich nahm damals dies schöne Gedicht Matthison's und die Erinnerung an ein holdes, wunderbares Kind überschlich mich unwillkürlich dabei. Ich dachte mir, wie dies Kind einst hätte lieben und geliebt werden müssen, wenn es nicht zu früh gestorben. Es ist ein Hauch der Liebe, der mir von einem Grabhügel entgegen wehte."

„Nun, mein Freund,“ — fuhr Julie wie vorhin fort und ihre Blicke ruhten noch auf den geliebten Zügen des Meisters. — „So lassen Sie sich diesmal von dem frischen Leben anwehen! Bedenken Sie, welche tiefe, innerlich ergreifende Gemüthsbewegung in dieser Oper der Grundton Ihrer Composition werden muß. Alles ist Ihnen hier gegeben: die Gefühlspoesie der Lebenslust, der Liebe, die Bewegtheit der Leidenschaft, der opferbereiten Hingebung, des heroischen Thatendranges und der höchsten Gattenliebe!“

„Nun denn, Julie!“ — sagte hier Beethoven, und indem er ihre freie Hand ergriff, blitzte es in seinen Augen in wunderbarem Lichte auf, — „so will ich meinen eigenen Gefühlen, wie sie jetzt mein Herz bewegen, melodischen Ausdruck geben. Julie, wunderliebliches Mädchen, deine Liebe soll das Feuer sein, von dem sich meine Begeisterung nährt; aber sprich . . . . . wird deine Liebe auch immer mit der Treue Hand in Hand gehen? Du weißt, welche Schwierigkeiten uns bevorstehen, sobald wir öffentlich heraustreten. Wird dir der Muth bleiben, deinem Freunde die Treue echter Liebe zu wahren?“

„O wie können Sie daran zweifeln!“ — flüsterte Julie tief erröthend.

„Nicht Sie!“ — bat Beethoven mit Innigkeit. — „Lassen wir unter uns, von heute an, das

traute Du gelten. Wird dir also der Muth bleiben, deinem Freunde die Treue echter Liebe zu wahren?" —

„Zweifle nicht daran!" — flüsterte Julie, und, noch tiefer erröthend, das holde Köpfchen auf des geliebten Mannes Schulter senkend, setzte sie bebend hinzu: „Du hast ja mein ganzes Herz!"

„Julie!" — rief Beethoven entzückt und zog die Geliebte leise an sich — „erhalte es mir; es ist der höchste aber auch der einzige Schatz, den ich auf Erden besitze."

Und er küßte sie leise, von einem heiligen Schauer durchrieselt, auf die schöne Stirne. Julie schmiegte sich zitternd an ihn .... und ein Moment der Seligkeit ruhte auf zwei der edelsten Sterblichen.

Fidelio.

So hatte denn der Sommer 1805 Beethoven wieder nach Hetzendorf geführt, um hier — in seinem geliebten, stillen Paradiese — den großen Gedanken, der jetzt seine ganze Seele beschäftigte, auszuführen: die Composition seiner ersten Oper: Leonore.

Was kümmerten Beethoven dabei die Händel der Welt. Seitdem er sich so furchtbar in Napoleon getäuscht — seitdem mit dessen Ergreifen der Kaiserkrone die letzten Hoffnungen seiner Freiheit athmenden Seele gesunken waren, verschloß er mit dem in seinem Charakter liegenden starren Trotze den Welthändeln Augen und Ohr. Wohl lag diesem Trotze ein großer, tiefer und edler Schmerz zu Grunde; aber er strafte sich mit der Zeit doch — wie Alles in der Welt, was der Vernunft und dem Leben nicht Rechnung trägt — schwer genug durch sich selbst.

Und wahrlich die politischen Ereignisse jener Tage waren ernst genug, die Aufmerksamkeit der ganzen Welt zu fesseln.

Die unermeßlichen Kräfte, welche die französische Revolution geboren, entwickelt und weiter durch glorreiche Triumphe erworben hatte, waren durch Errichtung des erblichen Kaiserthrones dem Winke eines Mannes dienstbar geworden. Kein Bürgerkrieg, kein einheimischer Parteienkampf, keine streitenden Interessen zersplitterten mehr die Kraft der französischen Nation, oder lenkten von dem, durch die Centralgewalt bestimmten, Ziele ab. Massen von materiellen und moralischen Kräften, dergleichen Europa noch niemals, selbst nicht in der Römer Zeit, vereint gesehen, gehorchten Kaiser Napoleon I., dem Unüberwundenen, dem Großen — wie geraume Zeit nicht bloß Schmeichelei, sondern die Stimme der Welt ihn nannte. War das verbundene Europa den Streichen der erst werdenden, durch inneren Krieg zerfleischten, durch den Revolutionskampf erschöpften Republik erlegen; um wie viel weniger war es dem heldenkühnen Imperator gewachsen, der über das befestigte, wohl geordnete Soldatenreich mit unumschränkter Macht, und genialer Kraft herrschte? — Auch schien es in der That längere Zeit nicht, als ob ein so schwerer Kampf beginnen solle; ja es lag zu demselben nicht einmal ein Grund vor. War doch durch Napoleon

die verhaßte Revolution erdrückt, die „Freiheit" durch die unumschränkte Gewalt, die „Gleichheit" durch den neu errichteten Adel verdrängt, und also eine Gemeinschaft der Interessen zwischen dem Bund der Könige, und dem zu dem monarchischen Prinzip zurückgekehrten Frankreich erzeugt worden.

Aber eines fehlte noch zur Versöhnung — die Legitimität. Buonaparte's Thron, ob auch von Machtfülle umgeben, war gleichwohl ein Erzeugniß der Revolution, und wenigstens scheinbar auf den Willen des Volks, nicht auf Erbanspruch oder historisches Recht gebaut. Dazu der Schmerz über die erlittenen Verluste, und der Haß gegen den Starken, welcher die niederschmetterndsten Streiche auf die Coalition geführt.

Wider die Feindschaft der europäischen Mächte, welche sofort in unzweideutigen Zeichen erschien, mochte nun Napoleon Schutz auf zweierlei Wegen finden. Einmal, wenn er sich — wie Beethoven gehofft — den liberalen Ideen befreundete, seine Sache dadurch zur Sache der Civilisation, und Frankreich zum Mittelpunkt eines Systems freier Staaten gegenüber jenem der von Autokraten beherrschten, sonach auch zum reichen Treibhaus moralischer Kräfte, gegenüber den physischen Massen, machte; und das anderemal, wenn er, seiner soldatischen Ueberlegenheit trauend, Krieg auf Tod und Leben wider die Mächte führte, worin am Ende entweder Sie Alle oder Er unter-

geben mußten. Aber auch die Mächte hatten zweierlei Mittel wider ihn. Entweder mußten sie, den Forderungen des Zeitgeistes huldigend, ihren Völkern friedlich verleihen, was die Revolution sich zum Preise ausgesteckt, aber in Frankreich nicht erreicht hatte; sie mußten also die edleren Kräfte ihrer Staaten entfesseln, und die öffentliche Meinung zu ihren Alliirten wider den Despoten Napoleon machen; oder sie mußten sich wenigstens treu und innig untereinander zum Kampfe wider den gemeinsamen Feind verbinden und alsdann ihre Massen gleichzeitig über ihn herstürzen lassen, um ihn zu erdrücken. Sie thaten keines von beiden; Napoleon aber wählte seiner Seits engherzig den soldatischen Weg, mit toller Verwegenheit um Alles oder Nichts! spielend.

Damit aber der Flecken der Usurpation bei der Masse getilgt, der neugeschaffenen Majestät der Charakter der Heiligkeit verliehen werde, mußte die Kirche dem Werke der Gewalt und der Schlauheit ihre Weihe geben.

Papst Pius VII., von Napoleon aufgefordert, begab sich mit schwerem Herzen nach Paris. Buonaparte zu dem „Gesalbten des Herrn" zu machen. Die Krönungs- und Salbungsfeier fand in der Kirche Notre Dame mit unerhört verschwenderischer Pracht statt. Feste aller Art riefen das Volk zur Freude ... über das Ende des Freiheit-Traumes auf.

Welchen Einfluß aber Napoleon damals schon gewonnen, beweist, daß außer England, Rußland, Schweden und der Pforte sich auch die deutschen Fürsten sofort beeilten, die Kaiserwürde Napoleon's anzuerkennen. Auch Kaiser **Franz** that es. Jedoch hatte er, das Erbleichen der deutschen Reichskrone wahrnehmend, den Glanz des eigenen Hauses zuvor dadurch gewahrt, daß er sich zum „Erbkaiser von Oesterreich" erklärte, und in solcher Eigenschaft durch den Erzbischof von Wien sich krönen ließ.

Napoleon, Kaiser der Franzosen, sich gerne mit Karl dem Großen vergleichend, ward auch der Lombarden König. Am 26. Mai 1804 setzte er in Mailand die eiserne Krone der Lombarden auf sein Haupt, ernannte **Eugen Beauharnais**, seinen Stiefsohn, den er kurz zuvor zum französischen Prinzen erhoben, zum Vicekönig, und schärfte der gesetzgebenden Versammlung, wie allen Autoritäten, die Grundsätze der neuen Verwaltung ein. Von Befragen des Volkes war keine Rede: auch von den fremden Mächten ward keine Anerkennung verlangt, „indem Frankreich (nach Talleyrand's Erklärung), wie der Ocean, eitler Dämme nicht achtend, sich selbst seine Grenzen setze."

Aber dies Alles war dem Unersättlichen noch nicht genug: auch die Republiken Genua und Luka wurden Frankreich einverleibt und die Republik Batavien unter

einem völlig abhängigen Rathspensionär dem Kaiser absolut untergeordnet.

So gehäufte Verletzungen der Traktate, so ungemessene Vergrößerungssucht, so kühne Schritte zur Präpotenz, beförderten nun aber auch anderer Seits, wie ganz natürlich, die Bildung eines Schutz- und Trutz-Bündnisses, zu welchem sich denn in der That schon im Mai 1804 im Geheimen Schweden, Rußland, Oesterreich und England die Hände boten.

Aber erst im kommenden Jahre — Beethoven saß unbekümmert auf seinem delphischen Dreifuße zu Hetzendorf und componirte — brach die Kriegsfurie los. Die gegenseitigen Kriegserklärungen erfolgten und mit der Schnelle des Gedankens ergoß sich nun der Strom von dreimalhunderttausend Franzosen, unter Davoust, Soult, Lannes, Ney, Murat und Augereau über Süddeutschland. Achtzigtausend Mann Oesterreicher rückten ihnen unter Erzherzog Ferdinand und General Mack entgegen.

So standen die Dinge zu der Zeit, als Beethoven — vertieft in die Composition seiner Leonore — zu Hetzendorf weilte. Gewiß konnte sich die politische Lage Oesterreichs für die Schöpfung eines solchen Werkes, das doch öffentliche Aufführung und ruhige Würdigung vor allem Anderen erforderte, gar nicht schlimmer gestalten. War doch schon jetzt ganz Wien

in der größten Aufregung und Besorgniß, so daß bereits das sonst so frische Kunstleben der Hauptstadt zu stocken begann.

Beethoven hatte davon keine Ahnung, da er in dieser Zeit aus Zorn über Napoleon nicht einmal eine Zeitung mehr las, was bei ihm viel heißen wollte, und er selbst seinen Freunden auf das Strengste verboten hatte, ihm irgend eine politische Neuigkeit mitzutheilen. Desto unruhiger war er selbst, während die Schärfen seines Charakters immermehr hervortraten. Durch Fürst Lichnowsky's Vermittelung hatte er für ein Jahr freie Wohnung im Wiedner-Theater; da diese aber nach dem Hofe lag, so behagte sie ihm nicht. Er miethete sich also zu gleicher Zeit ein Logis im rothen Hause an der Alserkaserne, wo auch Stephan von Breuning wohnte. Aber die schönen Sommertage ließen ihn auch hier nicht. Er ging also auf das Land, und da er einen kleinen Streit mit Breuning bekam, miethete er sich auf der Mölker-Bastei im Pasquillatischen Hause ein, so daß Beethoven um jene Zeit nicht weniger als vier Wohnungen auf einmal hatte.*)

Aber Beethoven war nicht allein in der Wahl der Zeit zur Composition seiner Oper unglücklich, er beging auch bei der Wahl des Libretto einen

*) Wegeler und Ries S. 112. Marx S. 243.

Fehler, der — um der Folgen wegen — erwähnt werden muß.

Was regt sich nicht Alles in einem Musiker bei dem Gedanken: eine Oper zu componiren! . . . . welche Aussichten, Vorsätze, Pläne!

Schaffen soll er nun — sagt Marx in seinem Werke über Beethoven bei Gelegenheit des Fidelio — aus der ganzen Fülle musikalischen Wissens, musikalischer Kraft: Gesang aller Art, Chöre, das weiteste Orchester; alle Gattungen vom Lied bis zum reichgewebten Finale! Lust, Tanz, Andacht, Liebe, Trauer, alle Stimmungen der Leidenschaften; — die ganze Welt im Glanze neuer Schöpfung funkelt vor dem inneren Auge! — Alles was man nur in sich fühlt und innerlich geschaut und geahnt hat, soll Gestalt gewinnen, soll Leben, Person und Handlung werden und mit der Macht vollen hör- und schaubaren Lebens in greifbarer Wirklichkeit vor die versammelten Tausende treten und ihr Gemüth wecken, ihre Empfindungen läutern und erheben, und auf den Schöpfer des glücklichen Werkes zurückströmen im Glanze des Ruhms: Erleichterung und Bürgschaft für eine weite Laufbahn voll Thaten, die in sich selber schon lohnende Beglückung sind.

Welcher Musiker hat nicht diesen Traum geträumt? Wie vielen aber ist er nur Traum geblieben; wie vielen hat sich der Erfolg anders erwiesen, als sie

ihn sich vorgestellt! Auch Beethoven sollte davon zu erfahren haben.

Es ist aber, ehe man sich einem solchen Unternehmen hingibt, eine sorgsame Prüfung desselben sehr zu empfehlen, damit man durch den Ausgang nicht allzusehr befremdet wird.

Wie gehen aber nun die meisten Musiker an ein solches, nach allen Seiten hin wichtiges Unternehmen? Gestehen wir es offen: meist folgen sie nur den allgemeinen Antrieben. Zur Verwirklichung bringen sie ihr Talent, ihr Geschick, den redlichsten Willen, mit einem Worte: den ganzen Musiker mit .... aber auch nicht mehr!

Nun ist aber eine Oper nicht blos Musik; sie ist zugleich Drama in Musik, sie bedarf zur Verwirklichung ihres dramatischen Inhaltes der Scene. Und nun diese beiden Momente, deren einer das Drama, die Musik selber bedingt, — deren Anderer, die Scene, Schritt für Schritt beachtet und bemessen sein will, — wie viele von den Hunderten deutscher Operncomponisten haben sich ernstlich um sie bemüht?

Der hierin in Beethoven's Zeit als höchstes Muster dastand, das war Gluck. Allein er lebte seit 1787 nicht mehr, und war auch außerdem ohne allen Einfluß auf Beethoven geblieben. Beethoven erwähnt ihn sogar nie; selbst seine Compositionen weisen nirgends auf einen solchen Einfluß hin, wäh-

rend sie wenigstens auf Verwandtschaft mit Bach, Haydn, Mozart, wohl auch Händel hindeuten.

Vielleicht aber bedurfte Beethoven keines Leiters und keines Vorbildes? — Er wenigstens dachte in seinem Selbstbewußtsein so. Hatte er sich doch mit den großen Dramatikern, mit Schiller und Göthe und vor allen Dingen mit Shakespeare bekannt gemacht und die Alten, selbst den Aristoteles gelesen!

Aber . . . . aber! Tausende von vorzüglichen Menschen genießen Kunst- und Dichterwerke, lassen sie tief auf ihr Gemüth einwirken, und dennoch wird unter Tausenden kaum Einer dadurch in der Erkenntniß von dem Bau und Wesen jener Werke gefördert. Auch ist der Weg von jenen Dichtern zur Oper sehr weit. Selbst Gluck und Mozart waren nicht aus sich allein und auf den ersten Wurf zur deutschen Oper gelangt; sie hatten sich vom Standpunkte der italienischen Oper aus in deutlich erkennbaren Fortschritten emporgearbeitet; — Gluck noch dabei unter dem Einflusse französischer Dramaturgie und Poesie.

Aber er stand auch lange einsam auf seiner Höhe; seine Idee hatte zunächst nur mittelmäßige Nachfolger, unter ihnen Schweitzer, in Frankreich Mehül, später in höherer Bedeutung Mozart und Spontini.

Beethoven konnte sich Gluck, an dem jede Faser ihm fremd war, nicht anschließen, noch fand er in sich selber reformatorischen Trieb für die Oper. Er trat

an Mozart's Seite; aber er war weniger glücklich in der Wahl des Sujet, wenigstens wie dieses sich im Anfange gestaltete.

Regierungsrath Sonnleithner hatte nämlich — wie wir wissen — das französische Librette: „Léonore ou l'amour conjugale" in das Deutsche übersetzt, ihm drei Acte gegeben und den Titel „Leonore" beibehalten.

So bekam Beethoven den Text der Oper. Und mußte ihn dieser denn nicht in seiner damaligen Stimmung unendlich ansprechen?

Was war denn sein Leben damals anders als Musik und Liebe! Trug er in Julien nicht das Ideal weiblicher Vollkommenheit in Herz und Geist? Gab es für ihn noch einen höheren Gedanken, als sie sein zu nennen — — sein unaussprechlich geliebtes, treues Weib? Und galt es vielleicht nicht, bei ihrer hohen Stellung in der Gesellschaft, einen gewaltigen Kampf, ein Aufgebot der höchsten Kraft, der unerschütterlichsten Treue?

Wie ein wahrer Dramatiker, ein Schiller, ein Schakespeare diesen Stoff angesehen hätte, das ist eine ganz andere Frage, als die, wie Beethoven ihn in seiner damaligen Lage und Stimmung ansehen mußte. Ihm war — seine eigene Liebe im Herzen, seine Julia im Geiste — Leonore das ganze Drama, wenigstens das Herz des Drama's; — Leonore, die

schüchterne Taube, die sich, getragen und gehoben von edler Weiblichkeit, bis zur tragischen Heldin erhebt, vor deren funkelndem Zornesblick die Macht des Bösen zitternd zurückweichen muß.

Und wie konnte er sich hier Julien denken, wie schön sie wiedergeben, gerade weil ein fremder Name das Geheimniß ihrer Liebe deckte.

Leonore wird ihm, dem durchaus deutschen Mann und Künstler, daher das Hochbild des deutschen Weibes: liebend, treu, weiblich zurückgezogen, der Gefährdung des Gatten gegenüber aber entschlossen hervortretend, durch alle Noth und Bangniß Schritt vor Schritt ohne Schwanken vordringend, zur Rettung; — der höchsten Gefahr gegenüber ein Heldenweib, mehr Mann als alle Männer um sie her; ist aber die Rettung vollbracht, bescheiden wieder in den Kreis holder Weiblichkeit zurücktretend.

Prächtig ließen sich nun um diese Sonne alle übrigen Personen gruppiren!

Nur eins übersah Beethoven in seiner Begeisterung für Leonore .... daß das Libretto für den Stoff in seinen **drei** Acten viel zu lang, zu gedehnt, viel zu sehr auseinandergerissen war. Beethoven sprach die Einfachheit und Gefühlstiefe des Sujets an. Er wußte sehr wohl, daß in einer Oper zu viel und zu spezialisirte Handlung das Interesse an der Musik absorbirt; aber er übersah bei seinem Text-

buche darüber, daß dasselbe bei sonstigem tiefen Gefühlsinhalt zu still, zu farb- und leblos sei.

Indeß, wie gesagt, Beethoven war einmal Feuer und Flamme für Leonore, für sein Ideal weiblicher Tugend und Treue, und so durfte ihm auch keine Seele — nicht einmal seine besten Freunde — ein Wort dagegen sagen. Uebrigens wäre dies auch nur bei dem Fürsten Lichnowsky möglich gewesen, da alle anderen nicht das Geringste von dem Sujet wußten, sondern nur im Allgemeinen erfuhren, daß Beethoven in Hetzendorf an einer Oper componire.

Und so saß der große Maestro nun hier, an dem alten lieben Plätzchen, zwischen den zwei Eichstämmen, wo er schon seinen „Christus am Oelberge“ componirt hatte. Draußen, in der weiten Welt zogen die Völker gegen einander .... er wußte es nicht, wollte es nicht wissen; denn in seiner Brust, in seinem Herzen, in seinem Geiste lebten ganz andere Gedanken, baute sich eine neue Welt der Töne auf. — Draußen, in der weiten Welt, stand, hoch aufgerichtet, die Kriegsfurie, jeden Augenblick bereit im Donner der Kanonen, in unermeßlichen Strömen Blutes, im Jammerrufe der Menschheit ihr trauriges Dasein zu bekunden .... Beethoven sah sie nicht .... süße, herrliche, großartige Melodien entstiegen der Tiefe seiner in den heiligsten Gefühlen erregten Seele.

Wie rein, wie himmlisch besänftigend treten sie dem

Trotze des finsteren Schicksales entgegen. Wie lösen sie den namenlosen Schmerz der in Verzweiflung geängstigten Seele in weiche, wehmüthige Empfindungen auf. Welch' ein Sehnen, welch' ein Bangen der Liebe, und wieder .... welch' ein Aufjauchzen der glücklich zu einandergeführten Gatten?!

Wehen nicht aus Florestan's Seufzern die Lüfte einer besseren Welt uns an? Durchrieseln uns nicht in seinem Todeskampfe alle Schauer des Grabes? Welche qualitative Haltung des Gefühls, welche Klangfarben! und dann der poetische und doch so lebenswarme, zauberhafte Duft, der sich über das Ganze breitet und als ein unerklärliches Etwas jedes empfindende Herz zum Entzücken fortreißt! — — —

Endlich war das große Werk gethan, die Oper lag vollendet vor dem Meister. Aber auch hier wieder zog sich ein finsteres Schicksal über dem Haupte Beethoven's zusammen.

Die Ouverture war es zunächst, welche ihn in eine peinliche Lage versetzte. Auch sie war fertig, aber der Componist hatte selbst kein rechtes Vertrauen zu ihr, war daher einverstanden, daß sie vorerst von einem kleineren Orchester bei Fürst Lichnowsky versucht werde. Dort wurde sie von einer Kennerschaar einstimmig für zu leicht und den Inhalt des Werkes zu wenig bezeichnend gefunden, folglich bei Seite gelegt

und kam bei Lebzeiten Beethoven's nie mehr zum Vorscheine*).

Der Maestro machte sich also an die Composition einer zweiten Ouverture, und hier entfaltete der Adler seine kühnsten Schwingen. Sie war, ist und bleibt ein geniales Prachtwerk!**) So kam der Herbst heran und mit ihm die erste Aufführung der ersten Oper des großen, damals schon weltberühmten Ludwig van Beethoven.

---

*) Schindler: S. 58.

**) Dennoch mußte auch sie, da sie in der Partie der Blase-Instrumente zu schwer war, einer dritten den Platz räumen; aber auch bei der dritten hatte Beethoven wieder den Instrumenten zu viel zugemuthet — jetzt den Streich-Instrumenten — und so kam 1815, als die Oper in zwei Akten und unter dem Titel „Fidelio" erschien, noch eine vierte Ouverture zu Stande. Der Hauptfehler liegt dabei darin, daß Beethoven in genialer Rücksichtslosigkeit nie darnach frug: ob Orchester und Sänger die vorgelegten Schwierigkeiten auch überwinden könnten oder nicht. Er ließ eben beim Componiren seinen Genius frei walten und achtete viel zu wenig auf die ihm schon vor Jahren von Salieri hinsichtlich der Behandlung der Stimmen ertheilten Lehren.

Schindler: S. 58-60. Marx: I. Thl. 335. Wegeler und Ries: S. 103.

Die Hauptprobe.

Aber auch das große politische Drama jener Tage hatte wieder begonnen. Napoleon's Heere waren bereits am 25. und 26. September bei Straßburg und Mainz über den Rhein gegangen, während Bernadotte auf der rechten Rheinseite von Hannover aus herangezogen war und sich mit den Bayern unter Wrede und Deroi vereinigt hatte.

Deutschland gab — zu seiner eigenen Schmach und Schande — wieder einmal das Beispiel seiner Zerrissenheit und der undeutschen, egoistischen Gesinnungen seiner Führer. Jetzt, wo alles darauf angekommen wäre, wie ein Mann aufzustehen und mit gemeinsamer Kraft dem von Frankreichs Grenzen heranbrausenden Strome sich entgegenzuwerfen ... jetzt machte es Würtemberg und Baden wie Bayern, sie

schlossen über Hals und Kopf Bündnisse mit Napoleon und versprachen ihm zum Kampfe gegen ihre deutschen Brüder in Oesterreich auch noch 14000 Mann Hülfstruppen.

Buonaparte hatte durch seinen raschen und kühnen Zug, durch den Schrecken, der seinem Heere und seinem Namen vorausging, sowie durch die kluge Benutzung der Partikularinteressen der kleineren deutschen Fürsten in wenigen Wochen ganz Süddeutschland ohne Schwertstreich erobert. Jetzt freilich war es ihm auch ein Kleines, sich mit verstärkter Macht auf das überraschte Oesterreich zu werfen, dessen Hauptheer unter General Mack dem Feinde bereits entgegeneilte, bei dieser Nachricht aber sich gezwungen sah, zwischen Iller und Lech Halt zu machen, um in einer festen, sich an Ulm anlehnenden Stellung das russische Hülfsheer zu erwarten. — Und in der That! wären die versprochenen russischen Hülfstruppen rechtzeitig eingetroffen, wer weiß wie ganz anders sich die Schicksale Deutschlands gestaltet hätten. Aber sie kamen nicht, denn Preußen behauptete seine Neutralität, auch auf die Gefahr hin, daß das ganze deutsche Vaterland darüber zu Grunde gehe. Der Marsch der Russen ward einen vollen Monat lang durch Preußen verhindert; Napoleon aber benutzte dies mit triumphirendem Lächeln und ehe es sich Oesterreich und Preußen versehen hatten, war das schwache Anspach

besetzt und Buonaparte's Heere eilten, Hunderttausend Mann stark durch das Preußische den Oesterreichern in den Rücken. Plötzlich sah Mack sich umzingelt, seinen ganzen Kriegsplan zerstört und sein treffliches Heer der Vernichtung Preis gegeben!

Von allen Seiten von französischen Heerhaufen umgeben, in mehreren blutigen Gefechten durch die Uebermacht zurückgedrängt, mußte Mack sich in Ulm einschließen und endlich mit 25000 Mann kapituliren.

Ein einziger Schlag, furchtbarer, zerschmetternder noch als jener bei Marengo, warf Oesterreich zu des fremden Imperators Füßen. Frankreichs Heere zogen triumphirend in Wien ein.

Es geschah dies in der Frühe des 13. Nov. 1805. Der Kaiser sammt dem Hofe, der ganze hohe Adel, die reichsten und angesehendsten Bürger und das Heer hatten die Hauptstadt bereits verlassen und nur die unbemitteltere Bevölkerung war, gezwungen durch die unerbittliche Nothwendigkeit, trotz dem Schreckensrufe: „Hannibal ante portas!“ in Wien geblieben. Alle Welt zitterte und bebte vor den sich jetzt mit Macht heranwälzenden Wogen der gewaltigen französischen Armee; alle gut österreichischen Herzen bluteten bei dem demüthigenden Gedanken: daß der angestammte, geliebte Kaiser aus den Hallen seiner Väter geflohen und der verhaßte corsische Eroberer jetzt als Sieger in Wien einziehe. In ängstlicher Spannung erwarteten

die zurückgebliebenen ihr Schicksal; die Häuser und Fenster waren geschlossen, die sonst so belebten Straßen leer und öde, und nur der unterste Theil der Wiener Bevölkerung, der nichts zu verlieren, aber bei jeder Veränderung zu gewinnen hatte, war auf den Beinen und drängte nach der Donaubrücke, über die sich bereits seit Tagesanbruch die Ströme der einziehenden Heere ergossen.

Jetzt — um 10 Uhr Morgens — erschien Prinz Murat und durchzog mit seinem glänzenden Generalstabe die Stadt. Ihm folgten mit ihren Truppenabtheilungen Marschall Lannes und General Bertrand, Adjutant des Kaisers, worauf Napoleon selbst mit dem Gros der Armee erschien. Der Gewaltige saß hoch zu Roß von einem in Gold und Ordenssternen funkelnden Gefolge umgeben; aber sein finsteres, marmorstarres und marmorkaltes Antlitz ward noch finsterer, als ihn bei seinem Einzuge auch nicht ein einziger Ruf willkommen hieß. Er fühlte es wohl, daß ihn in diesem Schweigen der Haß empfing; aber er war groß genug, diesem Haß Mäßigung entgegen zu setzen und klug genug, den Vorsatz zu fassen, die Wiener durch Nachsicht und Milde für sich zu gewinnen.

Die Hauptmasse der Armee zog auf seinen Befehl durch Wien durch, die Stadt blieb vor jeder Plünderung bewahrt, die Einwohnerschaft in ihrem Eigenthum geschützt. Murat schlug sein Hauptquartier im

Palaste des Herzogs Albert auf, Napoleon nahm seine Residenz in Schönbrunn.

Auch die Armeekorps der Marschälle Soult und Davoust zogen den kommenden Morgen nur durch, dennoch lautete der Auszug des Etats des drei und zwanzigsten Bülletins der französischen Armee: „Erobert und in den Zeughäusern Wiens u. s. w. vorgefunden: Kanonen, Feldstücke 89, dergleichen erobert auf dem linken Ufer 80, eiserne Kanonen 3, bronzerne Belagerungsstücke 276, Feldstücke in Casematten 958 — in Allem 1406. Mörser von Metall 232, in den Casematten 241, zusammen 473. Wagen mit Provision und Bespannung 200. Gewehre: 61,292. Carabiner: 25,000. Pistolen: 23,000. Werkzeuge: 75,000. Küraße: 8000. Bomben: 160,000. Haubizen und Kugeln verschiedener Gattung: 600,000. Pulver: 600,000 Centner. Patronen: 6 Millionen rc."

So gemäßigt und klug sich aber Napoleon auch benahm, so vorsichtig der neue Commandant von Wien — der kaiserlich französische General von Hülin, Befehlshaber der Grenadiergarde — auftrat, sie vermochten den Schrecken, die Angst, und das niederdrückende Gefühl, das stets auf der Bevölkerung einer eroberten Stadt lastet, nicht von den Schultern der Wiener hinweg zu nehmen. Handel und Wandel stockten, große und kleine Handelshäuser stellten ihre

Zahlungen ein, die Zufuhren zur Stadt blieben theilweise aus und Alles ward theuerer. Dazu kam, daß die Einquartirung desjenigen Theiles der französischen Heere, der in der Hauptstadt geblieben, den guten Wienern ihre Lage immer vergegenwärtigte, indeß die fortwährenden Siegesbülletins der feindlichen Armee die mißliche Lage Oesterreichs immer steigerte und gar nicht absehen ließen, wohin dieser unselige Krieg noch führen werde. Hatte doch jetzt schon Wien, durch die Masse der passirenden und einquartirten Truppen das Ansehen einer französischen Stadt.

Und unter diesen Verhältnissen sollte Ludwig van Beethoven's neue Oper die erste Aufführung erleben!

Beethoven selbst hatte sich, bis in die letzte Zeit, den Welthändeln fast ganz ferne gehalten. Consequent in seinem Trotz gegen Napoleon las er nicht einmal die Augsburger Allgemeine Zeitung, die doch sonst für ihn wie das tägliche Brod war. Allein die Ereignisse überflügelten ihn, und wenn sie auch seinen Trotz nicht brachen, so traten sie doch an ihn, wie an jeden Einzelnen so nahe und mit solcher Wucht und Entschiedenheit heran, daß er die Augen aufmachen und sehen mußte.

Am peinlichsten berührte es ihn dabei, daß der Adel zugleich mit dem Hofe Wien in der Stunde der Gefahr verließ. Sein Unmuth aber kannte keine

Grenzen, als auch der Fürst Lichnowsky mit seiner ganzen Familie, — Graf Moritz Lichnowsky, der Bruder des Fürsten, die Grafen Franz von Brunswick und Gallenberg, Hofsekretär Zmeskal von Domanovetz, die Barone von Gleichenstein und Pasquallati, die Fürsten Lobkowitz und Kinsky, Graf Browne und seine Gattin — alle Gönner und Freunde Beethoven's — ja selbst die Gräfin Guicciardi, Wien verließen.

„Es sind alles feige Memmen!" — rief er in seinem Zorne aus — „die nicht einmal den Muth haben, dem Heuchler, dem verrätherischen Republikaner, dem neuen Welttyrannen die Stirne zu bieten. Wohl weiß ich zwei, die geblieben wären, wenn es in ihrer Macht gestanden," — setzte er dann finster hinzu — „Julie und mein alter ehrlicher Swieten; aber sie muß der Mutter folgen, die ohnedem in der letzten Zeit sonderbar gegen mich geworden ist, und . . . der alte Papa ruht leider in Frieden."

Aber jetzt that Beethoven erst gar nicht, was ihm die Freunde noch beim Abschiede gerathen: daß er nämlich seine Oper in dieser Zeit der allgemeinen Verwirrung und Niedergedrücktheit von der Bühne zurückziehen und nicht geben solle.

Der alte Raptus aus seiner Jugend überkam ihn einmal wieder: und so drang er jetzt erst recht auf die Aufführung seiner „Leonore." Er wollte

dabei den Franzosen zeigen, was deutsche Musik sei und die feigen Flüchtlinge dadurch bestrafen, daß sie der ersten Aufführung und seinem Siegesfeste nicht beiwohnen konnten.

Wehe dir, Meister, wehe! warum forderst du in deinem Trotze und deiner allzugroßen Sicherheit das Schicksal so kühn heraus? Kennst du sie nicht die Worte deines großen Zeitgenossen:

„Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten!
Und das Unglück schreitet schnell!"

Ja! es kam schneller über dich, als du es ahntest. Die schwarze dunkle Wolke deines Mißgeschickes hob sich wieder und eilte auf den Schwingen des Sturmes wie ein Gewitter heran!

Unter den wenigen Gliedern des hohen Adels, die in jenen Tagen der Angst und Verwirrung in Wien geblieben, befand sich auch der junge Graf Pallhorst. Warum? konnte man nicht genau sagen, doch wollten einige wissen: es sei dies lediglich geschehen, um der ersten Aufführung der Oper „Leonore" beizuwohnen, da er ein enthusiastischer Freund und Verehrer der Beethoven'schen Musik sei.

Heute war die Hauptprobe für diese Oper angesagt und übermorgen sollte die erste Aufführung statt finden. Jetzt war es Morgens neun Uhr. Graf Pallhorst trat — unscheinbar gekleidet und in einen

weiten Tuchmantel gehüllt, der ihn vor der kaltfeuchten Novemberluft schützen sollte, — aus seinem Palais. Niemand folgte ihm. Er schlug den Weg nach einem der Stadttheile ein, in welchem das Elend, das Laster, und die äußerste Armuth ihre Wohnungen aufgeschlagen hatten.

Die Straßen waren gegen sonst wie ausgestorben. Nur französische Offiziere, Soldaten, Patrouillen und einzelne Bürger mit finsteren oder niedergeschlagenen Gesichtern begegneten ihm. Desto lebhafter war es in einer der Kneipen jenes Stadtheiles, dem sich der junge Graf zugewendet.

Hier in den drei aneinanderstoßenden kleinen, niederen und finsteren Stuben ging es laut und lustig her. Wenigstens in den zwei ersteren, wo eine Menge Soldaten verschiedener französischer Regimenter und eine nicht geringe Anzahl Arbeiter und Tagediebe ihr in Branntwein und Brod bestehendes Frühstück einnahmen. Singen und Lachen erschallte dabei von allen Seiten, denn der neue Tag brachte für Menschen, die nichts zu verlieren und alles zu gewinnen hatten, nur neue Lust und neue Chancen des Glücks.

Nur in dem hintersten Raume war es still und geräuschlos, denn hier saß, den Kopf auf den Arm gestützt, ein einziger Mensch in abgeschabter, theilweise zerrissener Kleidung und schaute dumpf brütend und

halblaut mit sich selbst sprechend in das große, mit Branntwein gefüllte Glas.

Der Mann war in der That ein Bild des Elendes und der Verworfenheit; denn alle Laster hatten sich, obgleich er noch keinesweges alt war, in tiefen Zügen auf seinem Gesichte eingegraben. Eine abschreckende Verlebtheit sprach aus den starrblickenden, matten Augen, den verwelkten eingefallenen Wangen und der gelben faltenreichen Haut. Die dürren langen Finger seiner Hand spielten dabei, fast mit krampfhaftem Zucken, in dem noch ziemlich reichen blonden Haare, unter welches aber Zeit und Lebensstürme frühzeitig den Schnee des Alters gemengt.

Neben dem Manne lag auf der hölzernen Bank eine Violine.

„So bin ich denn jetzt ganz allein!“ — murmelte er in diesem Augenblicke finster vor sich hin, während seine Augen fortwährend in das vor ihm stehende Glas starrten. — „Auch sie hat mich verlassen...... verlassen auf immer!“

Er schwieg einen Augenblick; dann zuckte er plötzlich zusammen, die Hand ballte sich um einen Büschel Haare, als wolle sie dieselbe in wilder Verzweiflung ausreißen und ein Ausdruck des Entsetzens trat in seine Züge.

„Und wie..... wie ist sie gestorben!“ — murmelte er weiter — „auch allein..... von keinem

Menschen umgeben ..... nicht einmal von mir, dem Bruder, den sie nicht zuließen! .... in dem verfluchten Hause, das sie Spital nennen ..... unter monatlangen Qualen ..... wie ein Thier ..... wie ein räudiger Hund!" — und seine geballte Faust schlug auf den Tisch, daß das vor ihm stehende Glas in die Höhe sprang und ein Theil seines Inhaltes verschüttete. Eine abermalige Pause entstand; aber der Geruch des vergossenen Branntweins übte einen solch' magischen Einfluß, daß der sich plötzlich unwillkürlich niederbeugte und das Uebergelaufene vom Tische aufschlürfte. Aber er wußte gar nicht, was er gethan hatte; denn seine Gedanken waren bei der Schwester: ihrem grenzenlos jämmerlichen Tode und ihrem Begräbnisse, das heute morgen stattgefunden. Vier Männer hatten die Leiche weggeschleppt und er war gefolgt. Das war das Leichenbegängniß.

„Verflucht!" — stöhnte er jetzt wieder — „daß der Mensch so herunter kommen kann! ..... Wer hätte das einst gedacht, als sie wie eine Fürstin lebte .... und ich!? ...."

Er griff nach dem Glase und leerte es mit einem Zuge. Seine matten Augen fingen zu funkeln an, seine erschlafften Züge gewannen einen Anflug von Leben, ein entsetzliches Lachen spielte um seinen Mund, rasch nahm er die Geige und einige kecke, wilde Striche ausführend, rief er:

„Wie war doch das Lied, das sie in den letzten Jahren so oft unter Thränen sang . . . . . das Lied, das sie der Ungar gelehrt . . . . . das Lied von den Schicksalsgefährten: dem Fohlen und dem Mädchen, die sich beide, schön und jung, im Uebermuthe der Jugend, auf Ungarns Haide tummelten?"

Und er hob an und spielte und sang mit einer Art schmerzlicher Raserei:

„Auf freiem Feld im Ungarland
Erblickten wir der Welten Licht,
Den Stolz, die Habsucht, eitlen Tand,
Das Alles kannten wir dort nicht.
So wuchsen wir in Freiheit auf,
Kein Zwang ward jemals uns gethan,
Kein Zügel hemmte unsern Lauf,
So ward uns Beiden eine Bahn!

Doch bald die schöne Zeit verschwand,
Der Jugend sorglos fröhlich Spiel!
Ein Fürst, der sich darauf verstand,
Der gab uns bald ein and'res Ziel.
Im zarten Sprößling sah er gleich,
Welch' edle Raç' sich hier versteckt,
An Grazie, Schönheit überreich,
Die nur d'rauf harrt, bis man sie weckt.

So kamen wir zur Residenz
Und wurden prächtig ausgeschmückt,
Damit auf uns'res Lebens Lenz
Der Fürst mit Stolz und Freude blickt.

Wir wurden nur zu Putz und Pracht
Erzogen und des Fürsten Lust
Erfüllt', o! daß wir's nie bedacht!
Mit eitlem Stolz' auch uns're Brust.

Uns freute jener Flitterglanz,
Die Freiheit gaben wir dafür!
Und nur nichts thun! wir lebten ganz
So wie ein echter Cavalier.
Doch bald verschwand die schöne Jugend,
Der Fürst fand nicht Gefallen mehr
An uns'rer abgenützten Tugend,
Und gab uns willig wieder her.

So ging es immer mehr bergab,
Ein elend und erbärmlich Leben!
Bis einst ein abgeschied'nes Grab
Uns konnte wieder Ruhe geben."

Der Geiger schloß mit einem so wilden Strich, daß zwei Saiten sprangen. Aber die Menge in den beiden anderen Schenkstuben, die zum Theil an der Thüre gelauscht, zum Theil eingetreten war, klatschte in die Hände und rief: „Bravo!" — „Bravo!"

Auch flog eine Masse kleinen Geldes auf den Tisch. Der Geiger strich es mit stumpfsinniger Gleichgültigkeit zusammen, ließ sein Glas noch einmal bis oben füllen und trank es dann zum zweitenmale bis auf den Grund aus.

Als dies geschehen, verfiel er in die alte Träumerei, die Menge zog sich wieder nach den vorderen Stuben

zurück und alles ward still um ihn. In ihm selbst aber hatte der Branntwein die unselige Wirkung hervorgebracht, um deren Willen er eben den Branntwein lieb gewonnen: es ward ihm warm im Leibe, wild fröhlich zu Muthe und in dieser inneren, wilden, fürchterlichen Fröhlichkeit fühlte er sich über Welt und Menschen, über Elend und Schicksal hinaus getragen; ein giftiger Hohn über alles Bestehende erfüllte ihn dann und machte ihn mit Lust zu jeder Unthat bereit. Er dürstete dann nach Rache für sein und der Schwester zertretenes Leben.

So war es ihm jetzt; — so brütete er eine halbe Stunde lang .... da schlug es neun Uhr. Es war die Zeit, zu welcher er den jungen Grafen Pallhorst hier erwarten sollte.

Zehn Minuten später trat dieser wirklich auch durch eine Hinterthüre ein. Beide setzten sich zusammen und sprachen lange und viel. Ein Lauscher würde den Namen Beethoven und „Leonore" öfter gehört haben. Aber es war kein Lauscher da und der Lärm in den beiden vorderen Räumen übertönte auch vollkommen ihr halblaut geführtes Gespräch. Als Pallhorst die Kneipe verließ, steckte der Geiger einen schweren Beutel zu sich; aber seine Züge verriethen jetzt nicht mehr — wie früher bei ähnlichen Gelegenheiten — eine gierige Freude, ein Triumphiren, in dem sich schon im Voraus die zu erreichenden Genüsse spie-

gelten, — sein Herz, sein Geist, sein Leben waren ja Todtenäcker geworden, über die der eisige Wind der Gleichgültigkeit strich. Er war stumpf für Alles .... nur nicht für den Genuß des Branntweins ... und ... der Rache!

Als er — den eingedrückten Hut auf dem Kopfe, die Violine unter dem Arme, den abgemagerten Körper in einem abgeschabten, theilweise zerrissenen Rock gehüllt — die Kneipe unsicheren Schrittes verließ, murmelte er leise vor sich hin:

„Er hat mein Lebensglück zertreten, und damit auch das meiner armen Schwester; darum sei er verflucht! und .... was ich thun kann, seine Oper zu stürzen... das soll geschehen!"

Und der Geiger ging: unter dem Pöbel und den Tagedieben Wien's eine Rotte zu werben, die auf brutale Weise mithelfen sollte, Leonore fallen zu machen. — —

Unterdessen hatte der junge Graf Pallhorst sein Palais erreicht. Schweigend und in Gedanken verloren stieg er die große Treppe hinauf und trat in sein Ankleidezimmer, woselbst ihn der Kammerdiener erwartete.

„Sind die Herren vom Theater an der Wien, die ich auf heute zum Dejeuner habe einladen lassen, erschienen?" — frug er dann.

„Aufzuwarten, Euer Gnaden!" — entgegnete der

Kammerdiener mit tiefer Verbeugung. — „Sie befinden sich sämmtlich im Salon."

„Gut!" — sagte der Graf. — „Kleide mich rasch um."

Es geschah. Als die Toilette beendet, gab der junge Graf einen Wink und der Kammerdiener zog sich zurück. Der Graf war wieder allein.

„Vor solchen Schweinen spiele ich nicht!" murmelte er jetzt halb ingrimmig, halb höhnisch vor sich hin. — Nun, mein lieber Beethoven, Sie müssen wenigstens zugestehen, daß ich ein gutes Gedächtniß für Beleidigungen habe. Einmal mißglückte es mir, Sie in Person niederzutreten; versuchen wir es jetzt, ihre Oper umzuwerfen. Es ist nur Schade, daß der Capellmeister, der edle Ritter Ignatz von Seyfried nicht auch zu gewinnen ist. Dafür aber, daß die Sänger und Sängerinnen und das ganze Orchester für mein Treiben empfänglich sind, dafür haben der gute Herr Beethoven durch sein barsches, unfreundliches und rücksichtsloses Wesen gegen alle die Mitwirkenden selbst schon trefflich gesorgt. Ist doch fast kein Einziger da, den er nicht gekränkt und beleidigt. Freilich meint er es nicht so böse; aber das gilt gleich! Auch diejenigen Wunden, die man aus Versehen geschlagen, bluten und brennen. Heute Abend ist Hauptprobe, da gibt es jedenfalls wieder neue Collisionen die Menge; . . . reizen wir also ein wenig die alten

Wunden, damit ihre Träger für jede unsanfte Berührung doppelt empfindlich werden. Gewinnen wir uns die Leutchen durch ein feines und leckeres Frühstück und lassen sie mit den köstlichen Weinen unseren köstlichen Gedanken hinunter schlucken: in sämmtlichen Leistungen so flau als möglich zu sein. Mehr brauchen wir gar nicht; denn da alle Gönner des edlen Maestro von Wien entfernt sind; — die Herren Franzosen nichts von deutscher Musik verstehen und die allgemeine Angst und Niedergedrücktheit jetzt Niemanden Sinn für Kunstgenüsse läßt, so müßte es mit dem Teufel zugehen, wenn die Oper nicht durchfiele. Und sollte die leiseste Beifallbezeugung vorkommen, so wird mein sauberer Freund Geiger mit seiner bezahlten Rotte dafür sorgen, daß so gewaltig gepfiffen und gezischt wird, daß das Stück total erliegt."

Der junge Graf rieb sich hier mit einem Ausdruck von Hohn und boshafter Freude die Hände. Dann sagte er noch einmal: „Warte nur! dein „vor solchen Schweinen spiele ich nicht!" soll dir theuer zu stehen kommen. Wir wollen dir das Spielen und und spielen lassen schon legen. Lerne deine Worte mäßigen .... aus einem einzigen unüberlegten ersprießt oft eine ganze Drachensaat!"

Und er wandte sich und ging nach dem Salon. — —

Das Dejeuner im Hotel des Grafen Pallhorst dauerte bis Nachmittag vier Uhr, der Zeit, in welcher

die Hauptprobe der „Leonore" angesagt war. Die ganze Gesellschaft begab sich also unmittelbar von dem lucullischen Feste in das Theater an der Wien. Man war ungemein auf- und angeregt; denn der junge Graf hatte nicht nur fürstlich auftragen und die herrlichsten Weine in reichstem Maße fließen lassen, er war auch gegen sämmtliche Künstler die Liebenswürdigkeit und Artigkeit selbst gewesen. Eine gentilere und feinere Behandlung, eine größere Anerkennung ihrer Verdienste hatten die anwesenden Künstler noch nie gefunden.

War es da ein Wunder, daß alle für den jungen hübschen Edelmann schwärmten? für ihn, der noch dazu in der jetzigen kritischen Lage der Einzige war, der den Muth hatte, den Priestern der Kunst ein splendites Fest zu geben? Und wie richtig hatte er, als das Gespräch auf Beethoven und Leonore kam, den ersteren beurtheilt; wie begründet war der Tadel, den er über das rauhe und rücksichtslose Wesen aussprach, mit welchem oft sogenannte Genies, andere Künstler behandelten; wie ungemein richtig war seine Bemerkung, daß der ausführende Künstler solchen eingebildeten Geniestolz am besten und sichersten damit strafe und demüthige, wenn er, bei Mitwirkung, seinen Theil so viel als thunlich fallen lasse. Die Mattigkeit und Flauheit der Gesammtaufführung werde dann schon den stolzen Componisten zu dem Bewußtsein

bringen, daß er — ohne Sänger und Orchester — ein Nichts sei.

In der That fand denn auch die ganze Gesellschaft diese Handlungsweise so einleuchtend und diplomatisch, daß man sich schon auf dem Wege in das Theater gegenseitig das Wort gab: nach diesen Principien zu handeln.

So begann denn die Hauptprobe, von Beethoven selbst dirigirt, unter höchst mißlichen Auspicien. Capellmeister Ignatz von Seyfried merkte dies auch sofort. Er setzte sich daher — schon gewöhnt zwischen Beethoven und den Mitgliedern der Bühne und des Orchesters, den Vermittler zu machen, — neben den Componisten. Der Tactstock fiel, die Ouvertüre begann. Aber wie oft ertönte das „Halt!" Beethoven's — wie lahm und matt ging das Alles! — wie wurde bei der schweren Instrumentirung und dem schlechten Willen so oft gefehlt! — Wie peinlich berührte hier Beethoven seine Harthörigkeit. Alles fühlend, was jedes Instrument zu sagen habe, wollte er es auch dem Vortragenden ebenso fühlbar machen, und verlor sich dabei in Gesticulationen, die das Orchester zum Schwanken brachten. *)

„Falsch! Falsch!" — rief er jetzt und der Tactstock fiel auf. — „Die Streichinstrumente sind einen Viertel

---

*) Schindler: S. 70.

Tact zu spät eingefallen! . . . . Dacapo! zwei Tacte früher!"

Das Orchester begann auf's Neue.

„Falsch!" — donnerte Beethoven wieder. — „Derselbe Fehler! . . . Noch einmal."

Abermals setzte das Orchester ein.

„Zum Teufel!" — rief jetzt der Mästro wüthend aufspringend — „wo haben denn die Herren heute ihre Ohren gelassen!"

„Die haben sie alle bei sich!" — rief jetzt eine Stimme aus dem Orchester — „aber der Herr Capellmeister hört nicht recht."

Beethoven zuckte zusammen: — „Wer wagt es! . . . ." rief er; aber in demselben Augenblicke legte sich eine Hand sanft und beruhigend auf seinen Arm und eine wohlmeinende Stimme sagte:

„Lieber Herr College, Sie haben sich wirklich getäuscht: die Streichinstrumente sind das letztemal richtig eingefallen."

Es war Capellmeister Seyfried, der so gesprochen. Aus Zartgefühl hatte er sogar — selbst auf Kosten des Ruhmes seiner Capelle — nur vom „letztenmal richtig einfallen" gesprochen. Aber Beethoven, der über die heilige Begeisterung für die Musik und über den Eifer sein erstes derartiges Werk aufzuführen und zu dirigiren sein Ohrenleiden

für den Moment ganz vergessen hatte, schüttelte finster den Kopf.

„Das ist alles nichts!" — sagte er laut, und seine Züge hatten einen furchtbar harten Ausdruck angenommen. — „Müssen Ihr Orchester besser schulen; da ist weder Präcision, noch technische Vollendung!"

Aber in demselben Augenblicke war es, als ob das ganze Orchester ein großer Ameisenhaufe sei, in welchen ein Störenfried mit dem Fuße hineingestoßen habe. Alle Mitglieder geriethen in Bewegung! Ein Theil derselben sprang gesticulirend auf, ein anderer beugte sich zu dem Nebensitzenden und frug: „Was hat er gesagt?" — Wieder Andere legten, Zorn sprühend, ihre Instrumente weg und riefen: „Wir spielen nicht mehr!" .... Kurz, es war ein so greuliches Durcheinander, daß kein Mensch sein Wort hören, keine Seele sich aus dem Gewirre von Lauten, Gesticulationen, Ausrufungen und Hin- und Herbewegungen herausfinden konnte.

Vergebens schlug Beethoven — Zornesflammen aus seinen Augen sprühend — gebieterisch auf seinen Pult; — .... umsonst bemühte sich Herr von Seyfried das empörte Orchester zu beruhigen. Irgend Jemand mußte Oel in die Flammen des Hasses und des Neides geschüttet haben, die bisher — nur mühsam unterdrückt — in den Herzen der Orchestermitglieder geglimmt, denn sie schlugen jetzt himmelhoch auf. Die

Köpfe glühten, die Zungen waren geläufiger denn je, alle Banden der Subordination lösten sich, und da der Tumult im Orchester auch das Personal der Sänger, der Sängerinnen und des Chores auf die offenstehende Bühne gelockt, so begann bereits auch dort schon ein Murren und eine gleiche Bewegung.

Glücklicherweise aber hatte das wachsame Auge des zum Stadtkommandanten von Wien ernannten General Hulin, der überall Verschwörungen witterte, auch dem Theater, und selbst der heutigen Probe, seine Aufmerksamkeit zugewandt. Kaum bemerkte daher der diensthabende Offizier die revolutionären Bewegungen des Orchesters, als er auch sofort seine zehn Mann Grenadiere eintreten, und an der Pforte „Gewehr bei Fuß!" machen ließ. Aber wie zauberhaft wirkten nun der dumpfe Schall und das Klirren der mächtig aufgestoßenen französischen Gewehrkolben. Wie Töne aus Oberon's Horn versteinten sie mit einemmale die ganze bis dahin so bewegte Masse . . . der Lärm verstummte . . . . leise ließ Jeder sich auf seinen Sitz niedergleiten, erfaßte sein Instrument und hielt es mit tiefem Schweigen zur weiteren Aufführung der Ouverture bereit.

„Von Anfang!" — ertönte Beethoven's zürnende Stimme, und die Ouverture begann auf's Neue. Diesmal ging sie aber auch vortrefflich, so daß der Maestro selbst zufrieden war.

Indeß — heute glichen nun einmal alle Mitwir-

kenden auf der Bühne und im Orchester den Vulkanen, die wohl zeitweise, aber meist nur auf kurze Zeit aufhören, Feuer zu speien. Eine verdrießliche Collision folgte der anderen. Bald war es das, durch seine Schwerhörigkeit herbeigeführte Lauschen Beethoven's nach dem bestimmten Eintritt einzelner Instrumente, was von seiner Seite ein Retardiren an Stellen eintreten ließ, an welchen der Dirigent dem Ganzen die Zügel schießen lassen muß. — Bald wieder führte die vorsätzliche Lauheit der Singenden und Spielenden den Unwillen des Maestro's herbei und gaben zu Streit und Zank Veranlassung. Hier war der Clarinette, dort der Violine eine Passage zu schwer; . . . . jetzt verlangte Florestan und gleich darauf Leonore eine Umänderung in ihren Stimmen, da sie sonst ihre Partieen nicht singen könnten; — auch Pizarro fluchte über seine Hauptarie, die ihm hier zu hohe, und dort zu tiefe Töne hatte. Alle dreie aber schrieen:

„Wir ruiniren unsere Stimmen!“

„Diese Oper untergräbt unsere Existenz!“

„Wir können das nicht so vortragen, wie es geschrieben!“

„Man will uns blamiren!“

„Und ruiniren!“

Ludwig van Beethoven, von Seyfried dringend gebeten, nahm mit wahrem Heroismus seine ganze Geduld zusammen; aber er wich auch nicht ein

Haarbreit von dem ab, was er geschrieben. Sänger und Orchester mochten schreien, wie sie wollten, so oft gefehlt wurde, ging es von vorn wieder an. Es ward acht Uhr, — neun Uhr, — zehn Uhr, — — die Probe war noch nicht zu Ende; aber die Leidenschaftlichkeit beider Parteien steigerte sich mit der nervösen Reizbarkeit, die allgemein in Folge der zu großen Anstrengung eintrat.

Jetzt — es schlug halb elfe — war die Aufregung wirklich eine fieberhafte geworden. Man verweigerte durchweg die Wiederholung des letzten Aktes.

Beethoven wüthete: seine Augen flammten, auf seiner Stirne lag es wie Ungewitter, seine Haare umwallten das gewaltige Haupt wieder wie die Mähne eines erzürnten Löwen: — „Lohnseelen!“ — rief er donnernd — „Lohnseelen seid ihr Alle. Da ist kein Funke wahrer Begeisterung für das Große, — keine Ahnung der Vollendung!“

Aber wie brach es nun wieder von allen Seiten los: — „Wir singen, wir spielen übermorgen nicht!“ — erschallte es im Chorus.

„Nein! wir spielen, wir singen nicht!“ — rief es von allen Seiten zurück.

„Wir lassen uns nicht so behandeln!“ — schrieen Andere.

„So laßt es bleiben!“ — rief der Maestro außer

sich und warf den Taktstock mit furchtbarer Gewalt zur Erde — „so laßt es bleiben und bleibt selbst . . .“

Das letzte Wort verhallte unter dem Geklirre der Waffen; denn eben trat der diensthabende französische Offizier mit seiner Mannschaft vor und gebot Ruhe und Schluß.

Beides erfolgte. Beethoven — Wuth und Verzweiflung im Herzen stürzte nach Hause; die übrige Masse verließ murrend und knurrend das Haus.

Auf der Straße aber transportirte die französische Patrouille einen betrunkenen Geiger vorüber, der, trotz aller Kolbenstöße, in der wunderbaren, zwischen Seligkeit und Wehmuth schwankenden Stimmung seines Rausches, unaufhörlich die Worte sang:

„So ging es immer mehr bergab,
Ein elend und erbärmlich Leben!
Bis einst ein abgeschied'nes Grab
Uns konnte wieder Ruhe geben.“

„Ja, ja!“ — lallte er dazwischen. — „'S ist wahr Schwesterchen . . . . uns . . . . konnte wieder Ruhe geben! . . . . Nun . . . . wart' nur ich komme auch bald . . . . kann nicht sein . . . . ohne Dich!“

„So ging es immer mehr bergab,
Ein elend und erbärmlich Leben!
Bis einst ein abgeschied'nes Grab
Uns konnte wieder Ruhe geben.“

Plötzlich entglitt die Violine seinem Arm. Er taumelte — — fiel — — und war todt. Ein Schlagfluß hatte in Folge des vielen Branntweins, den er heute bei Anwerbung der Rotte, die gegen Beethoven's neue Oper wirken sollte, genossen, seinem Leben ein Ende gemacht. —

Nie wieder!

Den 20. November 1805 war Ludwig van Beethoven's großartige und herrliche Oper „Leonore“ — nachdem Capellmeister Seyfried mit unendlicher Mühe, Sänger und Orchester beschwichtigt hatte — zum erstenmale gegeben worden, und zwar im Theater an der Wien. Ihre Aufnahme war eiskalt: nach drei Vorstellungen zog Beethoven sein Werk zurück.*)

Was seine Freunde ihm vorausgesagt, auf was seine Feinde mit Sicherheit gezählt ... es hatte sich erfüllt. Sieben Tage zuvor waren ja die Franzosen in Wien eingerückt. Tausende aus den höheren Klas-

*) Marx: L. v. Beethoven's Leben und Schaffen. I. Thl. S. 344. Schindler: Biographie L. v. B. S. 57—60. Wegeler und Ries: S. 103.

sen, darunter Lichnowsky und alle übrigen Gönner Beethoven's hatten die Stadt verlassen; das Theater war daher fast nur von französischen Offizieren besucht, deren Ohren mehr an Kanonendonner, als an das Anhören sublimer Tondichtungen gewöhnt waren und die außerdem nicht ein Wort von dem Texte verstanden; endlich aber hatte auch Pallhorst's Politik im Vereine mit Beethoven's Rücksichtslosigkeit gegen Sänger und Orchester ihre Früchte getragen: die Aufführung war, neben der Gedehntheit des Sujets, jedesmal eine durchaus flaue und matte gewesen.

Beethoven war außer sich! er wußte, was er geleistet hatte; er kannte ja die Masse großartiger Schönheiten, die diese herrliche Tondichtung enthält. Er hatte dies Werk in einer so reinen, heiligen Begeisterung geschaffen, sein ganzes Ich, sein ganzes Fühlen, Denken und Lieben hineingelegt. Da lebte und webte sein Ideal von weiblicher Tugend, Liebe und Treue; ... da war der Welt ein Zeugniß gegeben seines tiefen musikalischen Wissens, seiner unerreichbar herrlichen Compositionsgabe; ... da stand vor ihren Augen und Ohren eines der genialsten Meisterwerke der Tonkunst ... und ... seine Aufnahme war eine eiskalte gewesen, er hatte es zurückziehen müssen!

Eine furchtbare Bitterkeit bemächtigte sich seiner, —

sein Herz blutete aus tausend Wunden, — seine Seele rang mit Verzweiflung ... das war der Lohn, das waren die Früchte seines ganzen bisherigen, der Kunst gewidmeten Lebens!

Es war schon ziemlich spät in der Nacht. Beethoven saß allein auf seinem Zimmer, das Licht auf dem Tische brannte nur trübe. Neben demselben lag der Brief den der Maestro eben geschrieben und in dem er seine Oper mit blutendem Herzen zurückverlangte.

Auch heute, wie an den beiden vorhergehenden Abenden, an welchen „Leonore" gegeben und so schmählich aufgenommen worden war, hatte er die Thür seines Zimmers abgeschlossen. Er wollte, er konnte Niemanden sprechen! Aber auch heute, wie an jenen beiden vorhergehenden Abenden, klopfte es jetzt an der Thüre. Beethoven hörte es nicht. Da klopfte es lauter: Beethoven fuhr aus seinen finsteren Träumen empor, aber der Ausdruck seines Gesichtes ward noch finsterer, ... er schwieg und blies das Licht aus.

„Ludwig!" — sagte jetzt draußen eine milde Stimme — „ich bin es, dein alter, treuer Freund, Stephan Breuning. Ich weiß, daß du zu Hause bist, also laß mich ein. Laß mich, wie sonst wohl manchmal, deinen Kummer mit dir tragen, deinen Verdruß theilen, deine Angelegenheiten besprechen; es wird dir dann leichter um das Herz werden."

Keine Antwort erfolgte.

Finster, regungslos, mit selbstquälerischem Eigensinn in seinen Schmerz vertieft, saß Beethoven da. Er wollte Niemanden sehen, mit Niemanden sprechen, von Niemanden bedauert sein.

Eine Pause folgte; dann hob die Stimme wieder an.

„Ludwig! — ich beschwöre dich bei unserer Jugendfreundschaft, öffne mir. Ich will dir ja nicht lästig fallen; aber dein einsames Brüten beängstigt mich. Laß mein Herz zu deinem Herzen sprechen und du wirst sehen, daß es dir leichter wird."

Eine neue Pause entstand.

Beethoven's Hände hatten sich geballt; aber nicht aus Zorn, sondern aus Schmerz. Die milde Stimme des einzigen Freundes der ihm geblieben, und die Erinnerungen die er wach gerufen, trieben sogar einen salzigen Tropfen in seine Augen. Aber er wollte Niemanden sehen und sprechen ...... er schwieg.

„Nun denn!" — sagte jetzt die Stimme wieder — „es ist meine Art nicht, mich aufzudrängen. Ich gehe; ..... aber wenn du ein Freundesherz brauchst, so weist du, wo du es findest!" — und die Schritte eines Weggehenden verhallten langsam. Beethoven schwieg; aber er dachte: — „Es ist doch ein guter edler Mensch!"

Eines hatte indessen Stephan Breuning immer bewirkt: den Gedanken des Freundes war, wenigstens momentan, eine andere Richtung gegeben, sie versanken in die Erinnerungen an seine schöne Jugendzeit.

O wie glücklich war er doch damals im Breuning'schen Hause gewesen! wie unendlich liebevoll hatte Frau von Breuning immer für ihn gesorgt; — welch' trauter Kreis umgab ihn dort; — welch' ein schöner Wetteifer im edelsten Streben herrschte unter ihnen Allen; — wie lag die Zukunft damals noch so licht vor ihm; — was wollte er nicht alles erreichen; wie lockte ihn die Palme des Ruhmes, der volle Kranz der Ehre, zu einem riesigen und doch so freudigen Streben! . . . . . und heute, heute! . . . . . Er konnte den Gedanken nicht ertragen, daß seine Freunde von seiner, noch dazu so unverdienten Niederlage hören sollten!

Er sprang empor: da plötzlich wirbelten die Trommeln durch alle Straßen. Sollte Wien in Flammen stehen? Waren die Oesterreicher vor die Thore der Stadt zurückgekehrt, sie dem verhaßten Feinde zu entreißen?

Beethoven zündete das Licht wieder an; aber bald ergab es sich, daß General Hülin, der französische Platzcommandant, nur Allarm hatte schlagen lassen, um die Schlagfertigkeit der ihm untergebenen Truppen zu prüfen.

Beethoven lachte bitter auf: es waren ja die Truppen Napoleon's die jetzt Wien besetzt hielten; die Truppen desselben Napoleon's, für den der Meister einst, als für den weltbeglückenden Errichter einer platonischen Republik geschwärmt, und der ihn so arg getäuscht; die Truppen desselben Napoleon's der jetzt zu einem ländergierigen Usurpator und Tyrannen geworden; – es waren die Truppen, die alle seine Gönner und Freunde verscheucht und dadurch und durch ihre Geschmacklosigkeit ..... seine Oper geworfen hatten.

„Ja, ja!" — rief er jetzt und schlug ein neues bitteres, wahrhaft furchtbares, seine Züge greulich entstellendes Lachen an – „ja! ja! so muß es kommen: fort mit allen Idealen, bis die Brust leer ist, wie das Leben. Fort mit allem Hohen und Erhabenen, damit die flache Erbärmlichkeit ungehindert den Thron der Welt besteigen kann. Fort ..... o! ..... es ist doch ein schönes Wörtchen dieses „fort!" — namentlich in meinem Leben! Was ist nicht alles für mich fort in diesen Tagen? – Fort, nach Petersburg, dem Rufe seiner Zukunft folgend, ist Ries, der mir doch manchmal ein treuer Gefährte, ein lieber Schüler, in seinem jugendlich frischen Wesen eine Erheiterung und Auffrischung meiner selbst war! ..... Fort ist der Hof, ... fort sind alle die feigen Freunde: Lichnowsky, Kinsky, Gleichenstein, Pas-

quallati und Browne, auf die ich so sehr gerechnet ..... fort, fort! ist selbst Julie, der einzige Stern, der mir noch in meiner Lebensnacht leuchtete! Wohl folgte sie ungern der Mutter; aber wenn sie mich wirklich liebt, warum blieb sie nicht hier, den einsamen, verlassenen Freund zu trösten?! — und ist nicht alles Glück mit ihr fort? ..... selbst mein Name, meine Ehre, mein Ruhm?"

Beethoven warf sich in den Sessel, der vor seinem Arbeitstische stand und senkte das Haupt auf seine Arme. Lange verharrte er so, in tiefe schmerzliche Gedanken versenkt. Als er sich endlich aufrichtete, fiel sein Blick auf einen Brief, der auf seinem Schreibtische lag und den er bis dahin nicht bemerkt. Mechanisch griff er nach demselben und öffnete ihn: er war von seinem Bruder Karl. Beethoven las; aber auch der Inhalt dieses Briefes mußte Peinliches enthalten, denn seine Stirne verfinsterte sich von Minute zu Minute mehr. Bruder Karl überhäufte ihn mit Vorwürfen über die vier Wohnungen, die er zugleich gemiethet; klagte ihn der Verschwendung an und forderte, daß ihm mehr Einsicht in des Bruders häusliches Treiben zugestanden werde; denn Ludwig bedürfe in der That hierin einer Bevormundung. Jeder Andere hätte diesen Brief im Zorn zerrissen, Ludwig van Beethoven that es nicht: aber ein furchtbarer

Schmerz ging durch seine Seele ..... auch der Bruder war für ihn verloren.

Dennoch sollte Niemand diesen Brief sehen. Ludwig stand also auf, um denselben in diejenige Schublade seines Wandschrankes zu legen, in welcher er seine Kostbarkeiten zu verwahren pflegte. Es waren dies verschiedene goldene Tabaksdosen, Ringe und sonstige von hohen Gönnern empfangene Preciosen. Kaum aber hatte er die Schublade herausgezogen, als er erblaßte ..... zwei der schönsten und kostbarsten Dosen fehlten, ... und Niemand wußte, wo der Schlüssel zu diesem Schranke verborgen lag, ... Niemand kannte die geheime Feder, welche jene Schublade öffnete als er ..... und Karl.

Karl aber war heute in Ludwig's Abwesenheit hier gewesen und hatte, da er den Bruder nicht gefunden, den bewußten Brief an seinem Schreibtische geschrieben.

Beethoven war in diesem Momente todtenbleich. Er fühlte, daß ihm die Kniee wankten. Rasch; aber ohne einen Laut, drückte er die Schublade zu, schloß den Schrank und fuhr mit der Hand über Stirn und Augen, als wolle er etwas Entsetzliches aus seinen Gedanken verwischen. Dann ging er langsamen Schrittes dem Sessel wieder zu, auf dem er mit den Worten: „Auch ihn hab' ich verloren!" — kraftlos zusammen brach.

Zwei Stunden verstrichen, bis Beethoven wieder ein Lebenszeichen von sich gab. Aber in diesen zwei Stunden hatte er sich vollkommen wieder gefunden, mit seiner Vergangenheit abgerechnet und den Blick frei und männlich einer neuen großen Zukunft zugewandt.

Ludwig van Beethoven war wieder der Alte. Die furchtbaren Stürme seines Inneren hatten ausgetobt. Es war ihm zum klaren Bewußtsein gekommen, daß er eben „allein" durch das Leben gehen müsse; aber er hatte sich auch erhoben über den Zweifel an sich selbst, in den ihn für kurze Zeit, die Aufnahme seiner Oper gestürzt. Kalt, stolz und selbstbewußt erhob der Riese wieder sein Haupt gen Himmel, mit dem festen unerschütterlichen Vorsatze: unbeirrt von allen Schicksalsschlägen den selbst angebahnten Weg zur Größe und Unsterblichkeit fortzugehen.

Aber noch etwas hatte sich in ihm festgestellt: die Ueberzeugung, daß er nicht für die Oper geschaffen sei. Ruhig nahm er die Feder, mit der er zuletzt an „Leonore" geschrieben, warf sie auf die Erde und zertrat sie mit den Worten: „Nie wieder!"

Ein wichtiger Abschnitt dieses bedeutenden Lebens war geschlossen; aber donnernd sprangen zugleich für Ludwig van Beethoven die Pforten einer neuen, noch größeren Zukunft auf. —

III.

Das Drama beginnt.

(Beethoven als Mann.)

